



Printed in Germany

Türkei TL 23,-  
Ungarn Ft. 2.170,-

Thailand Baht 450,-  
Tschech. Republik Kč 175,-

Spanien € 6,-  
Spanien/Kanaren € 6,30

Slowakei € 6,20  
Slowenien € 5,90

Polen (ISSN 00387452) Zł 29,-  
Portugal (cont) € 6,-

Lettland € 5,60  
Norwegen NOK 72,-

Italien € 6,-  
Japan Yen 1.800,- (+tax)

Griechenland € 6,50  
Hongkong HK\$ 88,-

Finnland € 7,40  
Frankreich € 6,-

Belgien € 5,20  
Dänemark dbk 48,-

Österreich € 5,10  
Schweiz ST 7,-



## DAS GEFÄHRLICHSTE TIER DER WELT

Die tödliche Invasion der Mücken

Edeka-Affäre  
**Sigmar Gabriel in  
der Fusionsfalle**

Vereinfachtes Deutsch  
**Kampfansage an Genitiv  
und Konjunktiv**

Droge Smartphone  
**Die Psychotricks der  
App-Entwickler**

# WWEIT



## BMW i. BORN ELECTRIC.

\* Die Höhe und Berechtigung zur Inanspruchnahme des Umweltbonus ist durch die auf der Webseite des Bundesamts für Wirtschaft und Ausfuhrkontrolle unter [www.bafa.de](http://www.bafa.de) abrufbare Förderrichtlinie geregelt. Es besteht kein Rechtsanspruch auf Gewährung des Umweltbonus. Der Umweltbonus endet mit Erschöpfung der bereitgestellten Fördermittel, spätestens am 30. Juni 2019.

BMW i3 (94 Ah): Stromverbrauch in kWh/100 km (kombiniert): 12,6; CO<sub>2</sub>-Emission in g/km (kombiniert): 0. Die Verbrauchswerte wurden auf Basis des ECE-Testzyklus ermittelt. Abbildung zeigt Sonderausstattungen. Neue BMW i Fahrzeuge sind bei jedem autorisierten BMW i Agenten erhältlich.

# TEER.

DER NEUE BMW i3 MIT  
MEHR REICHWEITE UND  
4.000 € UMWELTBONUS\*.



BMW i



Freude am Fahren

# WIR FEIERN 10 JAHRE FAIRGLOBE



Lidl lohnt sich.

Seit 2006 führen wir unsere Fairtrade-zertifizierte Eigenmarke Fairglobe. Nachhaltig produzierte und fair gehandelte Artikel, von denen alle etwas haben. Wir feiern und unsere Produzenten im Ursprung bekommen die Geschenke.



Zum 10-jährigen Jubiläum leistet Lidl in der Woche vom 18.7. bis 23.7. für jedes verkaufte Produkt einen Beitrag von 10 Cent an ein Fairtrade-Projekt für Kaffeebauern in Bolivien.



Im März gewann Lidl den Fairtrade-Award 2016 in der Kategorie „Handel“. Den Preis erhalten Unternehmen, die sich vorbildlich für die Fairtrade-Idee einsetzen.

Mehr Informationen zum Fairtrade-Award 2016 auf: [www.lidl.de/fairtrade](http://www.lidl.de/fairtrade)



Fairglobe-Artikel ab

**-.99\***

\* Dieser Artikel kann aufgrund begrenzter Vorratsmenge bereits im Laufe des ersten Angebotstages ausverkauft sein. Für Druckfehler keine Haftung.

Lidl Dienstleistung GmbH & Co. KG, Rötterstr. 30, 74166 Neckarsulm Namen und Anschrift der regional tätigen Unternehmen finden Sie unter [www.lidl.de/filialsuche](http://www.lidl.de/filialsuche) oder ☎ 0800 435 33 61.

## Hausmitteilung

Betr.: Titel, IT-Sicherheit, IS-Terror, DEIN SPIEGEL



Blasberg in Rio de Janeiro

Seit vier Jahren lebt SPIEGEL-Redakteur Marian Blasberg als Reporter in Rio de Janeiro, seit Langem freut er sich auf die Olympischen Spiele, die in drei Wochen beginnen. Im Frühjahr allerdings wurde die Welt von Bildern aus Brasilien aufgeschreckt, die Babys mit auffallend kleinem Kopf zeigen – ihre Mütter hatten sich mit dem Zika-Virus infiziert, das von einer Stechmücke mit dem Namen *Aedes aegypti* übertragen wird. Was bedeutet das für Olympia? Und was bedeutet das für die Besucher aus aller Welt?

Gemeinsam mit den Kollegen Veronika Hackenbroch

und Hauke Goos folgte Blasberg der Spur der geheimnisvollen Mücke, in Brasilien und England, in Singapur und Deutschland – die Titelgeschichte beschreibt den weltumspannenden Kampf gegen die Stechmücke. Niemand kann absehen, ob dieser Kampf je gewonnen wird.

Seite 44

Digitalisierung ist das Thema des 21. Jahrhunderts, ihre Anhänger schwärmen von „smarten Gebäuden“ und totaler Vernetzung. SPIEGEL-Redakteur Marcel Rosenbach ließ sich von zwei IT-Experten die Schattenseiten zeigen: Live führten sie ihm vor, wie sich die Steuerungen von Hotels oder Shoppingmalls in aller Welt im Netz auffinden lassen – oder wie Unbefugte sogar Pumpen eines Wasserwerks manipulieren könnten.

Seite 64

Bis zum 22. März dieses Jahres war Mourad Laachraoui, inzwischen 21, einfach ein junger Mann mit einem übersichtlichen Leben: einer der besten Taekwondo-Kämpfer der Welt, der für das belgische Nationalteam startet. An jenem 22. März aber sprengte sich sein Bruder Najim Laachraoui, 24, mit einer Bombe am Brüsseler Flughafen in die Luft. Zahlreiche Menschen starben, der „Islamische Staat“ bekannte sich zu dem Anschlag. Seitdem führt Mourad Laachraoui zwei Leben: das eines Leistungssportlers – und das des Bruders eines Massenmörders. Lukas Eberle und Petra Truckendanner trafen Laachraoui in den vergangenen Wochen zu mehreren langen Gesprächen, sie begleiteten ihn zum Training und zu Wettkämpfen. Sie lernten einen offenen jungen Mann kennen, der weiß, dass ihn die Tat seines Bruders für immer verfolgen wird. „Der Sport“, sagt Eberle, „ist Mourads Fluchweg geworden.“



BENOIT CHATTAWAY / DER SPIEGEL

Eberle, Laachraoui, Truckendanner

Seite 100



Als der erste Mensch damit begann, aufrecht zu gehen, brachte das einen gewaltigen evolutionären Vorteil mit sich: Er hatte auf einmal die Vorderpfoten frei, konnte geschicktere Hände entwickeln und damit dann Werkzeuge herstellen und nutzen. DEIN SPIEGEL, das Nachrichten-Magazin für Kinder, beschreibt in der neuen Ausgabe das Leben in der Steinzeit: die Geschichte der Menschwerdung, vom ersten Vormenschen bis zum Homo sapiens. Außerdem: Der Brexit – was Kinder über das Votum der Briten wissen sollten. DEIN SPIEGEL erscheint am kommenden Dienstag.

# WAS DEN »ISLAMISCHEN STAAT« SO GEFÄHRLICH MACHT



Gebundenes Buch mit Schutzumschlag  
352 Seiten · € 19,99 (D)  
ISBN 978-3-421-04694-9  
Auch als eBook erhältlich.

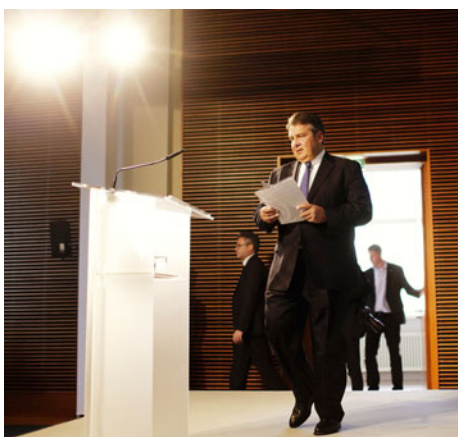
Christoph Reuter zeigt, wie der »Islamische Staat« zur gefährlichsten Terrororganisation der Welt werden konnte. Sein Buch basiert auf bislang unbekanntem Dokumenten und jahrelangen Recherchen in der Region und macht vor allem eines deutlich: Wir sollten uns von der Propaganda nicht täuschen lassen. Denn der IS ist in vielem anders, als wir denken.

## Das gesplante Amerika

**USA** Ausgerechnet in der Amtszeit von Barack Obama haben sich die Spannungen zwischen Schwarz und Weiß wieder verstärkt. Während Afroamerikaner gegen Polizeigewalt demonstrieren, wenden sich Teile der weißen Unterschicht nun Donald Trump zu. **Seiten 88, 91**



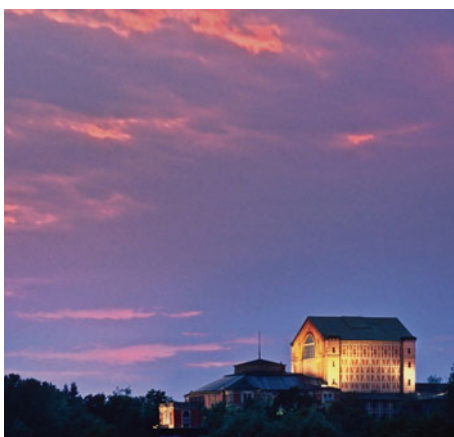
JONATHAN BACHMAN / REUTERS



HANNIBAL HANSCHKE / REUTERS

## Der Monopoly-Minister

**Wettbewerb** War Sigmar Gabriel befangen, als er die Fusion der Handelskonzerne Edeka und Kaiser's Tengelmann per Sondererlaubnis durchwinken wollte? Der Wirtschaftsminister bestreitet das. Interne Dokumente zeigen jedoch ein anderes Bild. **Seite 16**



THOMAS PELAUM / VISUM

## Ganz große Oper

**Klassik** Kurz vor Beginn der Bayreuther Richard-Wagner-Festspiele ist offener Streit ausgebrochen – nach dem Rückzug des Dirigenten Andris Nelsons kritisiert „Parsifal“-Regisseur Uwe Eric Laufenberg den machtbewussten Musikdirektor Christian Thielemann. **Seite 118**



W. SCHUERING / WIRTSCHAFTSWOCHEN

## Ende eines Großbauern

**Landwirtschaft** Er wollte den größten Agrarkonzern Europas bauen, Nahrungsmittel, Bioprodukte und saubere Energie produzieren. Nun ist die Firma von Siegfried Hofreiter pleite. Tausende Anleger bangen um ihr Geld. Die juristische Aufarbeitung beginnt. **Seite 70**

**Titel**

**Epidemien** Der globale Siegeszug der Mücke **44**

**Deutschland**

**Leitartikel** Warum der Brexit auch eine Chance für Großbritannien birgt **8**

**Meinung** Kolumne: Im Zweifel links / So gesehen: Wie die Eurozone rechnet **10**

**CSU streitet über Volksabstimmungen / RAF-Trio erbeutete wohl mehr als 600.000 Euro / NRW schafft Gebühr für Fehlalarme ab** **12**

**Wettbewerb** Wie sich Wirtschaftsminister Sigmar Gabriel im Fusionsfall Edeka um Kopf und Kragen redet **16**

**Grüne** Im SPIEGEL-Gespräch setzt Exminister Jürgen Trittin auf ein Linksbündnis nach der Bundestagswahl **20**

**Verteidigung** Moskau funkt Entspannungssignale **23**

**Gastbeitrag** CSU-Politiker Gauweiler fordert Entschuldigung der Kanzlerin zum Irakkrieg **24**

**Migration** Kann die Zahl der Abschiebungen durch schärfere Gesetze erhöht werden? **26**

Wie es einem Kosovaren gelang, zehn Jahre illegal in Deutschland zu leben **28**

**Hauptstadt** Sind osteuropäische Investoren über eine Briefkastenfirma am Häuserkampf in der Rigaer Straße beteiligt? **30**

**Essay** Was die Friedensbewegung mit der AfD gemein hat **32**

**Menschenrechte** CDU-Abgeordnete machen sich zu Fürsprechern von Despoten **34**

**Islamismus** Der IS hat genau Buch geführt über seine Kämpfer – die Dokumente belasten Rückkehrer in Deutschland **36**

**Verkehr** Carsharing-Firmen wollen keine Knöllchen mehr zahlen **39**

**Medizin** Ein Mann verklagt eine Fruchtbarkeitsklinik, weil er Unterhalt für ein Kind zahlen soll, das er nicht wollte **40**

**Gesellschaft**

*Früher war alles schlechter: In den USA sinkt die Gewalt durch Schusswaffen seit 20 Jahren / Warum Väter lieber Söhne haben* **42**

**Eine Meldung und ihre Geschichte** Ein 86-Jähriger fährt 26 Jahre ohne Führerschein **43**

**Identität** Potsdams Bürger wehren sich gegen den Abriss eines alten, hässlichen DDR-Hotels – warum? **54**

**Karrieren** SPIEGEL-Gespräch mit Opernball-Zampano Richard „Mörtel“ Lugner, 83, über die Abgründe seines Lebens **56**

**Homestory** Wie „Pokémon Go“ uns zu Jägern und Sammlern macht **60**

**Wirtschaft**

*Warnung vor fahrerlosem Auto / Spanien und Portugal drohen Millionen einbußen / Brexit führt zu Rezessionsrisiko*

**IT-Sicherheit** Gebäude und sensible Anlagen werden digital gesteuert – ausreichend geschützt sind sie allerdings nicht **64**

**Unternehmen** Pudding-Erben streiten sich um die Führung des Oetker-Konzerns **68**

**Landwirtschaft** Wie der Größenwahn von KTG-Chef Hofreiter den Agrarkonzern in die Pleite getrieben hat **70**

**Tourismus** Airbnb-Mitgründer Blecharczyk über das Selbstverständnis und die Zukunft der Übernachtungsplattform **72**

**Finanzmärkte** Viele marode italienische Banken müssten eigentlich abgewickelt werden – das aber traut sich niemand **74**

**Arbeitsmarkt** Eine Studie zeigt, welche Chancen die Digitalisierung bietet **76**

Ministerin Andrea Nahles erklärt, warum Flüchtlinge der deutschen Wirtschaft helfen können **77**

**Zukunft** Industrielle 3-D-Drucker revolutionieren klassische Produktionsprozesse **78**

**Ausland**

*Das Versagen der Uno in Syrien / Venezuelas Krise trifft nun auch Kuba* **80**

**USA** Donald Trump und die Suche nach einer Strategie für den Weg ins Weiße Haus **82**

Trump-Berater Mike Flynn über die Haltung des Präsidentschaftskandidaten in außenpolitischen Fragen **85**

**Rassismus** Wie der Konflikt zwischen Schwarzen und Weißen noch immer die USA spaltet **88**

Über die Anklagen gegen die Polizisten, die vor einem Jahr den Schwarzen Freddie Gray getötet haben **91**

**Großbritannien** David Cameron – Nachruf auf einen Gescheiterten **93**

**Terror** Die Kindersoldaten des Kalifats **94**

**Sport**

*Die schwierige Suche nach Stürmern für die Nationalmannschaft / Machtkampf bei der Fifa* **99**

**Schicksale** Die bewegende Geschichte des Taekwondo-Kämpfers Mourad Laachraoui, dessen Bruder zu den Selbstmordattentätern von Brüssel gehörte **100**

**Wissenschaft**

*Wie gefährlich sind Riesenwelse? / Lichtblitz-Therapie statt Chemo / Kommentar: Dialektik des Daumenlutschens* **104**

**Phonetik** Miau! Mio! Forscher ergründen die Sprache der Katzen **106**

**Computer** Quietschbunte Langeweile – warum der Hype um die Foto-App „Prisma“ bald verebben wird **109**

**Essay** Der Philosoph und Zauberer Tristan Harris über die Ursachen der weltweit grassierenden Smartphone-Sucht **112**

**Weltall** Wo sind sie? Der Astronom Alexander Scholz über die Suche nach extraterrestrischer Intelligenz **114**

**Kultur**

*Facebook-Feindseligkeiten zwischen Thomas Glavinic und Stefanie Sargnagel / Glosse: Frauen kurz vor der Weltherrschaft / Kolumne: Zur Zeit* **116**

**Klassik** Vor der „Parsifal“-Premiere herrscht Zwist in Bayreuth **118**

**Literatur** Juli Zeh und der Erfolg ihres Romans „Unterleuten“ **122**

**Debatte** Rechtspopulismus ist Nationalnarzissmus **126**

**Deutsch** „Leichte Sprache“ soll Menschen mit Lernschwierigkeiten helfen **128**

**Starkritik** Cristiano Ronaldo im EM-Finale **131**

**Bestseller** **125**

**Impressum, Leserservice** **132**

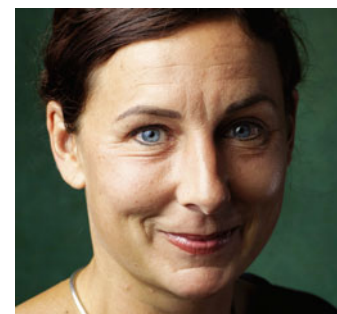
**Nachrufe** **133**

**Personalien** **134**

**Briefe** **136**

**Hohlspiegel/Rückspiegel** **138**

Wegweiser für Informanten: [www.spiegel.de/investigativ](http://www.spiegel.de/investigativ)



HERMANN BREDEHORST / DER SPIEGEL

**Juli Zeh**

Ihr Gesellschaftsroman „Unterleuten“ ist schon jetzt eines der Erfolgsbücher des Jahres. Darin erzählt die Schriftstellerin von einem brandenburgischen Dorf – und schildert so das Befinden der Deutschen. **Seite 122**



INTERFOTO

**Felis silvestris**

600 Millionen Hauskatzen leben auf der Welt, und sie tun etwas – für ihre Spezies – Ungewöhnliches: Sie miauen. So versuchen die Tiere, glauben Forscher, mit dem Menschen zu kommunizieren. Was wollen sie uns sagen? **Seite 106**



BENOIT CHAITAWAY / DER SPIEGEL

**Mourad Laachraoui**

Der Taekwondo-Europameister gehört zu den besten Sportlern Belgiens. Sein Leben änderte sich schlagartig am 22. März dieses Jahres, als sein Bruder Najim im Flughafen von Brüssel eine Bombe zündete. **Seite 100**

## Leitartikel

# Der Schock als Chance

*Großbritanniens neue Chefin muss die tieferen Ursachen für den Brexit bekämpfen.*

**N**ein, aus England kommen nicht nur Horrormeldungen. Seit dieser Woche besteht sogar Anlass zu Optimismus, trotz der Brexit-Katastrophe, trotz Boris Johnson, der plötzlich im Außenministerium sitzt. Einer der Gründe für den Optimismus heißt Theresa May.

Nach den Chaoswochen von London hat sich die Regierung schneller gebildet als angenommen, schon das lässt aufatmen. Geführt wird sie von einer Frau, deren hervorstechende Eigenschaften Langeweile und eine protestantische Arbeitsethik sind, was ein erfrischender Kontrast zu jenen Herren ist, die das Land an den Abgrund geführt haben. Großbritannien wird nun von einer pragmatischen Technokratin regiert, die als Innenministerin sechs Jahre lang einen der härtesten Jobs der Regierung erledigte. Dass weder Boris Johnson noch die bislang kaum bekannte Tory-Abgeordnete Andrea Leadsom an die Macht gelangten, ist die positivste Nachricht dieser Tage.

May wurde Premierministerin, weil sie das politische Massaker von Westminster überlebte. Die anderen Kandidaten hatten sich entweder verdrückt oder wurden von gehässigen Parteifreunden erledigt. May ist eine von 16 Millionen Briten, die am 23. Juni für den Verbleib in der EU gestimmt haben. Das macht die britisch-europäischen Trennungsgespräche zwar nicht angenehmer, aber berechenbarer, als wenn einer der Brexit-Ideologen am Steuer säße.

Johnson wirkte in den Wochen vor dem Referendum wie ein Verkehrsunfall: Seine Lügenkampagne war eine Katastrophe – und doch konnte man den Blick nicht von ihm abwenden. Dass er trotz des Schadens, den er angerichtet hat, nun Außenminister werden durfte, ist aberwitzig – nicht nur, weil er keinerlei diplomatisches Talent besitzt. May glaubte wohl, nicht auf ihn verzichten zu können, weil Teile des Volkes und der Parteibasis ihn lieben. Dieses spezielle Amt aber hätte sie ihm nicht anvertrauen dürfen, der Schritt könnte Großbritannien außenpolitisch noch stärker isolieren. Johnson dagegen kann nun zeigen, ob er der kluge Versöhner ist, für den ihn seine Freunde halten. Oder ob er sich endgültig entzaubert. Beides wäre hilfreich.

Für die Insel birgt der Schock über den Brexit – trotz aller Nachteile – aber auch eine Chance. Er könnte Anlass sein, endlich wieder jene Verlorenen ins politische Visier zu nehmen, die das Referendum als Vehikel begriffen ha-

ben, ihre Wut auszudrücken. Wie überall in Europa wächst auch in Großbritannien ein Prekariat aus Minijobbern, Teilzeitangestellten und Arbeitslosen heran, das sich von der politischen Elite nicht mehr vertreten fühlt. May sieht das Brexit-Votum zu Recht als Weckruf für ihre Regierung, für die Rechte der Zurückgelassenen zu kämpfen, den sozialen Aufstieg zu ermöglichen und so Millionen Menschen für die Demokratie zurückzugewinnen.

Vor ihrem Einzug in die Downing Street kritisierte sie in einer Rede die Ungerechtigkeit des Wirtschaftssystems und die Skrupellosigkeit gewisser Bosse. Sie prangerte die Steuertricks von Amazon, Google und Starbucks an, forderte eine bessere Industriepolitik und mehr innerbetriebliche Mitbestimmung. Die Kluft zwischen

den Gehältern von Arbeitern und Unternehmensvorständen nannte May „irrational und ungesund“, sie wolle Firmen zwingen, Bonuszahlungen öffentlich zu machen, und Anteilseignern ermöglichen, Vorstandsgehälter zu kappen. May skizzierte nicht weniger als den Versuch, den Kapitalismus in seinem Ursprungsland zu zähmen. Es waren erstaunlich klare Worte für die Vorsitzende einer Partei, deren neoliberale Marktgläubigkeit erst jene ökonomischen Verhältnisse schuf, die so viele zu Verlierern machten.

Es wird wohl Jahre dauern, diese Skizze einer gerechteren Gesellschaft in die Praxis umzusetzen. Zynismus, entstanden aus Ohnmacht, war der Treibstoff des Brexit-Vo-

tums. Das Gegengift wäre das Gefühl, gehört zu werden und teilzuhaben am Wohlstand. Es wäre die Revolution, auf die England seit Jahren wartet. Der Zeitpunkt ist günstig für May. Labour befindet sich im Selbsterstörungsmodus. Und die innerparteilichen Gegner sind geschwächt.

Der Rest Europas sollte sich derweil keine allzu großen Illusionen darüber machen, dass sich der Brexit mithilfe Theresa Mays noch irgendwie verhindern ließe. Die EU sollte stattdessen versuchen, die Briten trotzdem so eng wie möglich an sich zu binden, selbst wenn das emotional schwerfallen sollte. Der Kontinent täte gut daran, bei den Verhandlungen pragmatisch vorzugehen.

Die Stärke der britischen Politik lag schon immer darin, auch nach der brutalsten Debatte einen Konsens zu finden. Theresa May hat jetzt die Gelegenheit zu einem Neuanfang für ihr Land. Sie sollte sie nutzen.

Christoph Scheuermann



May in 10 Downing Street

F-IMAGES / ZUMA PRESS / ACTION PRESS





HYUNDAI

NEW THINKING.  
NEW POSSIBILITIES.



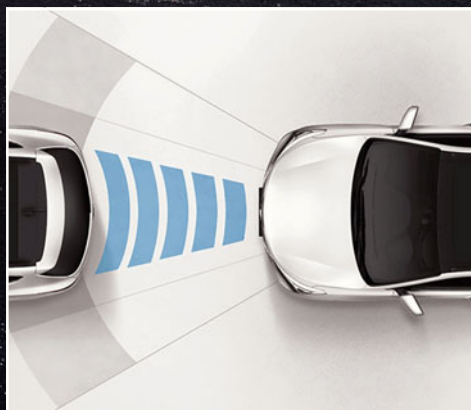
# Größe zeigen. Der neue Hyundai Santa Fe

ab  
**26.990€<sup>1</sup>**  
Leasing  
ab **299€<sup>2</sup> mtl.<sup>2</sup>**

Ein souveräner Auftritt: der neue Hyundai Santa Fe. Selbstbewusst im Design. Großzügig beim Komfort. Und vorausschauend mit einer Vielzahl intelligenter Assistenzsysteme. In Summe: ein Statement, das keine großen Worte braucht. Mehr erleben unter [hyundai.de](http://hyundai.de)



Rundumsicht-Monitor<sup>3</sup>. Kameras an der Front und am Heck sowie an den Außenspiegeln fangen alles ein, was rund um den Santa Fe passiert.



Adaptive Geschwindigkeitsregelung<sup>4</sup>. Das Assistenzsystem passt das Tempo des Santa Fe so an, dass der Abstand zum vorausfahrenden Fahrzeug ganz automatisch eingehalten wird.



Automatischer Einparkassistent<sup>3</sup>. Das System erkennt Parklücken und steuert den Santa Fe souverän hinein.

Kraftstoffverbrauch kombiniert: 9,4-5,8 l/100 km; CO<sub>2</sub>-Emission kombiniert: 218-154 g/km; Effizienzklasse: E-B.

<sup>1</sup>Unverbindliche Aktionspreisempfehlung für den Hyundai Santa Fe Trend 2.4 GDi der Hyundai Motor Deutschland GmbH, Kaiserleipromenade 5, 63067 Offenbach, zzgl. Überführungskosten. <sup>2</sup>Freiblebendes Leasingangebot der FFS Group für die Modelle Hyundai Santa Fe Trend 2.4 GDi und Trend 2.0 CRDi. FFS Group ist eine Wort-Bild-Marke der FFS Bank GmbH, Stuttgart, die vom Leasinggeber ALD Lease Finanz GmbH, Nedderfeld 95, 22529 Hamburg, in Kooperation genutzt wird. Monatliche Leasingrate: 299,00 EUR mit einer Laufzeit von 48 Monaten und bei einer Gesamtleistung von 10.000 km p. a. sowie 0 EUR Sonderzahlung, zzgl. Überführungskosten. Änderungen und Irrtümer vorbehalten. <sup>3</sup>Aufpreispflichtige Zusatzausstattung für Modellreihe Premium, Bestandteil Park-Paket, nur in Verbindung mit Automatikgetriebe. <sup>4</sup>Aufpreispflichtige Zusatzausstattung ab Modellreihe Style, Bestandteil Sicherheitspaket. <sup>5</sup>5 Jahre Fahrzeug- und Lack-Garantie ohne Kilometerbegrenzung sowie 5 Jahre Mobilitäts-Garantie mit kostenlosem Pannen- und Abschleppdienst (gemäß den jeweiligen Bedingungen); 5 kostenlose Sicherheits-Checks in den ersten 5 Jahren gemäß Hyundai Sicherheits-Check-Heft. Für Taxen und Mietfahrzeuge gelten modellabhängige Sonderregelungen..



Jakob Augstein Im Zweifel links

## Netanyahus Eskalation



Es geschieht nicht oft, dass eine deutsche Bundesregierung sich zur israelischen Innenpolitik äußert. Noch seltener übt eine deutsche Bundesregierung offene Kritik an einem israelischen Gesetz. Etwas ist also vorgefallen. In dieser Woche hat sich Israel ein Stück vom demokratischen Westen entfernt. Die stolze Demokratie im Nahen Osten wurde den autokratischen Regimen in Russland, Ägypten und der Türkei ein Stück ähnlicher.

Das kritisierte Gesetz sieht vor, dass Nichtregierungsorganisationen, die mehr als die Hälfte ihres Geldes aus staatlichen Quellen im Ausland erhalten, ihre Quellen offenlegen müssen – und zwar andauernd. In jeder Publikation, einschließlich in Briefen an Knesset-Abgeordnete. Eine solche Regelung gibt es in keinem westlichen Land. Nur Länder, mit denen man Israel nicht vergleichen mag, gehen ähnlich vor.

Das Auswärtige Amt antwortete auf eine Anfrage des Grünen-Bundestagsabgeordneten Volker Beck: „Die Bundesregierung ist besorgt, dass das Gesetz einseitig auf Unterstützung durch staatliche Geber ausgerichtet ist. Für private Geber, die in Israel von großer Bedeutung sind, besteht keine Offenlegungspflicht.“

Hier geht es nicht um eine technische Kleinigkeit. Es geht darum, wie man mit demokratischen Mitteln die Demokratie schwächen kann. Die Arbeit jener Organisationen, die Premier Benjamin Netanyahu

kritisch gegenüberstehen, wird fortan erschwert. Die Arbeit jener Organisationen, die seine Regierung bereitwillig stützen, bleibt hingegen unberührt. Das Gesetz ist ein weiterer Schritt auf dem Weg der Eskalation der innenpolitischen Spannungen in Israel.

Der Likud-Politiker Moshe Ya'alon, der vor Kurzem sein Amt als Verteidigungsminister aufgab, hat von den „extremistischen und gefährlichen Kräften“ gesprochen, die Israel und die Likud-Bewegung übernommen hätten. Wie um ihn zu bestätigen, stellte sich sein Nachfolger, Avigdor Lieberman, gleich danach hinter einen Soldaten der israelischen Armee, der einen verletzt am Boden liegenden palästinensischen Attentäter, von dem keine Gefahr mehr ausging, mit einem Kopfschuss tötete.

Es ist die Auseinandersetzung um die dauerhafte Besetzung des Westjordanlandes und die Folgen der Besatzungspolitik für die israelische Gesellschaft, die an Israel zerren. Längst spaltet ein Klima der Unversöhnlichkeit das Land. Egal ob NGOs, das Erziehungssystem, die arabische Minderheit, selbst die Armee – für die Regierung Netanyahu wird jeder zum Feind, der an ihrer Besatzungspolitik zweifelt. Nicht weniger als die Zukunft der israelischen Demokratie steht in diesem Streit auf dem Spiel.

Deutschland trägt im Verhältnis zu Israel eine besondere Verantwortung. Darum ist es richtig, dass die Bundesregierung sich zu Wort meldet.

An dieser Stelle schreiben Jakob Augstein, Jan Fleischhauer und Markus Feldenkirchen im Wechsel.



## Null Buße

**So gesehen** Die Eurozone erfindet immer kreativere Rechenarten.

„Dreimal null ist null ist null“, hieß es bislang nur im Kölner Karneval. Jetzt hat endlich auch die Eurozone diese Weisheit übernommen. Nach der „Nullinflation“ und dem „Nullzins“ haben die Strategen der Europäischen Währungsunion in dieser Woche einen weiteren kreativen Begriff geprägt: die „Nullbuße“.

Weil Portugal und Spanien zum wiederholten Mal mehr Schulden gemacht haben als erlaubt, haben Europas Finanzminister Sanktionen gegen beide Länder eingeleitet. Damit diese aber „nicht als Strafe verstanden werden“, werden sie sich voraussichtlich auf „null Prozent des Bruttoinlandsprodukts“ belaufen, heißt es. Man könnte auch sagen: auf nix.

Es gehe darum, „Glaubwürdigkeit und Intelligenz zu verbinden“, sagte Währungskommissar Pierre Moscovici. Interessant daran ist, dass der Herr Kommissar es offenbar für eine Herausforderung hält, zugleich glaubwürdig und intelligent zu sein.

Manche Eurokritiker hielten es von Beginn an für eine Schnapsidee, eine Währungsunion ohne die dazugehörige politische Union zu gründen. Für andere bestand die Schnapsidee darin, Nationen, die hoch verschuldet sind, auch noch Geldbußen abzuverlangen. Der größte Denkfehler aber lag wohl in der Annahme, die erste Schnapsidee durch die zweite heilen zu können. Nun gibt es also Strafen, die niemanden bestrafen sollen. Wenn es so weitergeht, wird man es in der Eurozone bald mit einer vierten Null zu tun haben: null Bock.

Michael Sauga

### Kittihawk



# IN DIESEM MOMENT ÖFFNEN SICH MILLIONEN CHANCEN FÜR IHR UNTERNEHMEN. ABER NUR EINE IST DIE RICHTIGE.

## ZUKUNFT IST LIVE.

Mit SAP® S/4HANA behalten mittelständische und große Unternehmen ihr gesamtes Business im Blick: über alle Bereiche hinweg, live und rund um die Uhr. Natürlich auch in der Cloud. Für die richtigen Entscheidungen, im richtigen Moment.

Mehr auf [sap.de/wachstum](http://sap.de/wachstum)



CSU

## Koalition mit dem Volk

Parteichef Seehofer will Referenden ermöglichen, seine Bundestagsabgeordneten sind dagegen.

Die CSU streitet darüber, ob es künftig Volksabstimmungen auf Bundesebene geben soll. Mit einer entsprechenden Forderung stieß Parteichef Seehofer auf Kritik bei der CSU-Landesgruppe im Bundestag. „Mein Koalitionspartner ist die Bevölkerung“, hatte Seehofer auf einer Klausurtagung gesagt. Referenden seien ein sinnvolles Mittel, um die Bürger zu befrieden. Der innenpolitische Experte Hans-Peter Uhl ist anderer Ansicht: „Die Abgeordneten haben Verantwortung für vier Jahre“, diese dürfe man nicht aus Angst davor, abgewählt zu werden, delegieren. Weitere Abgeordnete sprachen sich gegen das Vorhaben aus, Grundgesetzänderungen durch Volksabstimmungen zu ermöglichen; auch Landesgruppen-

chefin Gerda Hasselfeldt hält nichts davon. Im Entwurf für ein neues CSU-Grundsatzprogramm heißt es: „Wir wollen, dass das Grundgesetz durch das deutsche Volk auch auf dem Weg von Volksbegehren und Volksentscheid mit Zweidrittelmehrheit geändert werden kann.“ Über diesen Passus soll nun der Parteitag Anfang November befinden. Seehofer betonte auf der Tagung auch, dass eine Obergrenze für Flüchtlinge weiterhin nötig sei. Die Krise sei noch nicht gemeistert. Damit stellte er sich gegen den Parteivize, Bundeslandwirtschaftsminister Christian Schmidt. Der hatte erklärt, wegen der geringen Migrantenzahlen sei die Obergrenze überflüssig. ran

### Verkehrswegeplan

#### Hendricks bremst Dobrindt aus

Bundesumweltministerin Barbara Hendricks (SPD) geht auf Kollisionskurs zu Verkehrsminister Alexander Dobrindt (CSU). Er wollte den Entwurf für den neuen Bundesverkehrswegeplan kommende Woche vom Kabinett absegnen lassen. Diese Planung, so schrieb Hendricks ihm nun, werde sich „nicht aufrecht halten lassen“. Mit Verweis auf die Ressortabstimmung mahnte sie „zu mehreren Punkten noch Klä-

rungsbedarf“ an. Zudem wandte sich Hendricks in einem Schreiben an die SPD-Bundestagsabgeordneten: Sie forderte einen Verkehrswegeplan, der nicht nur der zunehmenden Mobilität Rechnung trage, sondern „auch zum Erreichen wichtiger umwelt- und vor allem klimapolitischer Ziele beiträgt“. Der Koalitionspartner habe in dieser Legislaturperiode mehrfach für die SPD „sehr wichtige Projekte über lange Strecken verzögert“, deshalb „dürfen wir uns – und damit meine ich uns alle – ein solches Vorgehen nicht bieten lassen“. kn

### AfD-Fraktion

#### Mehr Macht durch Spaltung?

Die AfD könnte im baden-württembergischen Landtag davon profitieren, dass sie sich nach einem internen Streit in zwei Gruppierungen aufgespalten hat. Sollte die neue „Alternative für Baden-Württemberg“ unter dem AfD-Bundessprecher Jörg Meuthen den Status einer Fraktion erhalten, könnte die AfD künftig leicht einen Untersuchungsausschuss einsetzen: Darüber müssten sich Meuthen und Konsorten nur

mit ihren ehemaligen Kollegen einigen, die als Alt-AfD ohnehin Fraktionsstatus genießen. Laut dem Untersuchungsausschussgesetz wird der Landtag mit einem Antrag, der „von zwei Fraktionen unterzeichnet ist“, zur „Einsetzung eines Untersuchungsausschusses verpflichtet“. Ein Untersuchungsausschuss ist das schärfste Mittel des Parlaments, um die Regierung zu kontrollieren. Das Präsidium des Landtags lässt derzeit durch drei Rechtsgutachter prüfen, ob auch der Neu-AfD der Fraktionsstatus zusteht. fri

## Einbrüche

### NRW schafft Gebühr für Fehlalarm ab

Hausbesitzer in Nordrhein-Westfalen müssen künftig nichts mehr bezahlen, wenn ihre Alarmanlage unbegründet einen Polizeieinsatz auslöst. Bislang müssen sie bei einem solchen Fehlalarm eine Gebühr von 110 Euro entrichten. Die Landesregierung erhofft sich von der Abschaffung mehr Erfolg im Kampf gegen Einbrecher. Die neue Regelung soll Nachbarn und Passanten die Furcht nehmen, an einer Gebühr für den betroffenen Hausbesitzer schuld zu sein, wenn sie nach einem Alarmsignal die Polizei rufen. „Moderne Sicherheitstechnik ist ein wichtiges Mittel gegen Einbruchskriminalität“, sagt NRW-Innenminister Ralf Jäger (SPD). Es sei „kontraproduktiv“, Hausbesitzer für Fehlalarme „weiter zur Kasse zu bitten“. fis

## Erbschaftsteuer

### Schäuble drängt, Kanzleramt zögert

Kanzleramt und Finanzministerium streiten über das weitere Vorgehen bei der Erbschaftsteuer. Die Experten von Finanzminister Wolfgang Schäuble (CDU) drängen darauf, dass sich der Vermittlungsausschuss von Bund und Ländern noch im Juli konstituieren soll. Nur so könne die Politik dem Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe signalisieren, dass es das Pro-

blem unterschiedlicher Bewertungen in der Erbschaftsteuer ernsthaft aus der Welt schaffen wolle. Eine Arbeitsgruppe von Bund und Ländern solle schon im Sommer an einer Lösung arbeiten, schlagen Schäubles Experten vor. Ursprünglich wollte sich der Vermittlungsausschuss erst im September zu seiner ersten Sitzung zusammenfinden. Fachleute im Kanzleramt sehen dagegen keinen Grund zur Eile. Sie halten es für ausreichend, wenn sich eine informelle Runde von Experten aus Bund und

Ländern über den Sommer mit dem Thema beschäftigt. Am Donnerstag hatte das Bundesverfassungsgericht angekündigt, sich wieder mit der Erbschaftsteuer befassen zu wollen. Die Ansage wurde in Berlin als Hinweis verstanden, wie unzufrieden die Karlsruher Richter mit der Umsetzung ihres ursprünglichen Urteils sind. Sie hatten vor fast zwei Jahren der Bundesregierung eine Frist bis Juni dieses Jahres gesetzt. Doch der Gesetzentwurf scheiterte am Einspruch der Länder. rei

## Armenienresolution

### Erdoğan zürnt, Merkel schweigt

Im Streit zwischen der Türkei und Deutschland um die Armenienresolution des Bundestags verhärteten sich die Fronten in der Bundesregierung. Staatspräsident Recep Tayyip Erdoğan behauptete vor Wochen, Kanzlerin Angela Merkel habe

ihm versprochen, alles zu tun, was in ihrer Macht stehe, um die Annahme der Völkermord-Resolution im Bundestag zu verhindern. Die SPD fordert nun Aufklärung. „Wenn eine Bundeskanzlerin gegenüber einem ausländischen Staatsoberhaupt den Eindruck erweckt haben sollte, dass sie das deutsche Parlament in seiner freien Meinungsäußerung behin-

dern könne, wäre dies ein fragwürdiger Vorgang“, sagt der Fraktionsvize der SPD, Rolf Mützenich. Das Kanzleramt wollte die Behauptung Erdoğan's weder bestätigen noch dementieren: „Wir geben grundsätzlich keine Auskünfte zu Einzelheiten vertraulicher Gespräche der Bundeskanzlerin mit ausländischen Staats- und Regierungschefs.“ csc

## Datenschutz

### „Wir brauchen viel engere Grenzen“

„Privacy Shield“ heißt eine neue Datenschutzvereinbarung zwischen der EU und den USA. Sie ersetzt die Abmachung „Safe Harbor“, die der Europäische Gerichtshof (EuGH) 2015 kassiert hatte. Sind europäische Daten in den USA nun besser vor Missbrauch geschützt? **Peter Schaar**, 61, Vorsitzender der Europäischen Akademie für Informationsfreiheit und Datenschutz, hat Zweifel.

**SPIEGEL:** Herr Schaar, ist „Privacy Shield“ ein Schutzschirm für die Privatsphäre? **Schaar:** Es gibt einige Verbesserungen, aber US-Behörden werden weiterhin in großem Umfang auf Daten von EU-Bürgern zugreifen können. Zwar wird von Maßkonfektion gesprochen, aber überall, wo US-Geheimdienste terroristische Gefahren befürchten, behalten sie sich eine massenhafte Datensammlung vor. Dies kann den komplet-

ten europäischen Raum umfassen.

**SPIEGEL:** Klingt nicht nach Verbesserung.

**Schaar:** Neu ist, dass sich Betroffene an einen Ombudsmann und an US-Gerichte wenden können. Um vor einem US-Gericht Recht zu



CHRISTIAN DITTSCH / IMAGO

bekommen, muss man sich aber weiterhin durch etliche Instanzen klagen.

**SPIEGEL:** Ist das Abkommen denn mit EU-Recht vereinbar?

**Schaar:** Ob die vom EuGH aufgestellten Datenschutzkriterien erfüllt werden, halte ich für fragwürdig.

**SPIEGEL:** Welche Nachteile drohen EU-Bürgern?

**Schaar:** Die zentrale Frage ist, was die US-Behörden mit europäischen Daten anstellen. Wird es auch in Zukunft Einreiseperrnen in die USA geben, allein aufgrund der Datenlage? Und werden die gesammelten Daten zur Drohnenprogrammierung verwendet in Staaten, gegen die Amerika Krieg führt? Man hätte hier viel engere Grenzen ziehen müssen. Aber da verhält sich Europa auch nicht vorbildhaft, wenn man sich etwa die Praktiken des Bundesnachrichtendienstes anschaut.

**SPIEGEL:** Die Behörden sagen, sie müssten aufgrund der Bedrohungslage intensiver Daten austauschen.

**Schaar:** Wenn dieser Datenaustausch sich im Rahmen von internationalen Rechtshilfeabkommen bewegt, wenn er einer umfassenden Kontrolle unterliegt und sich auf konkrete Verdächtige bezieht, kann man nichts dagegen sagen. Problematisch wird es, wenn die Datensammler die Kriterien selbst festlegen. Daran ändert sich auch mit dem Privacy Shield nichts.

**SPIEGEL:** Der EuGH fordert, dass ein Datenaustausch in der bisherigen Form nur stattfinden darf, wenn diesseits wie jenseits des Atlantiks ein „der Sache nach gleichwertiger“ Datenschutz existiert.

**Schaar:** Ich sehe nicht, dass der in absehbarer Zeit garantiert werden kann. Aber es gibt eben auf beiden Seiten ein immenses wirtschaftliches Interesse an einem möglichst ungehinderten Datenaustausch. Dem werden Datenschutzbedenken untergeordnet. jös



Drohne vom Typ „Heron TP“

RHEINMETALL / DDP-IMAGES

### Bundeswehr Kampfdrohnen kommen später

Die Aufrüstung der Bundeswehr mit israelischen Kampfdrohnen vom Typ „Heron TP“ verzögert sich auf unbestimmte Zeit: Der amerikanische Hersteller der „Predator“-Drohnen klagt gegen die Vergabe des Auftrags nach Israel. Verteidigungsministerin Ursula von der Leyen (CDU) hatte im Januar entschieden, bis zu fünf Drohnen zu leasen. Das US-Unternehmen General Atomics hatte Deutschland seine Drohnen in Konkurrenz zum israelischen Modell angeboten. Bei der Luftwaffe gab es sogar eine Präferenz für das „Predator“-Modell. Allerdings herrschten im Wehr-

ressort politische Bedenken, eine Drohne zu beschaffen, die vor allem wegen der gezielten Tötungen von Terrorverdächtigen durch die USA bekannt geworden ist. Ein Sprecher des Verteidigungsministeriums sagte, derzeit sei nicht absehbar, wie stark die Beschwerde aus den Vereinigten Staaten das Projekt zurückwerfe; zunächst müsse sich die Vergabekammer mit den Vorwürfen von General Atomics beschäftigen. Der Verteidigungsexperte der Grünen, Tobias Lindner, kritisiert: „Für eine Entscheidung zugunsten ‚Heron TP‘ gab es im Parlament massiv industriepolitischen Druck, ein ernsthafter Vergleich aller verfügbaren Systeme hat anscheinend nie stattgefunden.“ gt, mgb

### Flughafen Hahn Landesregierung wehrt sich

Die rheinland-pfälzische Landesregierung sieht die Schuld für das Desaster um den Flughafen Hahn zu einem großen Teil bei ihren Beratern: Die Wirtschaftsprüfungsgesellschaft KPMG habe vor dem geplatzten Verkauf offenbar schwere handwerkliche Fehler gemacht und wichtige Unterlagen nicht überprüft, heißt es in Mainzer Regierungskreisen. So geht die Landesregierung inzwischen „sicher“ davon aus, dass die vermeintlichen Investoren aus China ihre Finanzkraft mit einer gefälschten Bankbestätigung vertäuschten. Das Papier habe, wie der Innenstaatssekretär Randolph Stich (SPD) von der

ausgebenden Bank erfuhr, unter anderem einen veralteten Stempel getragen. Es sei für Bankmitarbeiter auf den ersten Blick als Fälschung zu erkennen gewesen. In einem Angebotsschreiben hatte das Beratungsunternehmen eine „Überprüfung der eingereichten Unterlagen“ versprochen. KPMG verlangte für diese Leistungen pauschal 3000 Euro pro Bieter und für weitergehende Rechtsberatungen Stundenhonorare von 230 bis 350 Euro pro Berater. KPMG äußert sich nicht öffentlich zu den Vorgängen. In einer E-Mail an die Landesregierung hatten die Berater darauf hingewiesen, dass sie „keine vollständige Garantie“ zum Abschluss von „Bonitätsrisiken“ eines bestimmten Bieters geben könnten. mab

### Dritte RAF-Generation Trio erbeutete mehr als 600 000 Euro

Bei dem Überfall auf einen Geldtransporter nahe Braunschweig erbeuteten die drei Täter Ende Juni offenbar weit über 600 000 Euro, heißt es aus Ermittlerkreisen. Bei dem Trio handelt es sich nach derzeitigen Erkenntnissen um die ehemaligen RAF-Terroristen Daniela Klette, Ernst-Volker Staub und Burkhard Garweg, die seit mehr als 25 Jahren untergetaucht sind. In der Polizei wächst inzwischen die Kritik an der Einsatzführung. Obwohl ein Polizeibeamter zufällig privat am Tatort in Cremlingen war und der Zentrale eine genaue Beschreibung der

Täter und des Fluchtfahrzeugs durchgab, unterblieb eine „Ringalarmfahndung“. Bei einer solchen Fahndung werden in einem Umkreis von maximal 50 Kilometern Kontrollpunkte errichtet. „Wir hatten die einmalige Chance, die drei festzunehmen, und haben sie vertan“, sagt ein Polizeibeamter. Bis kurz vor dem Überfall war sogar ein Observationsteam am späteren Tatort eingesetzt, nachdem sich ein Zeuge gemeldet hatte. An zwei aufeinanderfolgenden Tagen hatte dieser offenbar Staub beobachtet, wie er den Parkplatz auskundschaftete. Zu der unterbliebenen Ringalarmfahndung wollte der zuständige Braunschweiger Polizeichef sich nicht äußern. gud

### Presserecht Garrett geht gegen Sex-Interview vor

Die Frage, wie es im Schlafzimmer des Geigers David Garrett, 35, zugeht, beschäftigt seit Wochen die Klatschpresse – und nun auch deutsche Medienrechtler. In der neuen Ausgabe des „Stern“ erklärt Garretts Exfreundin, US-Pornodarstellerin Ashley Youdan, 28, ihren Vorwurf, der Musiker habe ihr Gewalt angetan. Garretts Anwalt Harro von Have ließ dem Verlag am Mittwoch eine Unterlassungserklärung zukommen. „Der ‚Stern‘ muss zur Kenntnis nehmen, dass es auch für Prominente einen Schutz der Intimsphäre gibt“, sagt der Anwalt. „Die Schlaf-

zimmertür bleibt zu.“ In dem Interview äußert sich Youdan detailreich dazu, wann, wo und in welcher Konstellation sie mit Garrett Sex gehabt haben will. Youdan hat in den USA Klage gegen Garrett eingereicht, jedoch angekündigt, diese gegen Zahlung von zwölf Millionen Dollar zurückzuziehen. Anwalt von Have: „Ich verstehe nicht, warum der ‚Stern‘ einem Erpressungsversuch so viel Platz einräumt.“ Der „Stern“ erklärt dazu, von Have habe es „leider abgelehnt“, zu einem Artikel über das Verfahren Stellung zu nehmen. „Gegenüber anderen Medien hat Garrett seine Version schon erzählt, Ashley Youdan erzählt nun ihre.“ akü



Garrett

DEFODI / DDP-IMAGES

# Ein flaches und elegantes 2-in-1 Business-Kraftpaket

Das HP Elite x2  
Reinvent Obsession



Mehr Informationen: [www.cyberport.de/premium](http://www.cyberport.de/premium)  
Mit Intel® Core™ m7 Prozessor.  
Intel Inside®. Leistungsstark & effizient Outside.



keep reinventing



Vizekanzler Gabriel

HENNING SCHACHT



# Unter Freunden

**Wettbewerb** Interne Dokumente erhärten den Verdacht, dass es bei Wirtschaftsminister Gabriels Sondererlaubnis für die Fusion zweier Handelskonzerne nicht mit rechten Dingen zugging.

Kurz bevor Sigmar Gabriel am 23. November vergangenen Jahres den Hamburger Michel betritt, um dem gerade verstorbenen Altkanzler Helmut Schmidt beim Staatsakt die letzte Ehre zu erweisen, erreicht ihn noch eine E-Mail seines engsten Mitarbeiters Matthias Machnig.

„Hallo Sigmar“, schreibt der Staatssekretär um 9.55 Uhr unter der Betreffzeile „Auflagen MEV“. Es geht um die geplante Sondererlaubnis für eine Fusion von Edeka und Kaiser's Tengelmann, ein heikles Thema. „Ich habe mal Punkte definiert, welche Auflagen erfolgen sollten (siehe Anlage)“, schreibt Machnig weiter.

Gabriel reagiert schnell. Um 13.18 Uhr, der Sarg mit Schmidts Leichnam ist kaum durchs Kirchenportal hinaus, leitet der Minister die E-Mail an seine Leute weiter. Er gibt Order, sie auszudrucken und in die Post zu legen. Gabriel will Machnigs Vorschläge handschriftlich ergänzen. Zwei Tage nach Schmidts Beerdigung, so zeigt es der Vermerk, gibt der Minister seinem Staatssekretär eine gründlich überarbeitete und um eine DIN-A4-Seite ergänzte Version zurück.

Womöglich war das ein Fehler. Knapp acht Monate später steht der Schriftwechsel im Zentrum einer Affäre, die den Vizekanzler, Wirtschaftsminister und SPD-Vorsitzenden schwer belastet. Am Mittwoch unterbrach Gabriel seinen Urlaub. Vertraute im Ministerium und in der Partei hatten ihm geraten, sich in Berlin zu zeigen, um Stellung zu beziehen. Gabriel steckt in der vielleicht schwersten Krise seiner Amtszeit. Beim politischen Gegner kursieren Rücktrittsforderungen.

Bei der Affäre geht es jetzt nicht mehr um die Frage, ob Gabriel es dem Handelsriesen Edeka gestatten sollte, sich durch die Übernahme des Konkurrenten eine marktbeherrschende Stellung zu verschaffen. Hierzu ist von Expertenseite alles Wesentliche gesagt: Ein Zusammenschluss der beiden Handelskonzerne ginge zulasten des Wettbewerbs und wäre schlecht für die Verbraucher.

Aber das waren fachlich begründete Einwände von Professoren und Bürokraten, über die sich der Instinktpolitiker Gabriel leicht hinweggesetzt hat. Nun steht ein anderer Vorwurf im Raum, und der wiegt mindestens genauso schwer. Gabriel, so lautet der Verdacht, habe Vorschriften gebeugt und Paragraphen missachtet, um einem Handelskonzern einen milliarden schweren Vorteil zu verschaffen.

Dokumente, die dem SPIEGEL vorliegen, erhärten diesen Vorwurf. Die Frage lautet: Hat Gabriel seine Amtspflichten verletzt?

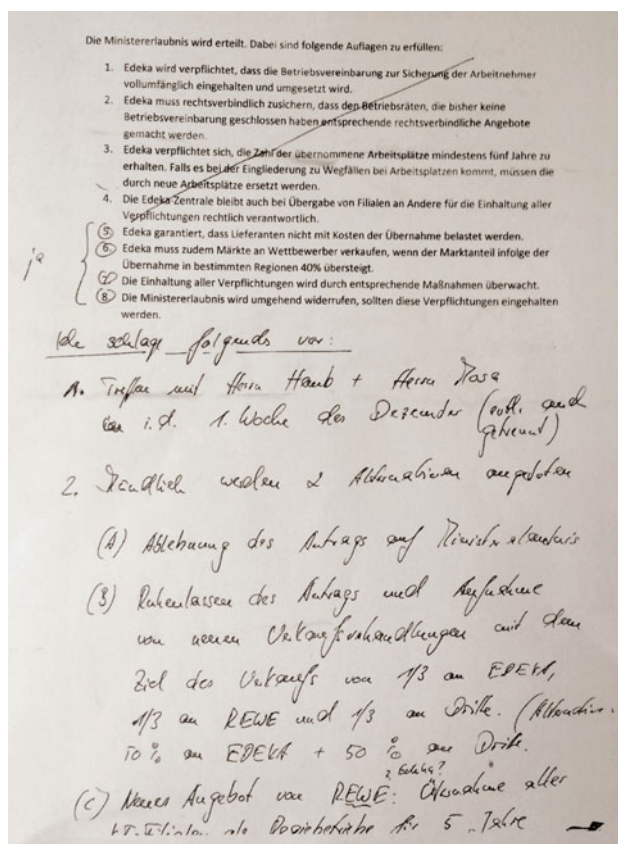
Dabei hatte der Minister eigentlich gehofft, sich als sozialdemokratischer Kümmerer zu profilieren. Das Thema beschäftigt ihn seit fast zwei Jahren. Im Oktober 2014 hatte Tengelmann-Boss Haub verkündet, seine rund 450 Kaiser's- und Tengelmann-Märkte an Edeka verkaufen zu wollen. Es würde die Position des bereits größten Handelskonzerns Deutschlands zementieren. Das Bundeskartellamt untersagte die Übernahme. Die Konzentration von so viel Marktmacht gefährde den Wettbewerb.

Doch die betroffenen Unternehmen blieben bei ihrem Plan. Ohne Fusion seien Tausende Arbeitsplätze gefährdet. Sie stellten den Antrag auf eine Ministererlaubnis. Gabriel möge sich per Sondergenehmigung über die zuständige Kartellbehörde hinwegsetzen.

Gabriel willigte ein. Dass die von der Bundesregierung eingesetzte Monopolkommission von einer Ministererlaubnis abriet, scherte ihn nicht. Dass mit dem Rewe-Konzern ein weiterer möglicher Käufer für Tengelmann auftauchte, spielte offenbar keine Rolle. Bei jeder passenden Gelegenheit soll Gabriel herausgestellt haben, dass durch seine Sondererlaubnis Tausende Arbeitsplätze in den Kaiser's- und Tengelmann-Filialen erhalten blieben, die sonst von Schließung bedroht seien. Als Wirtschaftsminister sei er dem Gemeinwohl verpflichtet, verkündete er mit großer Geste und unter dem Beifall von Gewerkschaften.

Nun zeichnet sich ab, dass er der Arbeitnehmerseite zu viel versprochen hat. Den Beschäftigten droht eine monatelange Hängepartie.

Gabriel steht unter Druck. Ein Wirtschaftsminister, dem gerichtlich eine mögliche Befangenheit attestiert wird: Das hat es in der Bundesrepublik wohl noch nicht so oft gegeben. Gabriel ist erfahren genug zu wissen, welche Sprengkraft ein solcher Satz entfalten kann. Und so hat er diese Woche versucht, den Vorwurf zu



Interne Gabriel-Anweisung: „Ich schlage Folgendes vor“

Am vergangenen Dienstag setzte das Oberlandesgericht (OLG) Düsseldorf im Eilverfahren Gabriels Übernahmeerlaubnis außer Kraft. Zudem erhob es schwere Vorwürfe gegen seine Amtsführung. Anstatt sich neutral, objektiv und transparent zu verhalten, habe Gabriel „Geheimgespräche“ mit Edeka-Chef Markus Mosa und Tengelmann-Eigentümer Karl-Erivan Haub geführt. „Gegen den Bundeswirtschaftsminister“, so das Gericht, sei „die Besorgnis der Befangenheit begründet“.



Betriebsversammlung von Kaiser's Tengelmann im März 2015: „Maximal 10 % des Personals abbauen“

BJORN KETZMANN / ACTION PRESS

kontern. Das Gericht, so befand er, mische sich unzulässigerweise in eine politische Auseinandersetzung ein.

Doch Gabriels Verteidigung steht auf einem wackligen Fundament. Es gibt Hinweise, die nicht seine Version der Geschichte stützen, sondern die Einschätzung des Oberlandesgerichts stärken. Zudem gibt es Zweifel, dass Gabriel in seiner als Selbstverteidigung gedachten Pressekonferenz in allen Punkten die ganze Wahrheit gesagt hat. Womöglich hat er beim Versuch, den Edeka-Deal gegen alle Einwände durchzusetzen, sogar noch viel größere Fehler gemacht, als bislang öffentlich bekannt geworden ist.

Ein wesentliche Rolle bei der Bewertung der Affäre dürfte der Schriftwechsel zwischen Gabriel und Staatssekretär Machnig vom vergangenen November spielen. Bereits die Form ist ungewöhnlich. Gabriel nutzte wie selbstverständlich seinen E-Mail-Account als SPD-Vorsitzender, er verwendete nicht wie üblich die Adresse seines Ministeriums. Wie sich das mit den Transparenzgeboten für ein Kartellverfahren verträgt, bleibt sein Geheimnis.

In der Mail schlug Machnig vor, die Fusion zu erlauben. Um die Interessen von Wettbewerbern und Verbrauchern zu schützen, sah der Beamte in seinem Entwurf jedoch harte Auflagen vor, die er unter acht Punkten penibel auflistete. Edeka solle sich verpflichten, alle Betriebsvereinbarungen einzuhalten, seine Lieferanten nicht mit den Kosten der Übernahme zu belasten – und vor allem: die Zahl der

übernommenen Tengelmann-Arbeitsplätze „mindestens fünf Jahre zu erhalten“.

Es war ein umfangreicher Katalog, doch Gabriel war nicht zufrieden. Er wollte die Neuordnung des deutschen Lebensmittelhandels selbst in die Hand nehmen. Der Minister strich die ersten vier Punkte des Papiers dick mit seinem Kugelschreiber durch und empfahl ein anderes Verfahren. Es sollte noch einmal geredet werden, aber nicht mit allen Beteiligten in transparenten Anhörungen, sondern in einem „Treffen“ nur mit „Herrn Haub und Herrn Mosa“, wie aus dem Vermerk hervorgeht. Gabriel hatte die Sache endgültig zu seiner persönlichen Angelegenheit erklärt.

In dem Gespräch, so führte er weiter aus, sollten noch einmal alle Alternativen aufgezeigt werden: die Ablehnung des Antrags, die „Aufnahme neuer Verkaufsverhandlungen“ unter Einschluss von Rewe. Vor allem aber solle Edeka doch ein „neues Angebot“ vorlegen, über das er selbst verhandeln wollte. Erstaunlich dabei ist Gabriels Schlussbemerkung. Unter dem Stichwort „Rückfall-Position“ notierte er: „Edeka darf in diesen 5 Jahren maximal 10 % des Personals abbauen.“ Damit zeigte sich der Minister großzügiger gegenüber Edeka als sein Staatssekretär Machnig, der sämtliche Stellen erhalten wollte.

Zehn Prozent zulässiger Stellenabbau? Das wären immerhin mehr als 1500 Jobs, die der Minister offenbar zur Disposition stellte. In der Öffentlichkeit erhebt Gabriel hingegen bis heute den Anspruch, er kämpfe um jeden einzelnen Arbeitsplatz. Und

jetzt teilt er auf Anfrage mit: Es sei „durchaus üblich, dass während eines laufenden Ministererlaubnisverfahrens verschiedene Lösungsmodelle entwickelt werden“.

Am gefährlichsten aber ist, dass nun der Vorwurf der Befangenheit an Gabriel klebt. Von Geheimabsprachen könne keine Rede sein, schnaufte Gabriel diese Woche vor den Journalisten. Doch wem will er das eigentlich weismachen?

Der Edeka-Konzern ist im politischen Berlin bestens vernetzt. Jedes Jahr lädt das Unternehmen Bundestagsabgeordnete und deren Mitarbeiter zum Parlamentarischen Abend, zumeist findet der in der feinen Parlamentarischen Gesellschaft gleich gegenüber des Reichstags statt. Auch bei „Expertenfrühstücken“ kommen sich Konzern und Politik näher. Das letzte fand Anfang Juli statt, im Edelrestaurant Käfer auf dem Dachgarten des Reichstags.

Inzwischen liegt eine Reihe von Indizien vor, die nahelegen, dass der Minister oder seine Leute gezielt mit ihren Edeka-Freunden Kontakt hatten – und zwar ohne die anderen Beteiligten in korrekter Form zu informieren und ohne dass die Termine Eingang in die Akte gefunden hätten. Zumindest nicht in der üblichen Form.

Zwei brisante Fundstücke hatten schon im Januar die Rewe-Leute stutzig gemacht. Das eine findet sich auf Seite 017003 der Akte zum „Ministererlaubnisverfahren“. Ein Schriftsatz der Kanzlei White & Case, des juristischen Beraters von Edeka, darin zerpflückten die Anwälte auf sechs eng bedruckten Seiten Punkt für Punkt das

Rewe-Angebot. Das Schreiben selbst ist an Edeka-Chef Mosa adressiert. Doch wie kommt die juristische Einschätzung der Edeka-Leute in die Akte des Ministeriums?

Eine kleine handschriftliche Notiz in dem Papier löst das Rätsel. „Übergeben von H. Mosa persönlich am 1. 12. 15“, heißt es lapidar. Hat also Edeka-Chef Mosa höchstpersönlich die Unterlagen im Ministerium vorbeigebracht?

Ein paar Hundert Seiten weiter, Paginierung 017255, findet sich die Bestätigung in Form einer ausgedruckten Mail des Edeka-Chefs Markus Mosa an den „sehr geehrten Herrn Minister“, abgeschickt am 2. 12. 2015 um 15.58 Uhr. Die Mail beginnt mit den Worten „bezugnehmend auf unser gestriges Gespräch...“.

Als Rewe-Chef Alain Caparros von den Zeilen erfährt, ist der Franzose aufgebracht. Schließlich hatte sein Büro mehrfach um eine Audienz mit Gabriel gebeten – und war jedes Mal abgeblitzt. Stattdessen bat das Ministerium um ein verbindliches Übernahmeangebot für die Tengelmann-Märkte. Fristsetzung: 30. 11. 2015. Also, wie Caparros inzwischen rekonstruiert hatte, einen Tag vor dem Treffen mit seinem Konkurrenten.

Die verärgerten Rewe-Leute wollten wissen, was bei den Gesprächen des vergangenen Jahres herausgekommen war. Doch das Ministerium teilte lediglich mit: „Ein Vermerk zum Gespräch von Herrn Bundesminister Gabriel mit Herrn Mosa am 1. Dezember 2015 sowie weitere Korrespondenz mit den Anmeldern über die Nebenbestimmungen sowie Korrespondenz mit Dritten zu dieser Thematik liegen nicht vor.“ Am Telefon erklärten den Rewe-Anwälten die zuständigen Beamten laut einer internen Notiz: „Eine weitere Besprechung habe nicht stattgefunden.“

Doch offenbar traf sich Gabriel sogar ein weiteres Mal mit den Vertretern der beiden Konzerne. Das hat zumindest der Senat des OLG Düsseldorf festgestellt. Laut Gericht hat es „am 16. Dezember 2015 ein weiteres Sechs-Augen-Gespräch des Bundesministers“ mit den Chefs von Edeka und Tengelmann gegeben. Auch diese Unterredung sei „unter Ausschluss der anderen Beteiligten“ geführt worden. Weder die Einladung zu diesem Gespräch noch ein Protokoll zum Inhalt finden sich in der Akte. Zwischen den Zeilen kann man lesen, wie erstaunt die Richter über das schlampig geführte Verfahren sind.

Gabriel freilich weist auch diesen Vorwurf zurück: „Es ist üblich und zulässig, Gespräche mit den Antragstellern zu führen“, lässt er mitteilen.

War es Schludrigkeit oder Absicht? Bei seinem Auftritt diese Woche reagierte Gabriel, wie er häufig reagiert, wenn er getroffen ist. Er ging selbst zum Angriff über.

Was die Daten der Gespräche und der Beteiligten angehe, erwecke „das OLG einen falschen Eindruck oder sei schlicht falsch informiert“, erklärte der Minister vor der Presse. Das Gespräch habe nicht am 16., sondern am 18. Dezember stattgefunden. Es sei auch kein Sechs-, sondern ein Vieraugengespräch gewesen. Und dann fügte er noch hinzu: Die Richter hätten ja im Ministerium einfach nachfragen können.

Doch an dieser Stelle ist offenbar der Minister falsch informiert. Denn die Richter haben nachgefragt, wie es üblich ist. In dem Beschluss des OLG ist mehrfach dokumentiert, dass der Senat das Ministerium gebeten hat, ihm alle Akten zu übersenden. In einer Detailfrage ließen die Düsseldorfer Juristen sogar noch einmal telefonisch nachhaken.

Was ist also der Grund dafür, dass die Richter andere Termine angaben als Gabriel? Offiziell äußert sich das Gericht nicht zu den Vorwürfen des Ministers. Aber die Juristen in Düsseldorf sind genervt: „Wenn das Gericht falsch informiert war – dann liegt das wohl daran, dass das Gericht vom Bundeswirtschaftsminister oder von seinen Beamten falsch informiert wurde“, heißt es aus Expertenkreisen.

Alle Beteiligten hätten sich später aus den Akten über die Gespräche informieren können, behauptet Gabriel. Doch das sehen die Rewe-Leute anders. Sie erklären, erst durch den jüngsten Gerichtsbeschluss von dem zweiten Gesprächstermin im Dezember erfahren zu haben. „Sonst hätten wir doch selbstredend auch nach diesem Termin gefragt und um weitere Akten-einsicht gebeten“, kontert Rewe-Sprecher Martin Brüning, „und natürlich hätten wir auch diesen Termin in unserer Klagebegründung aufgeführt.“

So eng sich Gabriel mit den Edeka-Vertretern abstimme, so zugeknöpft gab er

sich gegenüber den Rewe-Leuten. Deren Gesprächswünsche blockten Gabriels Vertraute ab, angeblich, weil das Verfahren ja juristisch so heikel war. So bat Gabriels persönliche Referentin den Büroleiter des Rewe-Chefs um Verständnis, „dass es bis zum Ende des Verfahrens sicher nicht zu einem Treffen kommen kann“. Man müsse in dieser Hinsicht den Minister „schützen“. Und falls es von anderer Seite so ein Ansinnen gebe, würde sie dies natürlich in der gleichen Weise handhaben. Das Verfahren lasse nichts anderes zu.

Es passt zu Gabriels hemdsärmeliger Art, dass er es mit Vorschriften nicht so genau nimmt. Doch als Wirtschaftsminister kann er sich das nicht herausnehmen. Für Deals wie die Übernahme von Kaiser's Tengelmann gelten scharfe Regeln; mit gutem Grund: Wettbewerb ist eine wesentliche Voraussetzung für eine funktionierende Marktwirtschaft. Wird ein Unternehmen zu groß, könnte es seine Stellung nutzen, um überhöhte Preise zu verlangen, Lieferanten zu erpressen und Beschäftigte zu schurkeln. Das für die Missbrauchskontrolle zuständige Bundeskartellamt hat deshalb weitreichende Befugnisse, Fusionen und Übernahmen zu verhindern.

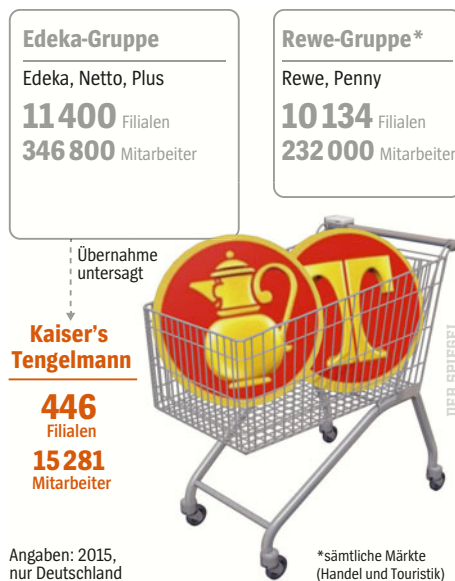
Umso genauer sollte es sich ein Wirtschaftsminister überlegen, ob er sich mit dem Kartellamt anlegt. In alten Akten seines Hauses hätte Gabriel nachlesen können, wie schwierig eine sogenannte Ministererlaubnis ist. Dort verzeichnet sind bislang gerade einmal 22 Fälle. Und nur 9 davon endeten tatsächlich mit einer Sondergenehmigung, darunter die Übernahme von Ruhrgas durch den Energiekonzern E.on im Jahr 2002. Doch auch dieses Verfahren wurde aufgrund von Verfahrensfehlern vom OLG Düsseldorf gestoppt und musste erneut aufgerollt werden.

Anstatt den Monopoly-Minister und heimlichen Firmenlenker zu geben, hätte Gabriel zunächst einfach dabei zusehen können, wer die Übernahmeschlacht gewinnt.

Sein Versuch, sich durch die Ministererlaubnis bei den Gewerkschaften und im linken Parteilager beliebt zu machen, ist seit dem Beschluss des Oberlandesgerichts erst einmal gestoppt. Nur zu gern hätte Ver.di-Chef Frank Bsirske die Fusion genutzt, um seinen Einfluss insbesondere bei Edeka auszudehnen, Betriebsräte und Tarifverträge zu etablieren. Doch auch daraus wird jetzt wohl nichts. Und die Gewerkschaften werden sich fragen, welchen Nutzen ein Wirtschaftsminister bringt, der mehr verspricht, als er halten kann.

Nicht auszuschließen, dass für Gabriel selbst bald „Edeka“ ist, heißt es hinter seinem Rücken. Gemeint ist: „Ende der Karriere“. Alexander Neubacher, Simone Salden

Twitter: @Alex\_Neubacher, Mail: simone.salden@spiegel.de





Früherer Spitzenkandidat Trittin: „Alle wollten unbedingt verhindern, dass die unbequemen Grünen etwas zu sagen haben“

## „Im Zweifel mit Sahara“

**SPIEGEL-Gespräch** Jürgen Trittin wirbt für Rot-Rot-Grün, schon weil das soziale Milieu der Union nicht zu seiner Partei passt, wie er findet. Er erzählt von seiner Versöhnung mit Oskar Lafontaine und gibt der SPD einen Rat.

**SPIEGEL:** Herr Trittin, was halten Sie von der Operation „Breilibü“, dem Versuch, zur Bundestagswahl 2017 ein „breites linkes Bündnis“ aus SPD, Grünen und Linken zu schmieden?

**Trittin:** Man sollte diese Option nicht aus den Augen verlieren. Wir regieren in dieser Konstellation bereits in Thüringen. Es ist nicht ausgeschlossen, dass es im Herbst auch in Berlin, womöglich gar in Meck-

lenburg-Vorpommern zu R2G, also Rot-Grün-Rot, kommt. Die aktuellen Umfragen geben derzeit im Bund allerdings keine Mehrheit für ein solches Bündnis her. Was mich am meisten daran stört, ist der Name.

**SPIEGEL:** Breilibü?

**Trittin:** Ich mag den Ausdruck nicht, weil er assoziiert, dass alle Beteiligten dasselbe wollen. Das stimmt aber nicht. Wir wollen

etwa die dreckigen Kohlekraftwerke in Brandenburg schließen, die Linkspartei möchte sie verstaatlichen und ausbauen.

**SPIEGEL:** Welchen Begriff schlagen Sie vor?  
**Trittin:** „Bündnis für Ökologie und Gleichheit“ fände ich gut.

**SPIEGEL:** Kann man jetzt nicht so gut abkürzen, aber gut.

**Trittin:** Ja, aber der Ausdruck Breilibü hat eine ganz schlimme Vorgeschichte. Er geht

zurück auf die Achtzigerjahre, als man in der Friedensbewegung sagte: Hauptsache, alle sind gegen die Nachrüstung. Da waren aber in Wahrheit auch sehr unappetitliche Leute dabei, die einfach nur gegen die Amerikaner waren und sich heute bei den Montagsdemos wiederfinden.

**SPIEGEL:** Wie nahe sind sich SPD, Grüne und Linke derzeit?

**Trittin:** Die Zahl der bilateralen Gespräche und Kreise, die über Rot-Grün-Rot reden, hat zugenommen. Noch wichtiger ist, dass die Vorsitzenden von Fraktionen und Parteien miteinander reden – über Gemeinsames wie Trennendes. Im Südsudan droht etwa gerade ein offener Bürgerkrieg auszubrechen. Die Bundeswehrsoldaten vor Ort haben eine kriegsbremsende Funktion, die können und dürfen wir nicht abziehen. Das ist ein Problem für die Linke. Gleichzeitig bricht Sigmar Gabriel seine eigenen Rüstungsexport-Rekorde. Jede der drei Parteien muss prüfen, wo sie sich bewegen muss. Man kann ja nicht immer nur sagen: Die anderen müssen sich ändern.

**SPIEGEL:** Was müssten die Grünen tun?

**Trittin:** Wir haben einen wichtigen Schritt gemacht. Mit unserer Finanzpolitik haben wir Klarheit geschaffen: Wir haben die Phase eines unkritischen Übernehmens gewisser neoliberaler Grundideen überwunden. Das ist eine Veränderung bei den Grünen und ein Schritt in die richtige Richtung.

**SPIEGEL:** Das aktuelle Steuerkonzept ähnelt stark Ihrem linken Konzept von 2013, für das Sie vom Realo-Flügel Ihrer Partei kritisiert wurden. Fühlen Sie sich bestätigt?

**Trittin:** Ich sehe überwiegend Kontinuität und keinen Wandel. Es war immer breiter Konsens in der Partei, dass ökologische und soziale Investitionen solide finanziert werden müssen. Wir Grünen gehören nicht zu denen, die das gern über Schulden machen. Also muss es über leistungsgerechte Besteuerung geschehen. Den Gedanken hatten wir 2009 und 2013 auch schon.

**SPIEGEL:** Ihr Wahlergebnis blieb 2013 allerdings weit unter den Erwartungen, die viele hatten.

**Trittin:** Auch unter meinen.

**SPIEGEL:** Es hieß, dass vor allem Ihr linkes Steuerkonzept schuld gewesen sei.

**Trittin:** Die Hauptursache für das maue Ergebnis war eine andere: Wir hatten keine wirkliche Machtopion. Wir haben einen Wahlkampf zur Regierungsübernahme geführt, obwohl Rot-Grün ab Mai, Juni 2013 gar nicht mehr in Reichweite war. Deswegen haben uns nicht so viele gewählt.

**SPIEGEL:** Laut dem neuen Konzept sollen die Steuern nur für diejenigen steigen, die mehr als 100 000 Euro pro Jahr verdienen. Vor vier Jahren lag die Grenze bei 60 000 Euro. Sind die Grünen milder geworden?

**Trittin:** Nein, ich würde sogar sagen, dass es ein mutiges Programm ist. Es legt den

Fokus auf Dinge, die der Gemeinschaft richtig Geld bringen, die Abschaffung der Abgeltungsteuer etwa. Oder dass wir die Subventionen für Diesel und für die chemische Industrie zurückfahren wollen. Das ist bei uns völlig unumstritten.

**SPIEGEL:** Beim Thema Vermögensverteilung können sich die Grünen aber nur darauf einigen, dass es ein Problem gibt. Und nicht darauf, wie es zu beseitigen ist.

**Trittin:** Alle Grünen wollen eine höhere und verfassungskonforme Besteuerung von Vermögen. Ich habe Zweifel, ob das allein mit dem Modell der Erbschaftsteuer funktioniert. Deswegen ist der Ansatz einer

## „Es gibt bei manchen Grünen die Haltung, Sigmar Gabriel sei ein Proll, den mögen wir nicht.“

Vermögensteuer wichtig. Was wir einführen wollen, ist eine Superreichensteuer, die nur für das reichste Prozent der Bevölkerung fällig wird.

**SPIEGEL:** Würden Sie das Konzept als links bezeichnen?

**Trittin:** Es ist erst mal ein ökologisches Konzept. In meinem Verständnis geht Ökologie immer mit einer Begrenzung von Marktkräften einher. Nur so kann man Gemeingüter wie Luft oder Flüsse schützen. In der politischen Geografie hierzulande beschreibt man das mit links. In den USA würde man das „liberal“ nennen. Diesen Begriff finde ich treffender, weil er den Unterschied zur tradierten Linken deutlich macht, der die Ökologie immer herzlich egal war.

**SPIEGEL:** Würden Sie Ihrer Partei raten, wie im Jahr 2013 einen Steuerwahlkampf zu führen?

**Trittin:** Nein. Steuern sind Mittel zum Zweck, kein Selbstzweck. Um umzusteuern, müssen wir die Mittel mobilisieren, die wir für eine ökologische und soziale Modernisierung Deutschlands brauchen.

**SPIEGEL:** Sie haben vorige Woche in der „FAZ“ Ihren Parteikollegen Katrin Göring-Eckardt und Cem Özdemir vorgeworfen, sie würden den Unternehmensverbänden nach dem Mund reden. Begründung: Sie hätten sich gegen einen Steuerwahlkampf ausgesprochen.

**Trittin:** Nein, ich habe sie zitiert. Entscheidend ist, dass wir nicht aus Angst vor Lobbydruck handeln.

**SPIEGEL:** Schaden Ihrer Partei solche Attacken nicht?

**Trittin:** Ich glaube, wenn man sich sozialer Gerechtigkeit verpflichtet fühlt, darf man sich von den Lobbyorganisationen der Superreichen und Großkonzerne nicht einschüchtern lassen.

**SPIEGEL:** Ihr Parteikollege Winfried Kretschmann sagt nun, im Gegensatz zu 2013 habe heute niemand bei den Grünen mehr vor,

fünf verschiedene Steuern zu erhöhen. Ist seine Wahrnehmung korrekt?

**Trittin:** Wenn ich das Papier durchzähle und den Abbau von Steuersubventionen mitrechne – wie besagte Lobbyverbände es tun werden –, komme ich auch in diesem Konzept auf mehr als fünf unterschiedliche Steuerarten.

**SPIEGEL:** War die große Steuerreform von Rot-Grün im Jahr 2000 mit der Absenkung des Spitzensteuersatzes im Rückblick ein Fehler?

**Trittin:** Der schlimmste Fehler, den unsere Regierung damals gemacht hat, war, dass man reinvestierte Gewinne bei Firmenver-

käufen komplett steuerfrei gestellt hat. Insgesamt wurde der Eindruck erweckt, dass man nur den Leuten etwas zumutet, die eh schon viel tragen müssen, und nicht denen, die viel tragen können. Das hat die Mehrheitsfähigkeit von Parteien links der Mitte gefährdet. Seitdem laufen die Leute schreiend weg, wenn Sie das Wort Reformen aussprechen. In meiner Jugend war das noch ein linker Begriff, positiv besetzt. Diese Umdeutung haben wir mitverschuldet.

**SPIEGEL:** Viele Ihrer Parteifreunde bevorzugen – anders als Sie – inzwischen ein schwarz-grünes Bündnis im Bund. Nach der Wahl 2013 haben Sie selbst mit CDU und CSU über ein schwarz-grünes Bündnis verhandelt. Sind die Differenzen inzwischen verschwunden?

**Trittin:** Wir haben damals sehr ernsthaft sondiert, ob es eine Basis für eine schwarz-grüne Koalition gibt. Aber die politischen Widersprüche waren zu groß. Wir haben etwa verlangt, dass es beim Emissionshandel einen Mindestpreis für CO<sub>2</sub> geben müsste. Dazu war die CDU partout nicht bereit. Wir erheben diese Forderung heute auch – und die Union ist noch immer nicht dazu bereit.

**SPIEGEL:** Sie halten eine schwarz-grüne Koalition auch 2017 nicht für realistisch?

**Trittin:** Im Moment ist die Diskussion über Rot-Grün-Rot oder Schwarz-Grün gleichermaßen theoretisch. Nach den gegenwärtigen Meinungsumfragen bewegen wir uns in beiden Fällen im Bereich von Unwahrscheinlichkeiten. Man sollte in jedem Fall seine Grundlinien immer im Kopf haben. Wenn sich die Union wie 2013 wieder einem Mindestpreis für CO<sub>2</sub> verweigert, wenn sie wie damals in Brüssel neue Regeln für unsere Spritfresserautos durchsetzen will oder den Süden Europas weiter mit ihrer Austeritätspolitik kaputtsparen will, dann geht es eben nicht. Das waren die Punkte, an denen es 2013 knallte. Und

dafür treten wir auch heute an – siehe das Papier zur Finanzpolitik. Wo die EU zu zerbrechen droht, muss man in Europa investieren, nicht sparen.

**SPIEGEL:** Und wenn CDU und CSU Ihnen in solchen Punkten doch entgegenkämen?

**Trittin:** Wer ein grünes Programm umsetzen will, ist immer willkommen. Der wirkliche Grund für das Scheitern von Schwarz-Grün war übrigens ein anderer. Für Frau Merkel war es einfach bequem, die SPD als Koalitionspartner zu nehmen. Die Sozialdemokraten wollten um jeden Preis regieren. Die IG Metall und die IG BCE wollten auch, dass die Genossen mitregieren, BDI und BDA ebenfalls. Sie alle wollten unbedingt verhindern, dass die unbequemen Grünen etwas zu sagen haben. Dafür, dass es 2017 anders sein wird, müssten sich CDU und CSU sehr weit bewegen.

**SPIEGEL:** Was macht Sie da so sicher?

**Trittin:** Ein Jahr nach der Bundestagswahl werden in Bayern Landtagswahlen sein. Die Vorfreude der CSU, sich auf ein Experiment mit uns Grünen einzulassen und als Folge in Bayern womöglich die absolute Mehrheit zu verlieren, weil ihre rechten Wähler zu Hause bleiben, erscheint mir arg begrenzt.

**SPIEGEL:** Vielleicht würde ein schwarz-grünes Bündnis 2017 allein dadurch viel leichter, weil dann nicht mehr der Querulant Jürgen Trittin als Verhandlungsführer am Tisch sitzt, sondern die netten Herren Özdemir oder Kretschmann. Letzterer betet ohnehin schon für die Kanzlerin.

**Trittin:** Politisch müsste sich die Union schon ein ganzes Stück auf uns zubewegen. Aktuell machen Winfried Kretschmann und seine Kollegen in Baden-Württemberg gerade die Erfahrung, was der Wechsel von der SPD zur CDU bedeutet: dass die kulturelle Umstellung doch sehr groß ist.

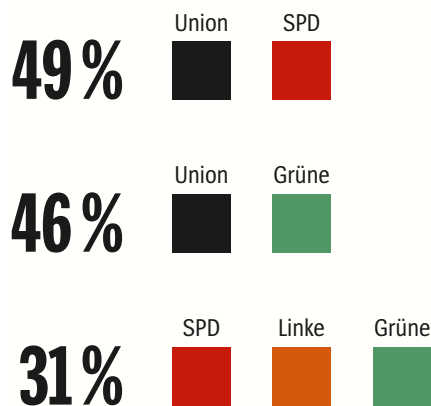
**SPIEGEL:** Was halten Sie von der These, dass die CDU Angela Merkels den heutigen Grünen inzwischen auch kulturell näher sei als die SPD des Sigmar Gabriel?

**Trittin:** Wenn Gabriel mal eine ruhigere, gerade Linie fährt, dann könnte man auch besser erkennen, was er für die SPD geleistet hat: Er hat den Schulterschluss mit den Gewerkschaften nach Franz Münterfering wieder hinbekommen. Er hat die SPD ein Stück nach links gerückt und sie in der Hinsicht stabilisiert. Aber es gibt bei manchen Grünen die Haltung, der Sigmar Gabriel sei ein Proll, den mögen wir nicht. Die Merkel hingegen sei ruhig, sachlich und so sympathisch. Jetzt lernt man plötzlich, dass es so einfach nicht ist.

**SPIEGEL:** Weil es in der CDU auch noch andere Köpfe außer Merkel gibt?

## Wunschkoalition

„Welche künftige Regierungskoalition wäre gut/sehr gut für Deutschland?“



Infratest-dimap-Umfrage für Deutschlandtrend im „ARD-Morgenmagazin“, vom 12. und 13. Juli; 1037 Befragte

**Trittin:** Nein, weil man nicht mit Personen koalitiert, sondern mit Parteien. Und mit sozialen Milieus, mit wirtschaftlichen Interessen. Dann stellt man fest, dass für eine Partei der linken Mitte wie die Grünen die Schnittstellen mit den Sozialdemokraten und auch mit weiten Teilen der Linken einfach höher sind als mit der CDU und vor allem der CSU. Das ist so. Schwierig würde es aber mit beiden, mit Seehofer wie mit Sahra.

**SPIEGEL:** Mit wem wäre es denn leichter?

**Trittin:** Im Zweifel mit Sahra Wagenknecht. Ich bin der Auffassung, dass wir, wenn ich alle Themen zusammennehme, von Seehofer weiter entfernt sind. Auch wenn ich mich über manche Äußerungen von Wagenknecht ärgere, ist das Gesamtbild, das er abgibt, weit problematischer. Horst Seehofer ist ja kaum noch von Viktor Orbán zu unterscheiden.

**SPIEGEL:** Im Ehepaar Lafontaine-Wagenknecht sehen viele das größte Hindernis

für ein rot-rot-grünes Bündnis. Sie haben Ende der Neunzigerjahre im Kabinett Gerhard Schröders Ihre speziellen Erfahrungen mit Oskar Lafontaine gemacht. Vor ein paar Monaten haben Sie ihn im Saarland besucht. Was war Ihr Eindruck von ihm?

**Trittin:** Wenn es eine politische Gelegenheit gäbe, ein Bündnis links der Mitte zu formen, würde Oskar das nicht um jeden Preis blockieren. Dafür ist er zu sehr Machtpolitiker. Aber die Einsicht, dass man seine Partei auf ein solches Bündnis vorbereiten muss, hat ihn noch nicht erfasst. Wenn ich meine Partei jeden Tag vor allem gegen SPD und Grüne auf die Bäume jage, muss ich irgendeine Leiter liefern, wie sie da heil wieder runterkommt. Ich kann nicht erwarten, dass die Mitglieder in selbstmörderischer Absicht einfach runterspringen und koalieren. Das tun die nicht.

**SPIEGEL:** Sind Sie in regelmäßigem Kontakt zu Lafontaine, oder war das ein einmaliger Besuch?

**Trittin:** Ich versuche meine Gesprächsfäden zu halten, aber ich reise nicht dauernd ins Saarland. Das war schon was Besonderes. Ich hatte zehn Jahre nicht mit ihm gesprochen. Wir sind damals, als er all seine Ämter hinwarf, ja nicht gerade im Frieden auseinandergegangen.

**SPIEGEL:** Haben Sie ihm gesagt, er solle sich endlich einen Ruck geben?

**Trittin:** Nein, wir haben miteinander gesprochen. Nun weiß jeder von dem anderen besser, wie es funktionieren könnte und wo es hakt. Das war Sinn des Ganzen. Aber es gab keine Appelle.

**SPIEGEL:** Wie wichtig ist der Kanzlerkandidat für ein rot-rot-grünes Bündnis?

**Trittin:** Die Frage wird die SPD entscheiden müssen. Falls ich aber einen Rat geben darf: Wenn die SPD Erfolg haben will, sollten ihre Spitzenleute nicht den Eindruck erwecken, nach dem Motto: „Lass mich hintern Baum, und verlier du doch die nächste Bundestagswahl.“ So gewinnt man keine Wahlen.

**SPIEGEL:** Ist die Wahl des Bundespräsidenten im nächsten Jahr denn eine Chance, ein rot-rot-grünes Signal zu senden?

**Trittin:** Man könnte zumindest deutlich machen, dass man bei der Wahl zum höchsten Amt im Staat nicht zwingend auf die CDU angewiesen ist. Das wäre ein gutes, politisches Signal über die Offenheit der Bundestagswahl. Und es darf auch was Grünes sein.

**SPIEGEL:** Winfried Kretschmann?

**Trittin:** Er wäre definitiv geeignet, wie andere auch. Ich halte jedoch nichts davon, Menschen durch Namedropping dem Mobbing in ihren jetzigen Ämtern auszusetzen.

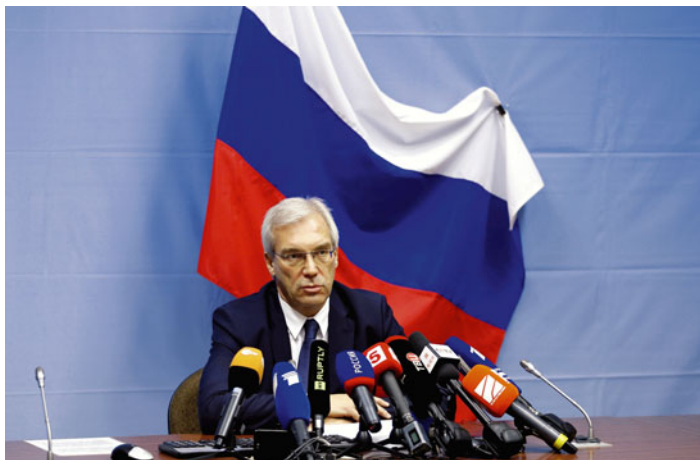
**SPIEGEL:** Herr Trittin, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



Trittin, SPIEGEL-Redakteure\*

„Wir wollen eine Superreichensteuer“

\* Markus Feldenkirchen und Ann-Katrin Müller im SPIEGEL-Hauptstadtbüro.



FRANCOIS LENOIR / REUTERS



SERGEI KARPUKHIN / REUTERS

Russischer Diplomat Gruschko, Kurzstreckenrakete „Iskander“: Schlaflose Nächte in Brüssel

## Ausflug nach Moskau

**Verteidigung** Russland reagiert auf die Beschlüsse des Nato-Gipfels mit überraschenden Vorschlägen: Funkt Putin Entspannungssignale?

Es ist kein Vergnügen, in diesen Tagen russischer Botschafter beim westlichen Bündnis zu sein. Als Alexander Gruschko am Mittwochnachmittag um drei Uhr in Brüssel den abhörsicheren großen Sitzungssaal des Nato-Hauptquartiers betritt, hat er Verstärkung mitgebracht. Ein General sitzt neben ihm am runden Tisch, zwei weitere hinter ihm.

Gruschko blickt auf den Teppich mit der weiß-blauen Kompassrose, dem Emblem der Nato. Alle 28 Botschafter des Bündnisses sind zu dieser Sitzung des Nato-Russland-Rates gekommen, erst der zweiten seit der Annexion der Krim. Die Stimmung in dem fensterlosen Saal ist angespannt. Wie wird Moskau auf die Beschlüsse des Warschauer Gipfels vom Wochenende reagieren?

Mit monotoner Stimme liest der Diplomat von seinem Sprechzettel ab. Die Stationierung von Nato-Truppen im Osten sei „exzessiv und kontraproduktiv“, ein Rückfall in die „Stimmung des Kalten Krieges“. Der Westen nutze die Ukraine Krise nur als Vorwand, um aufzurüsten. Es ist die übliche Litanei. Erst als der Abgesandte des Moskauer Verteidigungsministeriums an der Reihe ist, werden plötzlich alle hellwach.

„Auf Befehl des Präsidenten“, liest der General vor, habe man einen Vorschlag ausgearbeitet, wie man das Risiko gefähr-

licher militärischer Zwischenfälle bei Flügen über der Ostsee verringern könne, auch indem man die Funksender einschalte. Russland biete an, in Moskau ein Treffen hochrangiger Militärexperten beider Seiten einzuberufen, um dort über die Einzelheiten zu reden.

Die riskanten Manöver russischer Kampfflugzeuge werden schon lange von der Nato kritisiert. Mehrfach kam es in den vergangenen Jahren zu Beinahezusammenstößen, weil sich Nato-Jets und russische Flieger gefährlich nahe kamen.

Die Botschafter sind überrascht. Der russische Vorschlag war nicht zu erwarten, nachdem das Bündnis wenige Tage zuvor in Warschau noch die „destabilisierenden“ Aktionen Russlands scharf verurteilt und ankündigt hatte, zur Abschreckung vier rotierende Kampfataillone in die drei baltischen Staaten und nach Polen zu schicken.

Und Moskau reagiert nicht mit Gegenmaßnahmen, sondern mit einem Angebot? Aber der General hat seinen Sprechzettel noch nicht abgearbeitet. Er macht einen zweiten Vorschlag. Man werde zum nächsten Großmanöver der russischen Streitkräfte wieder westliche Beobachter einladen, und zwar aus dem „Korps der Militärattachés“.

Die Nato wirft Russland vor, eine Transparenzregel des Wiener Dokuments von 1990 zu unterlaufen, wonach Manöver ab einer gewissen Größe mindestens 42 Tage vorher angekündigt werden müssen. Die Russen stückelten ihre Großübungen in angeblich kleinere Blitzmanöver, um diese Pflicht auszuhebeln und so auch keine Beobachter einladen zu müssen.

Aber es gibt noch eine dritte Botschaft, die der General an diesem Nachmittag loswerden will. Er beteuert, dass man nicht vorhabe, die Bewegungsfreiheit der Nato in den drei baltischen Mitgliedstaaten einzuschränken. Er weiß, dass die hochgerüstete russische Exklave Kaliningrad den Militärplanern in Brüssel schlaflose Nächte bereitet. Wie ein Keil liegt sie an der Ost-

see zwischen Polen und Litauen, der westlichsten Baltenrepublik.

Außerdem wird in Moskau offen darüber geredet, im Kaliningrader Gebiet nuklearfähige Kurzstreckenraketen vom Typ „Iskander“ zu stationieren. Für die Nato wäre das ein Albtraum, weil es ein Wettüben auslösen und damit im Westen zu einer politisch explosiven Nachrüstungsdebatte führen könnte.

Stattdessen gibt es nun ein Entspannungssignal. Nach der Erklärung des russischen Generals hält man es im Nato-Hauptquartier für unwahrscheinlich, dass die Russen demnächst ihre „Iskander“-Drohungen wahr machen könnten.

Als die beiden Russen ihren Auftritt beendet haben, meldet sich der französische Botschafter Jean-Baptiste Mattei zu Wort. Er bringt auf den Punkt, was auch die anderen westlichen Vertreter im Raum empfinden. Der russische Vorschlag „klingt interessant“, sagt er, „er könnte nützlich sein, wenn die Modalitäten klar sind“.

Denn der Teufel steckt im Detail. Das russische Angebot, Militärexperten nach Moskau einzuladen, klingt gut, aber es unterläuft womöglich den Beschluss der Nato, nach der russischen Annexion der Krim die politische und militärische Zusammenarbeit mit Moskau einzufrieren. Und was genau soll eigentlich verhandelt werden?

Auch der zweite Vorschlag, die in Moskau akkreditierten Militärattachés als Manöverbeobachter einzuladen, ist tückisch. Wollen die Russen subtil die Wiener Regeln unterlaufen? Denn die Attachés sind nicht immer professionell ausgebildete Beobachter, wie sie bisher zu Großübungen geschickt wurden.

Noch in dieser Woche wollen die 28 Nato-Botschafter darüber beraten, wie sie mit dem russischen Vorstoß umgehen. Zumindest in einem Punkt entspricht er ihren Erwartungen. „Die Russen“, sagt ein hochrangiger Nato-Diplomat, „haben Unberechenbarkeit zu ihrem Markenzeichen gemacht.“

Konstantin von Hammerstein

# Ein Wort der Reue

**Gastbeitrag** Angela Merkel sollte zugeben, dass ihre Unterstützung für den Irakkrieg von 2003 ein Fehler war.

*Ein offener Brief von Peter Gauweiler und Willy Wimmer*

**S**ehr geehrte Frau Bundeskanzlerin, in der vergangenen Woche hat eine Kommission im Auftrag des britischen Unterhauses unter Leitung von Sir John Chilcot nach siebenjähriger Arbeit ihren Untersuchungsbericht zum Engagement Großbritanniens im Irakkrieg im Jahr 2003 vorgelegt. Sir Chilcot sprach bei der Präsentation von einer Intervention, die „furchtbar schief lief, mit Konsequenzen bis zum heutigen Tag“.

Sie wollten damals, dass Deutschland die „Koalition der Willigen“ unterstützt. Im März 2003 sagten Sie in der ARD-Sendung „Gabi Bauer“: „Man hatte einen Punkt erreicht, an dem Krieg unvermeidbar geworden war. Bei einem Nichthandeln wäre der Schaden noch größer gewesen.“ Denken Sie immer noch so? Sind die Ergebnisse

der Chilcot-Kommission, die das genaue Gegenteil festgestellt hat, aus Sicht der Bundesregierung falsch?

Zum damaligen Bundeskanzler Schröder sagten Sie am 13. Februar 2003 im Deutschen Bundestag, er sei mit seiner Haltung „seit Wochen auf einem Irrweg“. Jetzt haben wir es amtlich: Er war als einer der wenigen auf dem richtigen Weg!

Deutschland dürfe „nie wieder allein gehen“, es dürfe keinen deutschen Sonderweg geben, schrieben Sie in der „Washington Post“. Was ganz anders gemeint war, nämlich Deutschland aus kriegerischen Auseinandersetzungen herauszuhalten, münzten Sie mutwillig um zu einem Argument, Deutschland in einen nicht legitimierte Krieg hineinzuziehen. Im Bundestag setzten Sie damals noch einen drauf, als Sie Schröders Aussagen

nach dem 11. September gegen seine Politik der Zurückhaltung verwendeten: „Gerade wir Deutschen haben nun auch eine Verpflichtung, unserer neuen Verantwortung umfassend gerecht zu werden. Das schließt auch die Beteiligung an militärischen Operationen zur Verteidigung von Freiheit und Menschenrechten, zur Herstellung von Stabilität und Sicherheit ausdrücklich ein.“ Heute wissen wir, dass dieser Krieg alle Stabilität und Sicherheit in der Region auf lange Zeit vernichtet hat. War es nicht – wenigstens in der Rückschau – töricht, Bush, Wolfowitz und Rumsfeld von Deutschland aus bei ihren Kriegsplänen zu unterstützen?

Der offizielle Untersuchungsbericht aus Großbritannien kommt zu dem Schluss, dass die rechtliche Basis für den Feldzug nicht gegeben war: Die Resolution 1441 des Sicherheitsrates der Vereinten Nationen habe kein militä-

risches Eingreifen gerechtfertigt, der britische Premier Tony Blair und sein Außenminister hätten daher die Autorität des Weltsicherheitsrats „unterminiert“.

Zudem hätten der Entscheidung unwahre Geheimdienstinformationen über angebliche chemische, biologische und nukleare Waffen zugrunde gelegen. „Die Angaben hätten geprüft werden müssen“, urteilt der Kommissionsvorsitzende Chilcot, „wurden sie jedoch nicht.“

Auch die Vorbereitungen seien „mangelhaft“ gewesen: Der Einmarsch sei hektisch und schlecht vorbereitet, die „Konsequenzen der Invasion unterschätzt“ worden. Selbst die Planungen für einen Irak nach Saddam – um den es den kriegführenden Politikern ja angeblich vor allem ging – seien zur Gänze „unzureichend“ gewesen.

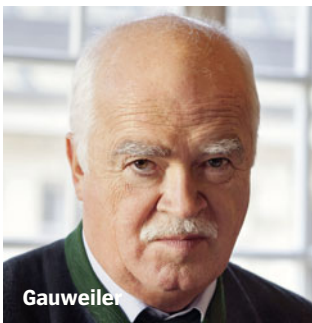
Sie waren damals Vorsitzende der CDU/CSU-Bundestagsfraktion und Oppositionsführerin, wir waren Mitglieder des Deutschen Bundestags und hatten in den Wochen und Monaten, die dem Krieg vorausgingen, eine christlich-demokratische Alternative zu Ihrer Politik vertreten: „Hat Bush recht oder der Papst?“, haben wir gefragt. Johannes Paul II. hatte noch im Januar die führenden Politiker des Westens zur „Einhaltung des Rechts“ ermahnt und eindringlich vor der Annahme gewarnt, „militärische Siege könnten der Ausweg sein“.

**W**er mit wachen Augen die Welt von heute beobachtet, sieht, wie eine solche Entwicklung zu internationaler Anarchie führen kann. Die damalige Erschütterung jedenfalls löste Destabilisierungen über Jahre aus: „Konsequenzen bis zum heutigen Tag“, wie Chilcot feststellt. Zu diesen Konsequenzen gehören Flüchtlingswellen mehrerer Millionen Menschen. Sie wollen doch, Frau Bundeskanzlerin, heute „Fluchtursachen bekämpfen“. Wir würden gerne von Ihnen wissen, welche Schlüsse Sie aus dem Irakkrieg für zukünftige Militäreinsätze ziehen.

Wir schreiben Ihnen, weil Sie sich zu dem weltweit beachteten Bericht der britischen Kommission mit keinem Wort geäußert haben, obwohl Sie seinerzeit in Europa und in den USA als Akteurin zugunsten Präsident Bushs aufgetreten sind. Glauben Sie nicht, dass irgendein Wort der Einsicht oder besser: Reue angezeigt wäre? Kann die Vorsitzende der Christlich Demokratischen Union nicht sagen: „Ich hätte damals auf den Papst hören sollen“?

Stattdessen hat Ihr Kabinett am Mittwoch dieser Woche ein neues „Weißbuch zur Sicherheitspolitik und zur Zukunft der Bundeswehr“ verabschiedet. Darin wird ein globales deutsches militärisches Engagement postuliert. Abgesehen davon, dass von den Verfassern des Grundgesetzes das Gegenteil für unsere Streitkräfte vorgesehen war, halten wir das für keine angemessene Antwort auf den fürchterlichen Fehlschlag im Irak, in den Sie auch unser Land hineingezogen hätten, wenn Sie gekonnt hätten.

**Gauweiler**, 67, war Bundestagsabgeordneter der CSU. **Wimmer**, 73, war CDU-Abgeordneter und Staatssekretär im Bundesverteidigungsministerium.



SLAVICA / DER SPIEGEL



JULIEN BILD



» Unser Rezept ist schnell erklärt:  
weniger Energiekosten, mehr Erfolg.  
Mit einer KfW-Förderung für Unternehmer,  
die auf Energieeffizienz setzen.

Machen Sie Ihren Betrieb energieeffizient und zukunftsfähig – mit günstigen Krediten und Tilgungszuschüssen der KfW. Ob Produktionsanlage, Lichttechnik oder Neubau: Nutzen Sie die energieeffiziente Modernisierung Ihres Betriebs, um nachhaltig wettbewerbsfähig zu bleiben. Je mehr Energie Sie sparen, desto höher die staatliche Förderung. Mehr Informationen bei Ihrem Finanzierungspartner\* oder unter: [kfw.de/energieeffizienz](http://kfw.de/energieeffizienz)

**Energieeffizient modernisieren ab 1 % eff. p.a.\*\***

Bank aus Verantwortung

**KFW**

\* Finanzierungspartner sind Geschäftsbanken, Sparkassen, Genossenschaftsbanken und Direktbanken.

\*\* Bei einer Energieeinsparung von mindestens 30% (Premiumstandard) gelten für einen Kredit über 500.000 EUR zur Modernisierung von Produktionsanlagen in der Preisklasse B folgende Konditionen: 1,40% Sollzins p. a. und 1,41% Effektivzins p. a. bei 10 Jahren Laufzeit, 2 tilgungsfreien Anlaufjahren und 10-jähriger Zinsbindung. Für einen Kredit über 3 Mio. EUR für einen Neubau zum KfW-Effizienzhaus 55 gelten in der Preisklasse B identische Konditionen. Zusätzlich wird der Rückzahlungsbetrag durch einen Tilgungszuschuss von bis zu 5% des Zusagebetrages (maximal 50 EUR je Quadratmeter) gemindert (Stand 14.04.2016).



Abgelehnte Asylbewerber am Flughafen Karlsruhe/Baden-Baden: Tritte, Schreie, Widerstand

GUSTAVO ALABISO

# „Versagen des Rechtsstaats“

**Migration** Die Behörden verzweifeln bei ihren Versuchen, ausreisepflichtige Ausländer abzuschieben. Experten aus Bund und Ländern drängen auf schärfere Gesetze.

**G**roßeinsatz der Polizei in Sachsen: Einer, der unter keinem guten Stern steht, auch wenn er für die Beamten schon beginnt, als es draußen noch dunkel ist. Sie rücken in Görlitz an, in Zwickau, in Coswig und Rossau. Ihr Ziel: 49 Tunesier abholen – und in die Heimat abschieben. Doch als am Nachmittag um 15.45 Uhr die Maschine am Flughafen Leipzig abhebt, sind nur 13 Männer an Bord des Sammelcharters. Die anderen Tunesier konnte die Polizei nicht finden, einige waren vorher abgetaucht.

Der Flug vom 29. Juni zeigt, wie schwer sich der deutsche Staat nach wie vor tut, abgelehnte Asylbewerber in ihre Heimat zurückzuschicken. Und wie schwer es Politikern fällt, Versprechen einzuhalten, die sie unter Druck abgeben. Denn dass nun durchgegriffen und konsequent abgeschoben werde, das war die Antwort der Koalition auf die sexuellen Übergriffe in der Silvesternacht, auf den Aufstieg der AfD, auf die Angst, dass erstens zu viele kommen und zweitens dann auch noch die Falschen bleiben könnten.

So schnell wie möglich wollte deshalb zum Beispiel CSU-Mann Markus Söder mehrere Hunderttausend Migranten ohne Asylanspruch nach Hause schicken lassen. Das klang schon im Februar vollmundig und klingt heute nur noch großmäulig. Denn in den ersten fünf Monaten gab es nicht mal 11 300 Abschiebungen. Das sind zwar mehr als im gleichen Zeitraum des Vorjahrs. Aber nicht nur Bundesinnenminister Thomas de Maizière (CDU) ist das bei Weitem zu wenig. Es müsse gelingen,

„nachhaltig in anderen Quantitäten Rückführungen zu organisieren“, berichtete er vor Kurzem seinen Kabinettskollegen.

Fragt sich nur, wie. Denn dazu sind die für Abschiebungen in erster Linie zuständigen Länder und auch der Bund mit seiner Bundespolizei schlicht nicht in der Lage. Die Ausländerbehörden sind hoffnungslos unterbesetzt, die Polizei ist seit Monaten am Limit. Allein bei der Abschiebung der 13 Tunesier vor zweieinhalb Wochen waren 123 sächsische Polizisten im Einsatz. Noch nicht mitgezählt: jene „Personenbegleiter Luft“ der Bundespolizei, die mit an Bord gehen, um möglicherweise renitente Flüchtlinge bis ins Heimatland zu bringen.

Das Thema ist

ideologisch aufgeladen,

rechts wie links.

Immer wieder kommt es vor, dass bereits laufende Abschiebungen im letzten Moment scheitern, mehr als 300-mal allein in diesem Jahr. Ende Juni etwa sollten gut zwei Dutzend Polizisten mehrere Gewalttäter vom Flughafen Schönefeld mit einer Chartermaschine in die Türkei bringen. Doch dann erhielt das Flugzeug keine Landeerlaubnis für Istanbul, die Aktion musste abgebrochen werden.

Nächstes Beispiel: Am 9. Mai sollte von Frankfurt am Main aus ein Algerier in seine Heimat zurückfliegen. Auf einer Toilette zog er eine Rasierklinge heraus, die er im Mund versteckt hatte, und ritzte sich

beide Arme auf. Der junge Mann landete im Flughafenkrankenhaus.

Am 12. Juli, wieder Frankfurt, sollte ein Iraner von Bundespolizisten nach Teheran abgeschoben werden. Er wehrte sich, trat um sich, schrie. Der Widerstand war so massiv, dass der Pilot sich weigerte, den Mann mitzunehmen.

So kann man die Reihe fast beliebig fortsetzen: auch mit dem Afghanen, der am 22. Juni von Berlin-Tegel aus nach Budapest überstellt werden sollte. Vier Beamte brachten ihn in einen Linienflieger. Kurz vor dem Start rannte der Flüchtling aus dem Flugzeug Richtung Landebahn. Ende der Abschiebung.

Fälle wie diese zeigen, wie weit verzweifelte Menschen gehen, um zu bleiben. Das dokumentiert auch der Fall des Kosovaren Berat B. (siehe Seite 28). Und wie blauäugig Politiker waren, die glaubten, man könne die Zahl der Abschiebungen mal eben verdoppeln, verfünffachen, verzehnfachen.

Wenn es so weitergeht wie bisher, schätzt die Bundesregierung inzwischen, dann könnten bis Ende des Jahres vielleicht 27 000 abgelehnte Asylbewerber außer Landes gebracht werden. Zusätzlich rechnet sie noch mit 61 000 weiteren, die mithilfe von Förderprogrammen freiwillig gehen. Dem stehen allerdings mindestens 370 000 Asylbewerber gegenüber, deren Anträge in diesem Jahr voraussichtlich abgelehnt werden und die „somit ausreisepflichtig werden würden“, wie die Bundesländer-Stelle zum „Rückkehrmanagement“ in einem internen Bericht schreibt. Schon jetzt ist also absehbar, dass mehr

als 200 000 Migranten vorerst in Deutschland bleiben werden, obwohl sie eigentlich gehen müssten.

Für die Politik ist das ein Problem. Vor ein paar Jahren konnte Deutschland sich noch nachsichtig zeigen. Solange die Flüchtlingszahlen niedrig lagen, verzichteten einige Länderinnenminister lieber auf eine harte Linie. Denn Abschiebungen, das bedeutete meist Ärger, mit Kirchen, Medien, Soligruppen. Heute aber scheinen viele Deutsche eine großzügige Flüchtlingspolitik höchstens noch zu akzeptieren, wenn diejenigen Migranten, denen in der Heimat keine Gefahr droht, in den Flieger gesetzt werden. Es geht um den sozialen Frieden. Und um die Glaubwürdigkeit der Verwaltung, der Justiz, des Staates.

Eine nüchterne Debatte ist jedoch schwierig. Das Thema ist ideologisch aufgeladen, rechts wie links. Und ein Ungeschick von Innenminister de Maizière hat die Sache nicht besser gemacht. Er hatte kürzlich versucht, Missstände anzuprangern – und sich dabei im Labyrinth der Statistik verlaufen. Zu häufig stellten Ärzte Atteste aus, die eine Abschiebung unmöglich machten, behauptete der CDU-Minister. Mag sein. Aber die Zahlen, die er anführte, stimmten so nicht. Die Aktion verärgerte die Ärzteschaft, Grüne und Linke forderten seinen Rücktritt. Die Probleme gerieten in den Hintergrund.

Mit Verdrängen werden die Verantwortlichen nicht durchkommen, so viel ist gewiss. So klagen Behördenpraktiker nah an der Verzweigung über die große Zahl von Migranten, die weder Reisepass noch Ausweis haben – ohne Papiere ist keine Abschiebung möglich.

In einem unter Verschluss gehaltenen Bericht für die Innenministerkonferenz Mitte Juni heißt es, dass derzeit mehr als 33 000 Männer und Frauen nur deshalb in Deutschland geduldet würden, weil die Papiere fehlten. Die Experten von Bund und Ländern glauben, dass in vielen Fällen „Dokumentenlosigkeit gezielt als Strategie eingesetzt“ werde, um „im Falle einer Ausreisepflicht deren Durchsetzung zu erschweren oder unmöglich zu machen“.

Eine neue Einheit der Bundespolizei soll die überforderten Ausländerbehörden dabei unterstützen, Ersatzpapiere für die Migranten zu besorgen. Doch nicht nur, dass von den 25 extra geschaffenen Stellen erst gut die Hälfte besetzt ist. Fast täglich sind die Praktiker damit konfrontiert, dass sie an „nicht selten dreister Verweigerung von vollständigen und richtigen Angaben zur Person und Herkunft scheitern“, wie es in dem Bericht heißt. Es stelle sich die Frage, ob „der Rechtsstaat hier nicht komplett versagt“.

Mit Konsequenzen, so klagen die Fachleute in bitterem Ton, hätten die Täuscher selten zu rechnen. Ermittlungsverfahren gegen Migranten, die mit falschen Anga-

ben eine Abschiebung verhinderten, würden von den Staatsanwaltschaften meist eingestellt. Häufig machten sich die Ausländerbehörden daher gar nicht mehr die Mühe, Anzeige zu erstatten. „Die zuständigen Staatsanwaltschaften haben in der Regel wenig bis gar kein Interesse an einer Strafverfolgung“, schreibt etwa eine Behörde aus Nordrhein-Westfalen. Aus Hessen heißt es: „Das Problem dabei ist: Aus Sicht der Strafverfolgungsbehörden handelt es sich um ein Bagatelldelikt.“ Und eine niedersächsische Behörde meldet eine „Tendenz hin zur Resignation“.

In dem Bericht für die Innenministerkonferenz listen die Praktiker zwei Dutzend besonders krasse Fälle auf:

- Eine angeblich aus Bhutan stammende Familie hält sich seit 20 Jahren in Deutschland auf, kommt aber in Wahrheit wohl aus Nepal. Kosten für die Staatskasse: 500 000 Euro. Das Ermittlungsverfahren wegen falscher Angaben wurde eingestellt.
- Ein Algerier verhinderte seine Abschiebung, indem er durch Alias-Personalien seine Identität verschleierte. Erst zur Hochzeit mit einer Deutschen legte er einen Ausweis vor. Kosten für die Staatskasse: 30 000 Euro. Das Ermittlungsverfahren wurde eingestellt.
- Bei einer Familie aus Aserbaidschan stellte sich nach Jahren heraus, dass ihre Personalien falsch sind. Der wahre Passbesitzer lebt im Ausland, die echte Ehefrau ist tot. Kosten für die Staatskasse: 200 000 Euro. Das Ermittlungsverfahren wurde eingestellt.
- Eine angeblich palästinensische Familie aus dem Libanon machte 30 Jahre lang falsche Angaben über ihre Staatsangehörigkeit. Kosten für die Staatskasse: eine Million Euro. Das Ermittlungsverfahren wurde eingestellt.

Wegen Vorgängen wie diesen fordern die Experten, einen eigenen Strafparagrafen für „Identitätsverschleierung“ einzuführen. Spezialisierte Staatsanwälte sollen die Fälle übernehmen, empfindliche Strafen verhängt werden.

Ein weiteres Problem wäre dadurch allerdings nicht gelöst. Mehrere Staaten weigern sich beharrlich, ihre Landsleute wieder aufzunehmen. Es gebe bei Abschiebungen nach wie vor „erhebliche Probleme mit dem Kooperationsverhalten der Herkunftsstaaten“, heißt es in einem vertraulichen Behördenbericht.

Zu den schwierigen Kandidaten zählten lange die Maghreb-Staaten, die oft virtuos verzögerten, verschleppten oder ganz verhinderten, dass abgelehnte Asylbewerber überstellt werden können. Nach der Silvesternacht von Köln erhöhte die Bundesregierung den Druck. Doch der Erfolg ist durchwachsen. Beim jüngsten Treffen der Innenminister im saarländischen Mettlach-Orscholz konnte de Maizière seinen Länderkollegen zwar berichten, dass sich Tunesien inzwischen kooperativer verhalte. Die Zusammenarbeit mit Marokko dagegen soll sich trotz eines vielversprechenden Telefonats zwischen Kanzlerin Angela Merkel und König Mohammed VI. „noch nicht durchgreifend verbessert“ haben.

So erlaubt das Land den Deutschen nicht, abgelehnte Asylbewerber in Gruppen per Chartermaschine zurückzuschicken, sondern nur in kleiner Zahl auf Linienflügen. Das führt zu absurden Situationen. Um fünf gewalttätige Marokkaner aus Nordrhein-Westfalen abzuschicken, musste die Bundespolizei am 11. Mai eine komplette Linienmaschine buchen. Nur durch massives Drängen aus Berlin akzeptierte Marokko das Vorgehen. „Geht es in diesem Tempo weiter, brauchen wir über 20 Jahre, um alle abgelehnten Marokkaner und Algerier wieder abzuschicken“, klagte der nordrhein-westfälische Innenminister Ralf Jäger (SPD).

Bisher hatte die Bundesregierung auf das Prinzip Belohnung gesetzt. Staaten, die bei den Abschiebungen kooperieren, sollten mehr Entwicklungshilfe bekommen. Innenminister de Maizière möchte seine Kabinettskollegen nun von einem härteren Kurs überzeugen: Wer sich weigert, seine Landsleute zurückzunehmen, dem sollen die Gelder auch gestrichen werden können. „Die mangelnde Zusammen-

arbeit im Bereich der Rückführung darf nicht ohne Folgen für die Zusammenarbeit in anderen Politikbereichen bleiben“, schrieb de Maizière Entwicklungsminister Gerd Müller (CSU) und Außenminister Frank-Walter Steinmeier (SPD) und bat sie am Mittwoch in sein Ministerium. Im Herbst soll es ein weiteres Treffen geben.

Sanktionen wären allerdings riskant. Sie könnten am Ende nicht die renitenten Regierungen treffen, sondern die Ärmsten in der Bevölkerung – und so neue Ursachen für die Flucht nach Europa schaffen.

Jürgen Dahlkamp,  
Wolf Wiedmann-Schmidt

### Abschiebungen

Januar bis Mai 2016  
Quelle: Bundesregierung

zum Vergleich:  
2015 gesamt

Nordrhein-Westfalen	2167	4395
Bayern	1577	4195
Baden-Württemberg	1388	2431
Sachsen	941	724
Hessen	897	2651
Berlin	853	898
Niedersachsen	838	938
Sachsen-Anhalt	444	861
Schleswig-Holstein	393	397
Meckl.-Vorpommern	372	740
Hamburg	369	612
Rheinland-Pfalz	350	482
Thüringen	252	322
Brandenburg	239	321
Saarland	66	276
Bremen	13	22
Bundespolizei	135	623
<b>Gesamt</b>	<b>11 294</b>	<b>20 888</b>



# Vier Leben

**Migration** Zehn Jahre verbrachte der Kosovare Berat B. unter falschem Namen in Deutschland, mal als Italiener, mal als Albaner. Fast gelang ihm die perfekte Integration – bis er aufflog.

Der Termin im März 2015 in der Ausländerbehörde von Remscheid verlief reibungslos. Roberto B. konnte sich mit einem nagelneuen Personalausweis, einer „carta d'identità“, als Italiener ausweisen. Auch seine Arbeitspapiere hatte er dabei, um zu belegen, dass er zu Recht von der EU-weiten Freizügigkeit profitierte. Der 28-Jährige sprach fast fließend Deutsch und sah sympathisch aus: groß, schlank, dunkelblonde Haare, kastanienfarbene Augen.

Doch ein paar Tage später erhielt Roberto B. Post – zuerst von der Ausländerbehörde, dann von der Staatsanwaltschaft. Das Problem: Die Nummer auf seinem Ausweis war bereits vergeben, an einen anderen Italiener; das Dokument, das er der Ausländerbehörde präsentiert hatte, war eine Fälschung.

Tatsächlich heißt der vermeintliche Italiener Berat B. und kommt aus Glogoc, einer kleinen Stadt in der Nähe von Pristina im Kosovo. Berat B. ist eine Art Glücksritter, und lange schien es, als hätte er das Glück in Deutschland gefunden.

Vor zehn Jahren war der Kosovare mithilfe eines Schleusers nach Deutschland gekommen, Stück für Stück baute er sich eine neue Existenz auf. Er fand Arbeit, zuletzt bei einem großen Automobilzulieferer im Rheinland. Man war mit ihm zufrieden. Er verfüge über ein „gutes Fachwissen“, heißt es lobend im Arbeitszeugnis: „Er beherrschte seinen Arbeitsplatz umfassend und arbeitete konzentriert, ordentlich und zügig.“ Roberto B. zahlte Steuern und war bei der AOK versichert. Er hatte eine Wohnung und eine Freundin. Sogar in der IG Metall war er organisiert. Ihm war geglückt, was Ziel guter Migrationspolitik ist: die gelungene Integration.

Doch nun ist er enttarnt, Berat B. soll abgeschoben werden. Sein Arbeitgeber kündigte ihm, als er von der falschen Identität des Schmiedewerkers erfuhr. Die Krankenversicherung ist ungültig, aus der gemeinsamen Wohnung mit der Freundin musste er ausziehen. Die Beziehung zerbrach, als herauskam, dass er auch seine Freundin über sein wahres Ich belogen hatte.

Wie war dem Kosovaren ein solches Leben in der Illegalität gelungen, mitten in Deutschland? Nicht das erste Mal wurde die Legende enttarnt, die Berat B. um seine falsche Identität gebaut hatte. In den vergangenen zehn Jahren lebte er in Deutschland vier Leben, mit vier verschiedenen Namen, in vier verschiedenen Städten, mit immer neuen Jobs. Jedes Mal, wenn er aufflog oder aufzufliegen drohte, wechselte er Hals über Kopf den Wohnort und begann mit einer neuen gefälschten Identität von vorn.

Anfang Juni sitzt Berat B. in einer norddeutschen Großstadt im Café. Er trägt ein kariertes Hemd und raucht L&M-Ziga-

retten, eine nach der anderen. Bevor er Deutschland vielleicht für immer verlassen muss, will er seine Geschichte erzählen. Es ist die Geschichte eines sogenannten Wirtschaftsflüchtlings, der in einem Asylverfahren kaum eine Chance gehabt hätte. Denn B. floh nicht vor Krieg und Folter, sondern vor der Perspektivlosigkeit in seiner Heimat Kosovo. Dort lebte er von Gelegenheitsjobs; die Firma seines Vaters, die ihn zuletzt beschäftigte, ging pleite. So ließ er sich 2006 von Schleusern über die Balkanroute Richtung Österreich bringen, über Wiesen und Felder, über grüne Grenzen, bis nach Wien, von wo aus er sich weiter nach Deutschland durchschlug – und dann begann, sich illegal eine legale Existenz aufzubauen.

Wesentliche Teile der Geschichte konnte der SPIEGEL anhand von Dokumenten und Zeugenaussagen nachvollziehen. Details seiner Erzählung blieben jedoch unüberprüfbar. Anhaltspunkte dafür, dass Berat B. die Unwahrheit sagte, ergaben sich nicht.

Als Berat B. zum ersten Mal nach Deutschland kam, war er sechs Jahre alt. Sein Vater sei 1993 zusammen mit seiner Frau und drei Kindern vor serbischen Nationalisten und der drohenden Ausweitung des Jugoslawienkriegs geflohen, sagt Berat B.: „Wir lebten in Asylantenheimen, zunächst in Düren, dann in Dortmund. Später zogen wir in eine Wohnung in Remscheid.“ Sein Vater habe damals einen Asylantrag gestellt, arbeiten durfte er nicht.

Der Antrag wurde abgelehnt, sein Vater habe Widerspruch eingelegt. Die Familie wurde geduldet. Schließlich seien Briefe von der Ausländerbehörde gekommen, in denen der Familie nahegelegt wurde, mit dem Ende des Bürgerkriegs doch freiwillig in das Kosovo zurückzukehren. Im August 2000, Berat besuchte damals die Hauptschule in Remscheid, willigte der Vater ein.

„Wir fuhren zurück in ein kaputtes Land, in ein Haus, in dem es keinen Strom und kein fließendes Wasser gab“, erzählt B., „ich war damals 13 und ein Fremder im eigenen Land.“

In der Schule in Priština sei er als „Deutscher“ gehänselt worden, der nicht fließend Albanisch spreche, ein „Verräter“ obendrein, dessen Vater vor dem Krieg weggelaufen sei. Schon damals sei ihm klar gewesen, dass er nicht im Kosovo bleiben werde, „auf keinen Fall“.

Als er sich einige Jahre später erneut auf den Weg nach Deutschland machte, er war inzwischen 19 Jahre alt, beschloss er, nicht den Weg zu gehen, den sein Vater gegangen war, „ein Asylantrag kam für mich nicht infrage“. 3500 Euro habe er für die Schleuser bezahlt, 800 Euro für einen gefälschten italienischen Ausweis auf den Namen Luca M., geboren in Genua. Wie Matt Damon in „Der talentierte Mr. Ripley“ schlüpfte er so in seine erste Scheinidentität und paukte Italienisch.



### Gefälschte Papiere, erschlichene Karten

Keine Brücke in die legale Welt

Die Familie von Berat B. ist groß und weitverzweigt – auch in Deutschland. So kam er mühelos in Essen unter, wo ein Onkel in einem Einkaufszentrum eine Pizzeria betrieb.

Berat B. begann ein Leben auf der illegalen Seite der Gesellschaft, als Schwarzarbeiter in der Schattenwirtschaft. Vielleicht glaubte er am Anfang wirklich, aus ihm könne ein ganz legaler Ausländer werden. Doch je länger der Kosovare mithilfe einer Legende in Deutschland lebte, desto klarer wurde ihm, dass es keine Brücke gab, die hinüber in die legale Welt führte.

Warum auch, es lief ja bestens. Als Luca M. übernahm er die Geschäftsführung der Essener Pizzeria, „ich erledigte die Einkäufe und zahlte die Gehälter aus. Es war ein angenehmes Leben, in einer Wohngemeinschaft mit drei Landsleuten, alle illegal in Deutschland. Wir verdienten gutes Geld“.

**4000 Euro habe er ihr für  
eine Eheschließung gezahlt,  
„die hat mich abgezockt“.**

So hätte es weitergehen können. Wie alle EU-Ausländer können sich Italiener in jedem Mitgliedsland niederlassen und arbeiten, wo sie wollen. Den Blanko-Personalausweis habe ein kosovarischer Passfälscher mit vielen anderen Exemplaren über Mittelsmänner „in Italien beschafft“, erklärt B., „es waren Dubletten, irgendwo in Genua lebte ein Mann, der tatsächlich Luca M. hieß“.

Berat B. sparte einen Teil seiner Einkünfte für eine bessere Zukunft – und für eine arrangierte Hochzeit mit einer Deutschen, die ihm ein legales Leben ermöglichen sollte. Er fand sie, Sandra hieß sie, zusammen mit ihrer Mutter lud er sie auf eine Urlaubsreise ein. 4000 Euro, sagt er, habe er ihr für eine Eheschließung gezahlt. Doch als der Hochzeitstermin näher rückte, habe Sandra einen Rückzieher gemacht. „Die hat mich abgezockt. Das Geld habe ich nie wiedergesehen.“

Kurz darauf seien plötzlich Steuerfahnder in der Pizzeria aufgetaucht. „Von den

Köchen bis zu den Kellnern war keiner legal in dem Laden beschäftigt“, sagt B. Als ein afrikanischer Küchengehilfe lautstark gegen die Razzia protestierte, habe er die Gelegenheit genutzt und sei abgehauen.

Seine Essener Wohnung habe er danach nicht mehr betreten. „Fernseher, Kleidung, Bücher, ich habe alles zurückgelassen.“ Den Namen Luca M. konnte er nun nicht mehr benutzen. „Der stand auf allen möglichen Papieren in der Pizzeria.“

So begann sein Leben Nummer zwei, nun in Leipzig. Diesmal schlüpfte er in die Rolle des Albaners Shala G., der nach einer Heirat die deutsche Staatsbürgerschaft erhalten hatte. Berat B. hielt sich mit Gelegenheitsjobs über Wasser. Der Personalausweis habe ihn diesmal 1200 Euro gekostet, sagt er, „weil die Qualität besser war“, eine AOK-Krankenkassenkarte war im Preis enthalten.

Dann wurde Berat B. krank: Mit einer schweren Lungenentzündung kam er ins Krankenhaus, abgerechnet wurde über die falsche AOK-Karte. Niemandem fiel das auf, bis die Abrechnungsabteilung der AOK feststellte, dass die Nummer auf der Krankenkassenkarte gefälscht war. Die Versicherung schaltete die Polizei ein und schrieb den echten Shala G. an. Das war im Herbst 2010 – wieder war Berat B. aufgefliegen, doch wieder konnte er entweichen. Er ging einfach nach Wuppertal, wo er bei Verwandten unterkam. Diesmal kaufte er sich keine gefälschten Papiere, sondern lebte versteckt bei einem Cousin seines Vaters, der sechs Kinder hat. Mit einem der Söhne teilte er sich ein Kinderzimmer.

Dieses Leben im Versteck, ohne Papiere und ohne Job, war das einzige, das Berat B. nach neun Monaten von sich aus wieder aufgab. „Ich hatte die Nase voll.“ Er habe niemandem auf der Tasche liegen wollen. Und so nahm er wieder Kontakt zu den Passfälschern auf.

Die Region um Neapel gilt als Hochburg der Dokumentenfälscher für Kriminelle und Terroristen. Wie viele illegale Einwanderer sich derzeit mit falschen Papieren im Schengenraum aufhalten, weiß niemand genau. „Es könnten mehrere Zehntausend sein“, sagt ein Polizeibeamter.

Von dort bekam auch Berat B. seinen neuen Personalausweis. Der Name, sein vierter inzwischen: Roberto B., geboren am 25. März 1987 in Rom. „Mit den Papieren meldete ich mich überall ordentlich an“, erklärt er. Er holte sich eine AOK-Karte und ging zum Finanzamt. Auf 400-Euro-Basis habe er dann in einem irischen Pub in Wuppertal gearbeitet.

Die Kollegen und Gäste hätten ihn gemocht. Keiner merkte offenbar, dass Roberto nur grobe Brocken Italienisch sprach. Wuppertal, so schien es, war der Beginn eines neuen, glücklichen Lebens.

Um kein Risiko einzugehen, mied er Kontakt zu Landsleuten. Einmal habe ihn

trotzdem jemand in der Fußgängerzone wiedererkannt und mit einem früheren Namen angesprochen. „Ein Horror, mir ist es eiskalt den Rücken runtergelaufen“, so B. Er sei dann einfach weitergegangen, ohne den Bekannten anzublicken.

Nach dem Pub wechselte er zu einer Leiharbeiterfirma in Remscheid, die ihn an die Metall verarbeitende Industrie verlieh. Nun wagte er den nächsten großen Schritt: Mit gefälschten Zeugnissen bewarb er sich bei einem Zulieferer der Automobilindustrie. Niemand merkte etwas. Der talentierte Berat B. verdiente mit Nachtschichten bis zu 3300 Euro im Monat. Nach der Probezeit wurde er übernommen.

Berat B. nahm sich eine neue Wohnung in Remscheid, jenem Ort, an dem sein Vater zwei Jahrzehnte zuvor vergebens versucht hatte, Fuß zu fassen. Wo Berat die Schule abbrechen musste und seine Jugend in Deutschland plötzlich nicht mehr weiterging.

Nun sah die Welt ganz anders aus. Auch eine Freundin hatte er. Die Deutschafghanin stellte ihren „Roberto“ den Eltern vor. Von Heirat war die Rede. Die hätte alle Probleme mit einem Schlag gelöst. Er wäre Deutscher geworden und hätte dann keine Angst mehr vor der Abschiebung zu haben brauchen.

Zweieinhalb Jahre währte der Traum von einem legalen Leben – bis die falschen Zahlen auf seinem Personalausweis bei der Ausländerbehörde in Remscheid entdeckt wurden. Und die Staatsanwaltschaft ein Ermittlungsverfahren einleitete.

„Ich bitte Sie, mir mitzuteilen, ob Herr B. die Möglichkeit einer freiwilligen Ausreise in Betracht zieht“, schrieb das Ausländeramt an B.s Anwalt.

Berat B. ist nun wieder da, wo er schon so oft war: scheinbar am Ende. Oder doch wieder am Anfang? Längst hat er sich wieder auf den Weg gemacht in eine deutsche Stadt, wo er in einer Pizzeria aushilft – wie vor zehn Jahren, als alles begann.

Freiwillig, so wie sein Vater damals, will der inzwischen 29-Jährige Deutschland jedenfalls nicht verlassen. Er weiß aber auch, dass es immer enger für ihn wird.

Nachdem er in Remscheid aufgefliegen war, hatte er sich einen Anwalt genommen und den Behörden seinen richtigen Namen genannt. Inzwischen hat er über die Botschaft seines Landes neue Papiere bekommen, „einen echten Reisepass, der leider in Deutschland nichts wert ist“, sagt er.

Seine vorerst letzte Hoffnung war ein Termin beim Standesamt. Eine neue Freundin hat er kennengelernt, eine im Kosovo geborene Deutsche. Die Frau werde ihn noch im selben Monat heiraten, sagte er beim letzten Treffen mit dem SPIEGEL. Doch der Termin verstrich, aus der Hochzeit wurde nichts. Seither ist Berat B. nicht mehr erreichbar.

Hubert Gude



## Das letzte Gefecht

**Hauptstadt** Im Streit um das Wohnprojekt Rigaer Straße 94 führen Spuren zu einer Londoner Briefkastenfirma – und zu Investoren aus dem Spielhallenmilieu.

John Dewhurst legt bei seiner Arbeit stets Wert auf Diskretion: Er hat als Anwalt in den Achtzigerjahren im Apartheidstaat Südafrika praktiziert. Seit 2001 betreibt er in der Londoner City eine Kanzlei, die Investoren dabei hilft, Steuern zu sparen. Dewhurst unterhält Briefkastenfirmen auf den Cayman Islands und den Britischen Jungferninseln. Er ist einer jener Schattenmänner des modernen Finanzkapitalismus, die Deals am liebsten an der Öffentlichkeit vorbei einfädeln.

Nun aber ist es für Dewhurst mit der Ruhe erst einmal vorbei. Der grauhaarige Londoner Jurist im dunklen Anzug ist formaler Eigentümer der derzeit wohl umstrittensten Immobilie Deutschlands – der Rigaer Straße 94 in Berlin.

Linksautonome lieferten sich am 9. Juli mit der Polizei Gefechte um das Mietshaus im Ortsteil Friedrichshain. 123 Beamte verletzten sich „im Einsatzgeschehen“, einer musste stationär im Krankenhaus behandelt werden, 86 Demonstranten wurden meist kurzzeitig festgenommen, gegen 2 wurde Haftbefehl erlassen.

Dewhurst ist nicht gerade amüsiert, wenn man ihn am Telefon zu den Vorgängen befragt. Er liebt Diskretion, wie gesagt. Und nun äußern sich sogar die deutsche Bundeskanzlerin und deren Innenminister über das Berliner Investitionsob-

jekt. Da geht ein Londoner Advokat lieber in Deckung. „Ich bin nur Treuhänder“, sagt Dewhurst. Die wirklichen Eigentümer des Mietshauses seien ihm zwar bekannt, „ich bin aber nicht befugt, diese preiszugeben“.

Es ist eine überraschende Wendung in einer ohnehin schon erstaunlichen Geschichte. Eigentlich galt die Szene der Autonomen als nahezu befriedet – kehren nun alte Konflikte wieder zurück?

Die Gemengelage ist kompliziert. Auf der einen Seite steht ein glückloser Innenminister, der kurz vor den Abgeordnetenhaus-Wahlen im September mit einer inszenierten Law-and-Order-Politik versucht zu retten, was für seine Partei, die CDU, noch zu retten ist: Frank Henkel.

Auf der anderen Seite stehen die Anhänger einer zersplitterten linksradikalen Szene, die Schwierigkeiten haben, sich auf ein gemeinsames politisches Anliegen zu verständigen.

Und mittendrin steht eine knapp hundert Quadratmeter große Fläche im Erdgeschoss der Rigaer Straße 94. Die Autonomen möchten dort weiterhin eine Kneipe betreiben. Der Investor will die Räume angeblich an Flüchtlinge vermieten. Der Innenminister will Tatkraft beweisen und beschäftigt monatelang mehrere Hundertschaften der Polizei mit dem Minikonflikt. Das letzte Gefecht – selten wurde ein Berliner Häuserkampf so zynisch orchestriert.

Die Geschichte hinter der Geschichte lässt sich in groben Zügen erkennen, wenn man der Spur des Geldes folgt, von Berlin-Friedrichshain nach London. Dort, in einem imposanten Bürogebäude des Stararchitekten Norman Foster südwestlich der Tower Bridge, residiert die Firma Lafone Investments Ltd. Zumindest hängt dort ein Briefkasten mit ihrem Namen.

Gegründet wurde das Unternehmen im Jahr 2014. Das Stammkapital beträgt ein britisches Pfund. Als alleiniger Gesellschafter fungiert Anwalt John Dewhurst. Auch die Geschäftsaktivitäten von Lafone In-



MAURIZIO GAMBARELLI / DPA

## Protestierende in der Rigaer Straße

Sicherheitszone mit permanenten Kontrollen

te den Kiez um die Rigaer Straße in eine Sicherheitszone mit permanenten Ausweis- und Taschenkontrollen. Über den Wohnhäusern kreiste ein Polizeihubschrauber. Hunderte Beamte sollten sicherstellen, dass der Eigentümer Zugang zu seinem Mietshaus erhält.

Dewhurst will davon kaum etwas mitbekommen haben. Er kenne weder die Bewohner, sagt der Anwalt, noch habe er jemals Kontakt zum Berliner Senat wegen des Hauses in der Rigaer Straße gehabt.

„Ich bin nur der Mann im Schaufenster gewesen“, sagt Dewhurst. Alle Aufträge, insbesondere den Abschluss von Verträgen hätten die wahren Eigentümer ohne sein Wissen abgewickelt. Vor Ort sei eine Firma namens Centurius zuständig gewesen.

Unter diesem Namen finden sich zwei Firmen in Berlin, deren Gesellschafter ursprünglich ihr Geld auch mit Spielhallen verdient haben. Inzwischen betreiben sie nicht nur eine Hausverwaltung, sondern auch eine Immobiliengesellschaft, die sich auf den Kauf unsanierter Altbauten spezialisiert hat, darunter auch Objekte in Friedrichshain, eines sogar in der Nachbarschaft der umkämpften Immobilie in der Rigaer Straße. Außerdem hat die Centurius Erfahrung mit der Umwandlung linker Projekte in Eigentumswohnungen.

Steckt dieses Firmengeflecht hinter der Lafone Investments? „Das kommentiere ich nicht“, sagt Dewhurst.

Auch der frühere Eigentümer der Rigaer Straße 94, Suitbert Beulker, schweigt über die Identität der heutigen Eigentümer. Er hat sich inzwischen aus Berlin ins Allgäu zurückgezogen. Beim Verkauf habe er sich verpflichtet, über die Namen seiner Nachfolger „Stillschweigen zu bewahren“.

Den Wunsch der Käufer nach Anonymität kann er gut verstehen. Die Londoner Tarnfirma hätten sie offenbar aus „Angst vor Anschlägen“ gewählt. Die Geschäftsführer von Centurius waren bis Donnerstagsabend für eine Stellungnahme nicht erreichbar.

In der „Kadterschmiede“ geht es erst mal weiter wie bisher. Die Autonomen dürfen vorerst in ihre Kneipe zurückkehren. Die Räumung vor drei Wochen war rechtswidrig, hat ein Berliner Gericht gerade entschieden. Ein Triumph für die Aktivisten, eine Blamage für den Innensenator, dessen mögliche Absetzung im Roten Rathaus bereits diskutiert wurde.

Und der oder die Eigentümer? Seine Treugeber, sagt Dewhurst, hätten ihn über die Hintergründe des Investments „im Dunkeln gelassen“. Als Geschäftsführer der Lafone Investments ist er inzwischen zurückgetreten. Die Schlagzeilen über den Häuserkampf im fernen Berlin passten nicht so recht zum Image seiner diskreten Kanzlei.

Maik Baumgärtner, Frank Hornig, Maximilian Popp, Andreas Wassermann

vestments Ltd. sind übersichtlich: Sie beschränken sich auf das Mietshaus Rigaer Straße in Berlin, das Dewhurst Ende 2014 im Auftrag seiner anonymen Investoren erwarb – der Vorbesitzer hatte nach jahrelangen auch gewalttätigen Auseinandersetzungen mit den linken Aktivisten offenkundig die Geduld verloren.

Zwar hatte sich die Lage im Haus seit den frühen Neunzigerjahren, als es besetzt wurde, beruhigt. Die meisten Bewohner haben längst gültige Mietverträge abgeschlossen. Trotzdem mochte sich der damalige Besitzer, Suitbert Beulker, nicht länger mit der schwierigen Klientel herum-schlagen. Immer noch hielten Aktivisten kleinere Flächen der Immobilie besetzt, darunter die umstrittenen Räume im Erdgeschoss mit der Autonomenkneipe „Kadterschmiede“.

Es sind nur wenige Schritte durch den Hinterhof bis zum Eingang des Szenetreffpunkts. Hier organisieren Menschen eine Küche für alle, kurz „Küfa“ genannt. Es gibt Konzerte, Angehörige der Szene tauschen sich bei Club-Mate oder Bier über Politik aus, über Gentrifizierung, Neonazis, die Krise in Griechenland, den Kampf der Kurden gegen den „faschistischen Islamischen Staat“, das Feld ist weit.

Alles wird ehrenamtlich organisiert, ohne Konsumzwang, selbstbestimmt und bezahlbar. Vier Räume, Tresen, Stühle, Kickertisch, Küche, Toiletten und jede Menge Aufkleber, Plakate und politische Graffiti. Es ist der Ort, der in den vergangenen beiden Wochen zum Symbol für den Kampf der radikalen Linken um Rückzugs- und Freiräume geworden ist.

Ein Jahr nachdem Lafone Investments das Objekt übernommen hatte, eskalierte der Streit mit den Bewohnern. Der unbekannte Investor war entschlossen, die letzten besetzten Räume im Haus endgültig räumen zu lassen.

Innensenator Henkel sah den Konflikt als Chance, sich vor den nächsten Wahlen als Hardliner zu profilieren. Er verwandel-

## SPIEGEL TV

### MEIN LAND, DEIN LAND

SAMSTAG, 16. 7., 18.00 – 19.00 UHR | ZDF

### Zwischen Abkehr und Minztee – Klein-Marokko am Rhein

Die Ellerstraße in Düsseldorf und die Nebenstraßen bilden das maghrebische Viertel: marokkanische Bäcker, Supermärkte, Shisha-Bars. Nach den Silvester-Übergriffen wehren sich die Bewohner gegen rassistische Vorurteile.

### SPIEGEL TV MAGAZIN

SONNTAG, 17. 7., 22.05 – 23.15 UHR | RTL

**Der schwarze Block der Brandstifter** – Wie in Berlin Autonome den Rechtsstaat vorführen; **Spirale der Gewalt** – Hells Angels gegen konkurrierende Rocker auf dem Hamburger Kiez; **Exklusiv** – SPIEGEL TV liegen geheime Papiere des IS mit Namenslisten von Kämpfern vor.

### DER TRAUM VON OLYMPIA – DIE NAZI-SPIELE VON 1936

MONTAG, 18. 7., 21.45 – 23.15 UHR | DAS ERSTE

Als Hitler die Olympischen Spiele in Berlin eröffnet, ist das der Startschuss für eine perfekte Inszenierung. Sport dient der Politik. Im Mit-



Fürstner-Darsteller Simon Schwarz

telpunkt der Dokumentation steht Wolfgang Fürstner, Kommandant des olympischen Dorfes. Weil der NS-Funktionär jüdische Vorfahren hat, wird er von den Nazis abgesetzt; er begeht Selbstmord.

### SPIEGEL GESCHICHTE

DONNERSTAG, 21. 7., 22.00 – 23.00 UHR | SKY

### Lebenslang Eichmann

Der Prozess gegen Adolf Eichmann markiert 1961 einen Wendepunkt in der Geschichte Israels und in der Aufarbeitung des Holocausts.

# Fürchtet euch!

**Essay** Was die Anhänger der AfD mit der Friedensbewegung der Siebzigerjahre verbindet. *Von Jan Fleischhauer*

Im Frühjahr 1977 veröffentlichte der Zukunftsforscher Robert Jungk im SPIEGEL einen Essay, in dem er die Verwandlung der Bundesrepublik in eine faschistische Atomdiktatur beschrieb. An die Spitze des Staates trete eine „Priesterschaft“ aus Atomexperten, so sagte Jungk darin voraus, die jede Kritik an der neuen Kraftquelle unnachsichtig verfolge.

Die Presse berichtet in der neuen Atomherrschaft nur noch, was ihr die Machthaber gestatten. Modernste Abhörvorrichtungen durchdringen mühelos Fenster und Wände, über nächtlichen Straßen wachen Infrarotkameras, Stimmerkennungsgeräte verfolgen jedes Telefongespräch.

Schon eine kritische Äußerung zur Kernenergie kann dazu führen, dass man nie wieder einen Job findet. Die Unglücklicheren landen in Folteranlagen, wo sie durch Sinnesverarmung ihrer geistigen Kontrolle beraubt werden. „Vom 1000-jährigen Atomreich“, stand über dem Text, womit auch für den historisch weniger beschlagenen Leser der geschichtliche Bezug klar war.

In einem Interview wurde Jungk anschließend gefragt, ob der Vergleich von Brokdorf und Buchenwald nicht übertrieben sei. Nein, antwortete er nach einer Pause, da bestehe schon ein Zusammenhang. „Die Kräfte, die Hitler hervorgerufen haben, treten heute anders auf. Sie kommen nicht mit der Reitpeitsche daher. Aber hinter dem wissenschaftlich-technischen Fortschritt verbirgt sich etwas, das menschenverachtend ist und in den staatlichen Terrorismus führt.“

**Wer den Untergang vor Augen hat, ist nicht mit der Aussicht auf eine höhere Rente zu besänftigen.**

Jungk, der bei den Anti-AKW-Demonstrationen in der ersten Reihe stand, traf mit seiner Zeitdiagnostik den Nerv. Dass in Deutschland die Zeiger eher auf fünf nach zwölf denn auf fünf vor zwölf standen, war ein Lebensgefühl, das viele Deutsche Mitte der Siebzigerjahre erfasst hatte. Überall wurde gebetet, gekniet und gefastet, um den Atomtod abzuwenden. Die Grünen, die aus diesem apokalyptischen Jahrzehnt als politische Kraft hervorgegangen sind, zehren bis heute von der Erinnerung, die Bundesrepublik vor dem Untergang bewahrt zu haben.

Es ist in Deutschland wieder Untergangszeit. 40 Jahre nachdem die Friedensbewegung das Land wachrüttelte, finden sich erneut Menschen aus Angst um die Zukunft zusammen. Die Ängste, die sie antreiben, sind etwas anders gelagert: Diesmal droht nicht die Atomkatastrophe, sondern die Asylkatastrophe. Aber dass Deutschland am Ende ist, wenn sich die Menschen nicht gegen die Regierung erheben, ist auch jetzt ein mächtiges Gefühl. Es ist so mächtig, dass mit der AfD erstmals wieder eine Partei die Chance hat, sich dauerhaft im Parteiensystem zu etablieren. Die Letzten, die das geschafft haben, waren die Grünen.

Seit die AfD auch im Westen die ersten Landtage erobert hat, wird darüber gerätselt, was ihre Anhänger verbindet. Oft liest man, dass sich viele der neuen Partei zuwendeten, weil sie sich sozial abgehängt fühlten und deshalb aus Neid gegen Fremde seien. Das klingt einleuchtend, aber es deckt sich nicht mit dem, was man aus Studien zur finanziellen Lage der AfD-Sympathisanten weiß. Gut ein Drittel der Wähler zählt zu den Besserverdienenden, also Leuten, die mehr als 80 Prozent aller Deutschen verdienen. Eine größere Zahl an Wohlhabenden hat nur noch die FDP in ihren Reihen.

Wenn es nicht die soziale Situation ist, die der AfD so viel Zulauf sichert, was ist es dann? Es ist das Untergangsgefühl. Hier liegt der Schlüssel zum Verständnis dafür, was die neue Bewegung zusammenhält. Das ist der Zeitgeist, der über die Partei hinausreicht.

Als die Meinungsforscher von Allensbach den Anhängern der verschiedenen politischen Gruppierungen den Satz vorlegten: „Wenn die Politik in Deutschland so weitermacht, dann treibt das Land in eine Katastrophe“, stimmten von den AfD-Wählern 74 Prozent sofort zu. Bei den Anhängern aller anderen Parteien ist lediglich eine Minderheit der Meinung, dass nur noch ein radikaler Wechsel an der Spitze das Land vor dem Untergang bewahren könne.

**A**ngst ist eine mächtige Antriebskraft. Manche Leute gehen in die Politik, um für gerechtere Löhne zu kämpfen oder weil sie die Altersarmut lindern wollen. Das sind alles gute Gründe, aber nichts ist vergleichbar mit der Entschiedenheit, die aus dem Glauben an das nahende Weltende erwächst. Damit erledigt sich auch die Hoffnung, dass man mit einer Reihe von Sozialreparaturen die AfD überflüssig machen könnte. Wer den Untergang vor Augen hat, ist nicht mit der Aufstockung des Mindestlohns oder der Aussicht auf eine höhere Rente zu besänftigen.

Wann die Apokalypse über Deutschland hereinbrechen wird, ist nicht ganz klar, aber das ist auch nebensächlich. Entscheidend ist, dass die Vorbereitungen dazu nach Überzeugung der Gläubigen längst abgeschlossen sind. Diesmal wird es kein explodierendes Atomkraftwerk sein oder ein nuklear geführter Krieg, der das Land in den Abgrund reißt: Die Asylkatastrophe kommt schleichend daher – wie ein Gift, dessen Wirkung man erst spürt, wenn es zu spät ist. Das hat sie mit dem Strahlentod gemeinsam, den die Unglücklichen erleiden, die dem nuklearen Feuer entgangen sind.

Am besten lässt sich das Schreckensszenario mit einer Verwandlung vergleichen, wie man sie aus der Science-Fiction kennt. Wo eben noch Freunde und Nachbarn lebten, haust plötzlich das Fremde. „Umvolkung“ lautet das Wort für diesen unheimlichen Prozess, bei dem die Deutschen „still und leise ausgetauscht werden“, wie es in der Endzeitfibel aus der Feder des Bestsellerautors Akif Pirinçci heißt, die den Signalbegriff im Titel trägt.





HERMANN BREDEHORST

**AfD-Sympathisant**  
Angst vor der  
Asylkatastrophe

„Rein äußerlich bleibt erst einmal alles so ziemlich beim Alten“, hatte Jungk in seinem Essay geschrieben. „Aber die neuen Machthaber lernten aus dem Schicksal früherer Despoten. Viel Public Relations, Weihrauch, freundliches Lächeln. Selbstverständlich kommt der totale Atomstaat nicht von einem Tag auf den anderen. Und natürlich nicht durch einen Staatsstreich, sondern streng legal.“

So ist es auch jetzt wieder, wenn man den Texten der Asylapokalyptiker glauben will. Es fängt mit ein paar neuen Gesichtern in der Nachbarschaft an, nachdem die Regierung die Grenzen geöffnet hat, um ihrer humanitären Verantwortung gerecht zu werden. Dann ändern sich die Regeln des Zusammenlebens. Aus Rücksicht auf die Zuwanderer verzichtet man in der Schule auf den Handschlag, als Nächstes ist das Schweinefleisch vom Speiseplan in öffentlichen Kantinen verschwunden. Am Ende steht die Scharia.

Wer davon überzeugt ist, dass Deutschlands Ende bevorsteht, lässt sich nicht durch die Meldungen über sinkende Flüchtlingszahlen täuschen. Wenn in den Zeitungen steht, dass die ersten Turnhallen wieder offen stehen, weil man sie nicht mehr als Notunterkünfte braucht, weiß der Kundige, dass diese Meldungen Propaganda sind.

„Zur Beruhigung und vor einer Wahl wird es aus Rücksicht auf das Stimmvieh einen (Schein-)Stop geben“, heißt es in Pirinçis Zukunftsschrift, die es in wenigen Wochen zum Bestseller brachte. „Jeder Beschluss, jeder Gipfel, jeder Türkei-Deal ist in Wahrheit ein Ablenkungsmanöver.“ Gegen diese Logik hilft keine Statistik und keine Regierungserklärung. Wenn die Zahl der Bewerber sinkt, kommt es auf die Anträge zum Familiennachzug an. Wenn die Regierung den Familiennachzug erschwert, zählt die höhere Reproduktionsrate der Eingewanderten. Es ist wie mit dem Restrisiko: Die Mathematik der Vernichtung kennt ihre eigene Wahrscheinlichkeitsrechnung.

Wie die meisten Endzeitvisionen verbindet sich die Asylkatastrophe mit anderen Schrecken. Der apokalyptisch gestimmte Zeitgenosse lebt in einem Pandämonium der Ängste. Neben dem Atomtod lauerten das Waldsterben und das Aids-Chaos, heute komplettieren Eurokrise und Börsencrash den Katastrophenhorizont. Ein Stein reicht, um das Zivilisationsgebäude zum Einsturz zu bringen. Wo Heimat und Nation keinen Verlass mehr bieten, ist jeder auf sich gestellt, wenn es zum Knall kommt.

Es ist kein Zufall, dass mit dem Aufstieg der AfD die „Survival-Literatur“ eine Wiedergeburt feiert, ein Genre, das Mitte der Siebziger eine erste Blüte erlebte und in dem Überlebensspezialisten Rüdiger Nehberg seinen größten Star fand. Nehberg brachte seinen Lesern bei, wie man praktisch jeden Kollaps überlebt, auch den globalen.

Seine kleine Insektenküche („Wer sich vor Heuschrecken, Maden oder Termiten eckelt, der ist lediglich Opfer gesellschaftlicher Gepflogenheiten“) war nicht nach jedermanns Geschmack. Doch wer Staat, Medien und Polizei misstraut, muss sich beizeiten Gedanken machen, wie er den Zusammenbruch ziviler Ordnung meistern will. Da darf man nicht zu zimperlich sein.

**D**er Nehberg der Gegenwart heißt Udo Ulfkotte. Auf den ersten Blick verbindet den ehemaligen „FAZ“-Journalisten wenig mit dem sympathischen Konditormeister aus Hamburg, der sich mit Sandalen und Badehosen am Amazonas aussetzen ließ, um den Weg zurück in besiedeltes Gebiet zu finden. Aber wie Nehberg lebt Ulfkotte in der Erwartung des Ernstfalls. Sein Haus hat er in einen See gebaut, mit eigener Strom- und Wasserversorgung. Wer sich ihm unerkannt nähern will, muss erst über einen meterhohen Zaun und dann durch eine Gänseherde. Der Überlebensexperte beglaubigt seine Expertise durch die Lebenspraxis, das sichert ihm die Treue seiner Anhängerschaft. Bei Ulfkotte ist es der Umbau des Wohnhauses zur Festung.

Eines seiner erfolgreichsten Bücher handelt davon, wie man den „GAU“ nach einem totalen Stromausfall überlebt. „Was Oma und Opa noch wussten: So haben unsere Großeltern Krisenzeiten überlebt“, heißt das Buch, das man über den Kopp-Verlag beziehen kann. Kopp hat sich darauf spezialisiert, die Bedürfnisse einer kritischen Gegenöffentlichkeit nach alternativen Wahr- und Weisheiten zu befriedigen. Andere Erfolgstitel des Verlags lauten: „Finanzcrash: Die umfassende Krisenvorsorge“. Oder: „Das Handbuch der Selbstversorgung: Überleben in der Krise“.

„Die Einschlüge kommen näher“, heißt es bei Ulfkotte. „Das System kann auch bei uns jederzeit zusammenbrechen.“ Da ist es gut zu wissen, wie man ohne Supermarkt und fließend Wasser überlebt. Bei Ulfkotte lernt man, wie man Tauwasser gewinnt („Dazu bindet man sich möglichst saugfähigen Stoff um die Knöchel und geht damit durch hohes Gras“), Vitamine ersetzt („Brennnesselspinat übertrifft mit seinem hohen Vitamin-C-Gehalt sogar die vitaminreichen Paprika“) und sich von Bäumen ernährt („Birkenblätter entgiften die Körpergefäße, ohne Leber und Nieren zu belasten“). Auch hilfreich zu wissen: Ist das Fett alle, kann man die Pfanne mit Kaffeeersatz ausreiben, um das Anbrennen mühsam ergatterter Nahrung zu verhindern.

Wenn die Apokalypse kommt, ist der AfD-Wähler vorbereitet. Wer weiß, vielleicht ist man ihm am Ende noch dankbar, dass er nicht nur das Parteiprogramm studiert hat. Wer Brot aus Blättern backen kann, überlebt jeden Zusammenbruch, auch den des Asylstaats. ■



Autokraten Nasarbajew, Alijew (r.), CDU-Politiker Fischer: Erste Ergebnisse bereits am Tag vor der Wahl veröffentlicht

# Gütesiegel für Diktatoren

**Menschenrechte** Despoten nutzen die Parlamentarische Versammlung des Europarats zur Imagepflege. Zwei Unionspolitiker unterstützen sie dabei.

Der CDU-Bundestagsabgeordnete Axel E. Fischer ist immer für eine originelle Einschätzung gut, besonders wenn es um fremde Länder geht. So sieht er etwa Kasachstan, wo seit 26 Jahren der Despot Nursultan Nasarbajew regiert, auf einem guten Weg. „Durch Demokratisierung hat sich das Land Europa weit angenähert“, schrieb Fischer kürzlich. Er setze auf die „weitere Integration Kasachstans in die europäische Wertegemeinschaft“.

Nicht alle teilen Fischers Begeisterung: „Die Menschenrechtslage in Kasachstan ist schlecht und hat sich seit Dezember 2011 weiter verschlechtert“, schreibt Hugh Williamson von der Menschenrechtsorganisation Human Rights Watch. Amnesty International kritisiert im jüngsten Länderreport, dass Folter und Misshandlungen nach wie vor weitgehend straffrei blieben. Die von Fischer gelobte Demokratisierung zeigte sich bei der Präsidentschaftswahl im vergangenen Jahr: Nasarbajew erhielt 97,7 Prozent der Stimmen.

Als Bundestagsabgeordneter muss Fischer das nicht unbedingt wissen. Er ist ordentliches Mitglied im Haushaltsausschuss und im wenig bekannten „Gremium nach § 23c Abs. 8 des Zollfahndungsdienstgesetzes“. Er ist aber auch, und das macht die Sache interessant, seit Jahresbeginn Vorsitzender der Fraktion der Europäischen Volkspartei in der Parlamentarischen Ver-

sammlung des Europarats und Leiter der deutschen Delegation.

Das ist eine ziemlich mächtige Position in einer Organisation, die in Deutschland kaum Beachtung findet. Für autokratische Regime ist sie umso wichtiger. Länder wie Aserbaidschan nutzen den Europarat mit Erfolg, um sich demokratische Unbedenklichkeitsbescheinigungen ausstellen zu lassen (SPIEGEL 26/2014). Es geht um internationales Prestige und um viel Geld. Das Phänomen ist unter dem Namen „Kaviardiplomatie“ berüchtigt.

Fischer ist als Fürsprecher von Despoten mehrfach auffällig geworden. In einer zentralen Abstimmung über die Definition politischer Gefangener stimmte er 2012 für einen Antrag Aserbaidschans, der die Arbeit der Berichterstatter zu diesem Thema faktisch wertlos gemacht hätte. Anlässlich der erneuten Wahl von Präsident Ilham Alijew ein Jahr später gratulierte Fischer dem Regime zu einer „freien, fairen und transparenten Wahl“. Die OSZE hatte dagegen schwere Mängel konstatiert. Erste Ergebnisse waren bereits am Tag vor der Wahl veröffentlicht worden – angeblich ein technisches Versehen.

Fischer bestimmt mit, wer die Länderberichte der Parlamentarischen Versammlung erstellt. Die sind eines der schärfsten Mittel des Gremiums, um Verstöße gegen Demokratie, Rechtsstaatlichkeit und Menschenrechte zu rügen. Für undemokratische Regime sind positive Berichte ein wichtiges Propagandainstrument.

In der vorvergangenen Woche setzte Fischer zum Erstaunen vieler Parlamentarier zwei Kandidaten für Berichte über Menschenrechtsanwälte und die Situation von Nichtregierungsorganisationen durch, die keine Erfahrung mit diesen Themen haben. Er begründete seine Wahl damit, dass seine Fraktion zu wenig Berichterstatter habe. Kritiker vermuten andere Motive. „Früher ging es darum, die Berichterstatter auszuwählen, die am kompetentesten sind“, klagte die ehemalige Vorsitzende der Parlamentarischen Versammlung, die Liberale

Anne Brasseur, in der vorvergangenen Woche bei einem Besuch in Berlin. „Mittlerweile werden die ausgewählt, die kritische Berichte verhindern.“

Nicht nur Fischer, auch seine Fraktionskollegin Karin Strenz hat sich in dieser Hinsicht Verdienste erworben. Auf ihrer Facebook-Seite lobt sie den Europarat als „Gewissen Europas“. Über schwere Verstöße gegen demokratische Spielregeln sieht sie trotzdem hinweg. In einem vom aserbaidjanischen Staatsfernsehen ausgestrahlten Video lobte sie 2010 eine „gute Wahl“ in dem Land, „nach internationalen Standards. Sie ist nicht zu kritisieren“.

Im vergangenen Jahr nahm Strenz an einer Wahlbeobachtungsmission des Europarats teil. Die OSZE hatte wegen drohender Behinderungen keine Wahlbeobachter entsandt. Das Europäische Parlament forderte seine Mitgliedstaaten auf, „von Wahlbeobachtungstätigkeiten Abstand zu nehmen“, um die Wahl nicht zu legitimieren. Strenz dagegen begrüßte, dass Aserbaidschan „einen weiteren Schritt nach vorn hin zu freien, fairen und demokratischen Wahlen gemacht hat“.

Wie sie zu dieser Einschätzung gelangt ist, wollte Strenz auf Anfrage nicht mitteilen. Die Bitte um ein Gespräch mit Fischer ließ dessen Büro ebenfalls unbeantwortet. In der Union ist vielen das Verhalten der CDU-Abgeordneten peinlich. „Sie machen genau das, wogegen wir in Berlin kämpfen“, sagt ein Mitglied der Fraktionsspitze. Konsequenzen müssen Fischer und Strenz nicht fürchten. Das Thema ist nicht wichtig genug.

In Kürze soll Fischer selbst einen Bericht zur Lage in Kasachstan vorlegen. Fällt er positiv aus, könnte das Land bald in das Programm „Partner for Democracy“ aufgenommen werden. Für eine Regierung, deren Mittelsmänner früheren westlichen Spitzenpolitikern wie dem österreichischen Altkanzler Alfred Gusenbauer Hunderttausende Euro für die Imagepflege anboten, wäre das ein großer PR-Erfolg. Wie es aussieht, muss das Regime sich über den Bericht Fischers keine Sorgen machen. Ralf Neukirch

**ICH  
HELFE  
GERNE MIT.**

**DIE PFLEGE  
BRAUCHT  
HELFENDE HÄNDE.**



**INTEGRATION, DIE ALLEN HILFT.**

**DEUTSCHLAND KANN DAS.**



Die  
Bundesregierung

Siba Wardeh kümmert sich als „Bufdi“ liebevoll um Senioren in Hof/Bayern. Pflegeheimleiterin Sabine Dippold freut sich über die Hilfe der jungen Syrerin. Die Bundesregierung fördert neue Stellen im Bundesfreiwilligendienst zur Integration von Flüchtlingen. Erfahren Sie mehr darüber und über das neue Integrationsgesetz:

**[www.deutschland-kann-das.de](http://www.deutschland-kann-das.de)**



PLANET PIX / ZUMA / ACTION PRESS

# Buchhalter des Terrors

**Islamismus** Ein Datenleck zeigt: Der „Islamische Staat“ führte über seine Kämpfer ordentliche Personalakten. Neue Dokumente belasten deutsche Dschihad-Rückkehrer.

Wenn man dem Terror den Rücken kehrt, wird das in einer Akte vermerkt. Muhammed H. aus Wuppertal will wohl im Juli 2014 das Hoheitsgebiet des „Islamischen Staats“ (IS) nach einem Monat dort wieder verlassen. Seine Glaubensbrüder machen daraus einen Verwaltungsvorgang.

Sie notieren Namen und Kampfnamen („Ismail al-Almani“, Ismail der Deutsche). Sie halten fest, dass H. als „Kämpfer“ dem IS diene, über die Stadt Dscharabulus ausreist, und sie tragen in die Spalte für die Rückkehrgründe „Familie“ ein. Seinen Pass geben sie ihm noch zurück, dann kann Muhammed H. gehen. Seine Akte bleibt beim IS – zunächst.

Der „Islamische Staat“ ist eine Terrortruppe, die den Staat im Namen führt, weil sie gern etwas Vergleichbares gründen würde, ihre Anhänger träumen von einem Kalifat. Auch deshalb unterhält die Gruppe eine Bürokratie mit einer offensichtlich halbwegs ordentlichen Buchführung. Für die Anhänger der Miliz könnte dieser Hang zum Staat-Spielen allerdings unangenehme Konsequenzen haben. Denn Aus-

reisebögen des IS, wie der von Muhammed H., wurden aus dem Hoheitsgebiet der Organisation herausgeschmuggelt und sind inzwischen bei den deutschen Sicherheitsbehörden gelandet. Dem SPIEGEL und SPIEGEL TV liegen etliche dieser brisanten Unterlagen auf Arabisch vor. Insgesamt geben sie Auskunft über etwa 400 Dschihadisten, die aus dem IS-Gebiet wieder ausgewandert sind, darunter rund 20 Deutsche.

Viele dieser IS-Personalakte führen auf, warum Dschihadisten das vermeintliche Kalifat verlassen haben. Meist sind familiäre oder medizinische Gründe angegeben. Andere Einträge klingen besorgniserregender. „Geheime Mission“ notierten IS-Leute auf einem Bogen zu einem Mann, der womöglich Deutscher ist, aber noch nicht identifiziert werden konnte. „Kompetenz: Morde“.

Der Aktenfund gibt Ermittlern wichtige Beweismittel in die Hand. Zwar führt der

Generalbundesanwalt im Zusammenhang mit dem Bürgerkrieg in Syrien und dem Irak bereits mehr als 130 Verfahren gegen mutmaßliche Dschihadisten, weitere 50 hat er an die Justizbehörden der Bundesländer abgegeben – das sind Rekordzahlen. Doch die Staatsanwälte tun sich schwer, Terrorheimkehrern juristisch erfolgreich beizukommen. Im Bürgerkriegsgebiet lassen sich natürlich keine Zeugen befragen, Häuser durchsuchen oder Telefone abhören, häufig fehlen gerichtsfeste Beweise.

Die IS-Personalisten könnten für die Strafverfolgung der nach Deutschland zurückgekehrten Terrortouristen bedeutsam werden. Die Ermittler wollen sie als Belege nutzen, um Dschihadisten wegen ihrer Mitgliedschaft in einer terroristischen Vereinigung belangen zu können.

Einige der in den Papieren genannten Extremisten sind auf freiem Fuß. Die Sicherheitsbehörden haben sie im Visier, weil sie sie für gefährlich halten. Es ist aber nicht möglich, sie festzunehmen, weil die Fahnder ihnen die Zugehörigkeit zum IS bislang nicht nachweisen können. Von mehreren dieser Männer, auch von Mu-



**Video: Was macht die IS-Rückkehrer so gefährlich?**

[spiegel.de/sp292016is](http://spiegel.de/sp292016is)  
oder in der App DER SPIEGEL

ammed H., wussten die Ermittler vor dem Aktenfund nicht einmal, ob sie wirklich in Syrien waren und sich dort dem IS angeschlossen hatten.

Nach seiner mutmaßlichen Rückkehr aus dem Dschihad verhielt sich der heute 20-Jährige allerdings, als ob er auffallen wollte. Anfang 2015 führte H. seine Ehefrau an einer Kette durch Wuppertal spazieren. Das eine Ende hatte er am Handgelenk der Gattin fixiert, das andere Ende – so ist es auf Fotos in Behördenakten zu sehen – befestigte er an seinem Rucksack. Wie einen Hund zog er die Vollverschleierte hinter sich her.

An einem Mittwoch im Juli sprechen SPIEGEL-TV-Reporter Muhammed auf der Straße an. Breitbeinig schlendert er dahin, ein muskulöser Kerl mit Bart und Kappe. Er erinnert an die Typen, die in islamistischen Propagandavideos auftreten, überheblich und entschlossen. Auf die Frage, ob er beim IS gewesen sei, antwortet H. brüsk: „Sie lügen. Sie sind ein Lügner. Ich will nichts mit Ihnen zu tun haben.“ Dann geht er davon.

H. ist auf dem Weg, eine neue Wohnung zu besichtigen, für ihn und seine Frau, nicht zu teuer, drei Zimmer, Küche, Bad. Bei möglichen Vermietern im nordrhein-westfälischen Ennepetal hat er bereits vorgesprochen und angegeben, er und seine Frau bezögen beide Hartz IV.

In der Wohnung seines Vaters soll H. mit radikalen Gesinnungsgenossen eine Art Wohnzimmermoschee etabliert haben. Ein hochrangiger Sicherheitsbeamter bezeichnet ihn als bestens vernetzten „Hochcharakter der Szene“ und als „völlig unberechenbar“.

Der Gärtner zählt zur zweiten Generation der bekannten Islamistenzene aus dem Wuppertaler Raum, die sich einst um den seit 2012 verbotenen Sala-fistenverein „Millatu Ibrahim“ formiert hatte.

Aus dieser Gruppe sind die deutschsprachigen IS-Propagandisten Christian Emde und Mohammed Mahmoud hervorgegangen sowie der frühere Berliner Rapper Denis Cuspert, heute ein Posterboy des IS. Der erste deutsche IS-Selbstmordattentäter, Robert B., der in der syrischen Provinz Homs 50 Menschen in den Tod riss, gehörte ihr ebenfalls an (SPIEGEL 6/2014).

Auch Muhammed H. traut die Polizei jederzeit einen Anschlag zu, er ist als sogenannter Gefährder eingestuft. Die Polizeibehörden von Bund und Ländern füh-

ren inzwischen etwa 500 Islamisten in dieser höchsten Risikokategorie, sie werden so intensiv wie möglich beobachtet, ungefähr die Hälfte von ihnen hält sich aktuell in Deutschland auf.

Im vergangenen August versuchte H. erneut, nach Syrien zu gelangen. Bundespolizisten fing ihn und seine Frau am Düsseldorfer Flughafen ab, ehe sie nach Istanbul fliegen konnten. Eigentliches Ziel der Eheleute sei nicht die Türkei, sondern das Herrschaftsgebiet des IS gewesen, vermuten Fahnder. Der Wuppertaler Staatsschutz richtete die Ermittlungsgruppe „Kette“ ein – in Anlehnung an den Stadtbummel mit gefesselter Gattin.

Einen Monat lang saß H. damals in Untersuchungshaft. Danach mussten die Behörden ihn freilassen, weil die Ermittler keinen Beleg gefunden hatten, dass er wirklich nach Syrien reisen wollte: Telefon und Computer waren unverdächtig, ohne belastende Kontakte, Nachrichten oder Chats. Er hatte auch keine inkriminierenden Dokumente bei sich. „Er ist clever, keine Frage“, sagt ein Ermittler, der mit dem Fall vertraut ist.

Seitdem ist der Deutschtürke frei, auch nach dem Aktenfund noch. Denn die Behörden prüfen jetzt, ob die IS-Unterlagen echt sind. Ein Ermittlungsverfahren wegen Terrorverdachts, geführt von der Bundes-

anwaltschaft, muss hohe rechtliche Hürden überwinden. Das Bundeskriminalamt (BKA) untersucht die IS-Listen daher akribisch und analysiert deren Weg nach Deutschland. „Viele der Daten sind plausibel und entsprechen unseren Erkenntnissen“, sagt BKA-Chef Holger Münch. „Das spricht dafür, dass es authentisches Material sein könnte.“ Doch die Ermittler müssen nachweisen, dass die Unterlagen echt sind, es reicht nicht, dass sie echt aussehen. Ansonsten halten die Dokumente in Gerichtsverfahren nicht stand.

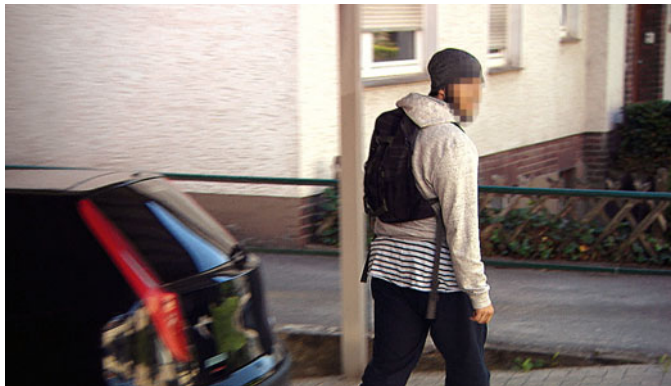
Tatsächlich stammen sie vom Schwarzmarkt im türkisch-syrischen Grenzgebiet. Hier werden Antiquitäten, Drogen und Öl auf geheimen Wegen aus dem Hoheitsgebiet des IS in die Türkei gebracht. Auch Akten sind Schmuggelware. Nicht alle sind authentisch.

Im Frühjahr dieses Jahres wurde ein gewaltiges Datenleck innerhalb des IS bekannt. Tausende Personalbögen fanden, digital gespeichert, ihren Weg vom IS in die Türkei und wurden dort für viel Geld verkauft, an Journalisten, Agenten und Aktivisten. Teilweise wurden Akten verschiedener Chargen in den Dateien auseinandergerissen, neu gebündelt und verändert. Dabei entstanden häufig Übertragungsfehler, manchmal veränderten sich

Namen und Daten. Das macht den Umgang mit den Unterlagen für deutsche Behörden nicht leichter.

Ein in Syrien gut vernetzter Informant sagt, der für das Datenleck verantwortliche IS-Kämpfer sei sich nicht bewusst gewesen, wie wichtig die Akten waren, die er weitergab. Schließlich soll ein Mitglied der syrischen Rebellen den Wert der Unterlagen erkannt und die fast 50 000 Dateien gekauft haben. Über einen Mittelsmann gelangten sie an den SPIEGEL. Auch andere Medien haben bereits einen Teil der Unterlagen ausgewertet, diese befassten sich vor allem mit den Einreiseakten der Terrormiliz. Der IS hatte Freiwillige aus dem Ausland nicht nur bei der Ausreise, sondern auch bei ihrer Ankunft in Syrien befragt und dazu ebenfalls Protokolle gefertigt.

Für die Sicherheitsbehörden dürften die jetzt aufgetauchten Ausreiselisten besonders wichtig sein, weil sie zusätzliche Informationen darüber bieten könnten, wer wann wieder in seine Heimat zurückgekehrt ist. Von den etwa 800 deutschen Islamisten, die nach Syrien und in den Irak gereist sind, lebt mitt-



SPIEGEL TV

	الاسم
اسماعيل الاماني	الكنية
المانيا	البلد
متدرب	مكان العمل
مقاتل	الاختصاص
ابو الغريب	اسم الامير
1435\8\10 هـ	تاريخ الدخول
1435\9\19 هـ	تاريخ الخروج
ظرف عائلي	سبب الخروج
جرابلس	المعبر
جواز	الامانات
	ملاحظة

SPIEGEL TV

Mutmaßlicher IS-Rückkehrer H., IS-Personalbogen Ehefrau an Kette durch die Stadt geführt



Mutmaßlicher IS-Rückkehrer M.: „Man kann doch ins Ausland fahren“

lerweile etwa ein Drittel wieder in Deutschland.

Einer von ihnen ist Lennart M., verheiratet, von Beruf Uhrmacher, Kämpfer des „Islamischen Staats“. So steht es in seiner IS-Akte. Er wohnt in einem Viertel hinter dem Hamburger Flughafen, das mit seinen Tiefgaragen-Stellplätzen und breiten Balkonen aussieht wie ein Vorzeigeprojekt für sozialen Wohnungsbau. Auf der Terrasse seiner Erdgeschosswohnung stehen Designer-Gartenmöbel.

Ausweislich der IS-Dokumente überquerte M. am 17. Mai 2014 die Grenze zum Gebiet der Terrororganisation in Syrien. Als Pfand gab der Hartz-IV-Empfänger dem IS-Grenzer seinen Pass, zwei iPads und ein iPhone. Die Geräte blieben da, als er im Sommer wieder ausreiste.

Es ist kurz vor acht Uhr abends in Hamburg, in zwei Stunden beginnt das Fastenbrechen. Der 23-jährige M. läuft zu Fuß zur U-Bahn. „Man kann doch ins Ausland fahren, ist doch kein Problem“, sagt Lennart M. Konfrontiert mit seinen IS-Personalaktakten, sagt er: „Das ist gefaked.“ Der Islamist soll sich im Umfeld der Hizb-ut-Tahrir-Bewegung radikalisiert haben, die aus der Muslimbruderschaft hervorging. Die Gruppe, seit 2003 in Deutschland verboten, agitiert im Untergrund weiter und will ein Kalifat errichten.

Hinter den Gardinen von M.s Wohnung blickt eine verschleierte Frau hervor, vermutlich Betül, 19, seine Ehefrau. Sie ist den Behörden bekannt, weil sie vor zwei Jahren in Duisburg einen Passanten um sein Handy bat: Sie müsse ihren Freund anrufen, der werde sie gleich abholen, um sie in Hamburg zu heiraten. Der Passant informierte die Polizei, weil ihn das Mädchen mit dem Schleier misstrauisch gemacht hatte. Die Eltern erstatteten später Anzeige: Ihre Tochter werde gegen ihren Willen festgehalten. Ohne Erfolg. Auch die mutmaßlichen Aktivitäten für die Terrortruppe IS haben bislang nicht dazu geführt, dass Lennart M. in Untersuchungshaft sitzt.

Der IS hat die Informationen über seine Heimkehrer in Word-Dokumenten zusammengefasst. Die Akten, die sich zurzeit im Umlauf befinden, entstanden im Zeitraum von Ende 2013 bis Frühjahr 2015 und sind nach den Monaten des islamischen Kalenders benannt: Radschab, der siebte Monat, oder Ramadan, der neunte Monat. Bis zu 62 Islamisten sind pro Monat aufgeführt, in mehreren Feldern werden unter anderem ihre Namen, Spitznamen und die Nationalitäten der Freiwilligen erfasst.

Diese Daten sind nicht nur für Sicherheitsbehörden weltweit, sondern auch für Wissenschaftler interessant. Ein Team um Bryan Price an der Militärakademie West

## An den deutschen IS-Freiwilligen fiel vor allem ihre Ahnungslosigkeit in religiösen Fragen auf.

Point im US-Bundesstaat New York war das erste, das die IS-Dokumente systematisch auswertete. Grundlage der Analyse waren die IS-Einreisebögen von 4173 ausländischen Kämpfern, die der US-Fernseher NBC den Forschern zur Verfügung gestellt hatte.

„Wenn wir unseren Feind effektiv bekämpfen wollen, müssen wir ihn zuerst verstehen“, sagt Price, Oberstleutnant der US-Armee und Leiter des Forschungsinstituts Combating Terrorism Center (CTC). Die spendenfinanzierte Forschertruppe untersuchte die Selbstauskünfte der Dschihadisten, die größtenteils im Jahr 2014 nach Syrien gereist waren. Sie verglichen Herkunft, Alter, Bildungshintergrund, religiösen Sachverstand und Fähigkeiten.

„Die Vielfalt in allen Bereichen ist besonders interessant“, sagt Price. „Vom Teenager bis zu Leuten in den Sechzigern, von Ungebildeten bis zum Uni-Absolventen ist alles dabei.“ Im Westen gebe es das Klischee, dass nur frustrierte, alleinstehende junge

Männer zum IS wollten. „Aber dieses eine Schema gibt es nicht“, sagt Price.

Der Mythos eines auf islamischen Grundsätzen basierenden Staates, der auch Gebildete brauche, habe auf qualifizierte Sympathisanten große Anziehungskraft, sagt Price.

Der IS sei außerdem lernfähig und könne sich schnell verändern. Im Unterschied zu Vorgängerorganisationen lasse der Terrortrupp regelrechtes Personalmanagement erkennen. Die IS-Buchhalter hoben außergewöhnliche Kenntnisse oder Fähigkeiten der Rekruten auf ihren Personalbögen hervor.

„Besonders interessant für den IS schießen Personen mit militärischer Ausbildung oder Hacking-Erfahrung gewesen zu sein. Oder auch Personen mit Visa für westliche Länder“, sagt Brian Dodwell, ein IS-Spezialist des CTC. Möglicherweise plante der IS also schon Operationen von Rückkehrern in deren Heimatländern, als westliche Sicherheitsbehörden solche Anschläge in Europa noch für unwahrscheinlich hielten.

An den aus Deutschland eingereisten IS-Freiwilligen fiel den Forschern des CTC vor allem ihre Ahnungslosigkeit in religiösen Fragen auf. Das gilt wohl auch für Sinan A., einen Deutschtürken, dessen Name sich in den Akten findet. Der 27-Jährige muss sich derzeit vor dem Kammergericht Berlin wegen Mitgliedschaft in der terroristischen Vereinigung „Deutsche Taliban Mudschahidin“ verantworten. Die Truppe stand den Taliban nahe und war vor einigen Jahren im afghanisch-pakistanischen Grenzgebiet aktiv.

Bislang hatten die Behörden nur vage Hinweise, dass sich A. irgendwann im Jahr 2014 von Waziristan in die Türkei und weiter nach Syrien durchgeschlagen haben könnte. Im September 2015 hatte er sich in einem deutschen Konsulat in der Türkei gemeldet. Als er am 18. Dezember am Flughafen Berlin-Tegel landete, nahmen Polizisten ihn fest.

Der neu aufgetauchte IS-Ausreisevermerk legt nahe, dass Sinan A. im Frühsommer 2014 für zwei Monate der Miliz angehörte. Als Grund für seine Ausreise notierten die Sachbearbeiter der Terrortruppe in seiner Akte damals: „Therapie“. Geholfen hat der Vermerk vor allem den Ermittlern, die nun ein weiteres Beweismittel haben, mit dem sie A. überführen wollen. Ob A. sich inzwischen hat helfen lassen, ist unklar.

Jörg Diehl, Roman Lehberger, Vanessa Schlesier  
Mail: joerg.diehl@spiegel.de

### Lesen Sie auch auf Seite 94

Die Heimkehr der Löwenjungen – über die Kindersoldaten des IS

Sehen Sie mehr zu dem Thema im SPIEGEL TV Magazin am Sonntag, 17. Juli, um 22.05 Uhr auf RTL.

# Frei parken

**Verkehr** Carsharing-Firmen fordern, wovon alle Autofahrer träumen: keine Knöllchen mehr zu zahlen. Ein Gesetz soll ihnen dabei helfen.

**E**lf Uhr morgens in Hamburg, und wieder wird aus einer smarten Idee ein Problem-Smart: Vor vier Stunden hat einer den Mietwagen von Car2go so abgestellt, wie es sein soll. Auf einem Seitenstreifen. An einem Parkscheinautomaten. Auf Kosten der Carsharing-Firma.

Um 11 Uhr aber ist die Zeit abgelaufen, ohne dass einer den Smart für die nächste Tour genommen hätte. 12 Uhr, kein neuer Fahrer, 13 Uhr, immer noch nicht, 14 Uhr, nichts, 14.45 Uhr, endlich rollt das Auto aus der Parklücke. Wäre eine Politesse gekommen, hätte sie längst ein Knöllchen verteilt. Macht 30 Euro, und zahlen muss Car2go.

Das Problem der Carsharing-Unternehmen beginnt, wenn die Autos parken, statt zu fahren: Von „massenhaft gegen Car2go verhängten Verwarnungsgeldern“ ist in einem internen Bericht des Hamburger Senats die Rede. Wie die Daimler-Tochter bestätigt, erwischt es ihre kleinen Stadtflyter an der Elbe 300- bis 400-mal im Monat. Zahlen für ganz Deutschland „reporten wir nicht“, heißt es schmallippig.

Die Flitzer von Car2go, der BMW-Sixt-Tochter DriveNow oder kleineren Anbietern gelten unter Stadtpolitikern als Verkehrsmittel der Zukunft, um ihre Zentren zu entlasten. Das Auto zu teilen erscheint platzsparend, umweltfreundlich, modern. Doch für die Firmen, die ohne feste Mietstationen arbeiten, bleibt eine Schwierigkeit: die Sache mit den Parkplätzen.

Seit Jahren fordern sie ein Bundesgesetz, das erlauben soll, was bisher nur in absoluten Ausnahmefällen sein darf: dass ihre Wagen bessergestellt werden als andere Autos. Es geht um reservierte Parkplätze, um kostenloses Parken, so wie es das für Elektroautos heute schon gibt. Tatsächlich steckt ein entsprechender Gesetzentwurf in der Abstimmung zwischen Umwelt- und Verkehrsministe-

rium. Doch ob das Gesetz noch in dieser Wahlperiode kommt, ist offen, und selbst wenn: Eine einfache bundesweite Regelung wird es nicht geben. Am Ende wird jede Stadt für sich entscheiden, ob sie lieber Carsharing fördern oder mit Knöllchen die Kasse auffüllen will.

Die Idee, sich ein Auto mit anderen zu teilen, hat in den vergangenen Jahren immer mehr Fans gefunden. Bis Anfang 2015 hatten sich knapp über eine Million Kunden angemeldet, im Januar 2016 waren es schon wieder 220 000 mehr. Beliebt sind vor allem die sogenannten Free Floater wie Car2go, deren Autos nach der Fahrt irgendwo abgestellt werden, bis sie der nächste Mieter aufgabelt. Sie liegen mit 830 000 Kunden klar vor den Anbietern mit festen Mietstationen (siehe Grafik).

Die Free Floater sind erste Wahl für den kurzen Stadtrip – wenn auch nicht immer aus den besten Gründen: Viele nehmen inzwischen lieber eines der herumstehenden Autos als Bus oder Bahn. Und manche, um den eigenen Wagen nicht vom schwer erkämpften, hart verteidigten Parkplatz vor der Haustür wegfahren zu müssen, wie es in einer vom Bundesumweltministerium geförderten Studie heißt.

Allerdings täuschen die hohen Kundenzahlen der Free Floater darüber hinweg, dass ihre Autos ebenfalls mehr stehen als fahren. Von einer „geringen Nutzungsintensität“ ist im vertraulichen Papier der Hamburger Innenbehörde die Rede, außerdem von „langen Parkzeitüberschreitungen“. Glaubt man einer Studie im Auftrag der Stadt München, kommt ein Smart von Car2go dort im Durchschnitt nur zweimal am Tag auf die Straße, für jeweils eine halbe Stunde.

„Darüber kann ich nur lachen“, sagt der Europa-Chef von Car2go, Thomas Beermann, „in den erfolgreichen Städten“ zähle man sechs bis acht Ausleihen pro Tag.

Selbst dann sind die Wagen aber nur drei bis vier Stunden täglich unterwegs; ein großer Teil der Flotte rutscht also mindestens einmal am Tag in den Knöllchenbereich. Was vorher mit der Fahrt verdient wird, geht dann hinterher beim Parken wieder verloren.

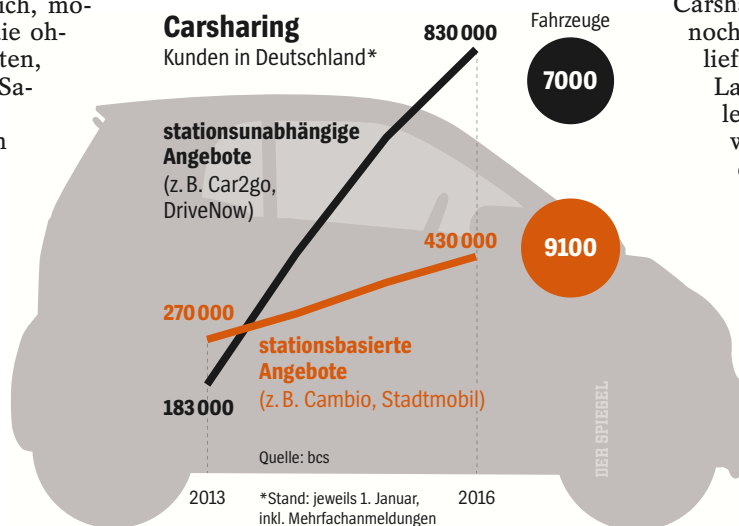
Gratisstellplätze gibt es im City-Revier der Stadtflyter nämlich kaum, und Anwohnerparkplätze sind für sie fast überall tabu. Also zahlen die Firmen in Hamburg zuerst mal dafür, dass ihre Autos an einem Parkscheinautomaten stehen. Wie lange, das erfasst ein Minicomputer im Auto, die Daten gehen dann zur Abrechnung an die Stadt. Steht der Wagen zu lange – was der Politesse ein Display auf dem Armaturenbrett anzeigt –, gibt es zusätzlich noch einen Strafzettel. Zwar schicken Car2go und DriveNow immer wieder Servicekräfte los, um Wagen wegzufahren, die zu lange im Parkverbot stehen. Aber auch das kostet Geld.

Solange es kein Bundesgesetz gibt, dürfen Städte für Carsharer grundsätzlich keine Ausnahmen machen. Dass es einige doch tun, ist Mut zur Grauzone. So hat München zum 1. April einen Deal mit den Unternehmen gemacht: pro Auto 900 Euro im Jahr, dafür gibt es jetzt freies Parken. Auch Düsseldorf hat sich auf eine Flatrate eingelassen. Wie hoch die ist, will die Stadt nicht verraten, die Pauschale liegt unter der in München. In Berlin profitieren die Carsharer immerhin davon, dass es für sie keine Parkhöchstzeiten und deshalb keine Knöllchen gibt, was rechtlich umstritten ist. Frankfurt am Main ist dagegen noch härter als Hamburg: kein Deal mit den Firmen, keine zentrale Parkzeitabrechnung über Funk. Sobald der Wagen am Parkscheinautomaten steht, ist er reif für den Strafzettel.

Das Bundesgesetz könnte Städte nun aus der Grauzone herausholen, aber selbst wenn das Gesetz noch vor der Bundestagswahl beschlossen wird – bis die Carsharer etwas davon haben, dürfte noch viel Zeit vergehen. Das Gesetz liefert nur den Rahmen, den jedes Land noch mit einem Gesetz ausfüllen muss. Das wird dauern. Und was jede Stadt daraus macht, ist offen, denn auch das Landesgesetz liefert wieder nur einen Rahmen. „Das kann von Stadt zu Stadt anders ausfallen“, ahnt Car2go-Geschäftsführer Beermann.

Bis dahin kostet das Warten Geld: wieder derselbe Parkstreifen in Hamburg, wieder ein Smart von Car2go. Und wieder fünf-einhalb Stunden, bis einer ihn wegfährt.

Jürgen Dahlkamp, Philipp Kosak



# In der Spirale

**Medizin** Eine Frau fälscht die Unterschrift ihres Mannes, um sich künstlich befruchten zu lassen. Er soll für das Kind zahlen – und klagt nun gegen die Klinik.

Die Kinderwunschklinik in der Hamburger Innenstadt nennt sich „Center of Excellence“. Sie wirbt mit „einer überdurchschnittlichen Erfolgsquote von 60–80%“ und einer „ganz individuellen Betreuung von Anfang bis Ende der Therapie“.

Marco Q., 45, war Kunde der Praxis. Heute findet er die Werbung der Klinik „ärgerlich und zynisch“. Q. hat das Zentrum für Reproduktionsmedizin auf Schadensersatz verklagt. Zwar wurde seine Frau nach der Behandlung dort tatsächlich schwanger. Doch er habe dieses Kind nicht gewollt, sagt er, er habe es nicht gezeugt. Dennoch muss er seit Jahren Unterhalt zahlen.

Die Geschichte von Q. ist ein Rechtsfall mit grundsätzlichem Charakter: Es geht um die Frage, wie genau Kinderwunschzentren ihre Kunden aufklären und überprüfen müssen. Es ist aber auch ein Beispiel dafür, wie die moderne Medizin Wünsche zu erfüllen verspricht und damit Ansprüche weckt. Und dabei häufig das Seelenwohl vernachlässigt.

Der Unternehmensberater Q. heiratete vor elf Jahren eine ebenfalls erfolgreiche Geschäftsfrau. Sie wollten Kinder. Es stellte sich jedoch heraus, dass Q. zeugungsunfähig war. Das Paar begab sich in das Hamburger Fertilitätszentrum. „Alles ist dort hochmodern, alle sind freundlich“, sagt Q. Über eine Berliner Agentur hätten sie Spermia bekommen, „das Kind sollte meinem Typ entsprechen“. Mittelgroß, blonde Haare, eher musisch-intellektuell als draufgängerisch-sportlich. Bei einem Notar bekundete Q. seine Einwilligung, die Vaterschaft anzuerkennen.

Das Ehepaar Q. probierte mehrere Methoden der modernen Befruchtungsmedizin. „Wir sind in einen Kreislauf geraten, ein Versuch folgte dem nächsten, man will keinen Eisprung verpassen“, sagt Q., „niemand hinterfragt, wie die vielen Hormonpräparate auf die Psyche wirken und was diese Babymanie mit den Paaren anstellt.“

Die Reproduktionsmedizin erfüllt den Wunsch nach Kindern, die es ohne Eingriff in die Natur nie gegeben hätte. Sie macht viele Paare glücklich. Sie ist aber auch ein großes Geschäft. Die rund 130 deutschen Zentren nehmen pro Jahr knapp 90 000 Versuche künstlicher Befruchtung vor, der Jahresumsatz dürfte bei rund 200 Millio-

nen Euro liegen. Q. sagt, er und seine Frau hätten für Medikamente und Behandlungen in knapp drei Jahren rund 50 000 Euro ausgegeben.

Nach rund zehn vergeblichen Versuchen hatte Q. einen Nervenzusammenbruch. Ein Burn-out, dachte er, wegen seiner hohen Arbeitsbelastung. In einer Therapie wurde ihm aber auch bewusst, dass ihn der Befruchtungsmarathon mehr stresste, als er angenommen hatte.

Vor der ersten künstlichen Befruchtung ist eine psychologische Beratung zwingend vorgeschrieben. Q. fand sie oberflächlich. „Aber wenn man erst einmal in der Spirale drinsteckt, geht es nur noch darum, die Chancen auf ein Kind zu verbessern“, sagt Q., und als „Mann ist man in dieser Maschinerie völlig auf sich allein gestellt“.

Noch immer psychisch angeschlagen, sagt Q., habe er seiner Frau erklärt, dass er „Probleme mit den Kinderwunschbehandlungen“ habe, die Liebe zu seiner Frau habe darunter gelitten. Es gibt unterschiedliche Darstellungen darüber. Q. behauptet, seine Abneigung gegen weitere Befruchtungen eindeutig artikuliert zu haben. Seine Exfrau bestreitet das. Fest steht, dass sie weitermachte. Prompt wurde sie schwanger, eine Tochter kam zur Welt.

Q. war empört, er fühlte sich hintergangen. Die Ehe scheiterte, ein Rosenkrieg begann. Q. erfuhr, dass seine Frau für die künstliche Befruchtung seine Unterschrift nachgemacht hatte. Er zeigte seine Ex wegen der Fälschungen an. Sie gibt an, sie habe die Unterschriften in seinem Auftrag

gefälscht. Die künstliche Befruchtung sei mit Q.s Einwilligung geschehen, sagt ihr Anwalt. Die Staatsanwaltschaft stellte das Verfahren ein – aus mangelndem öffentlichem Interesse.

Q. sollte 1300 Euro Unterhalt zahlen. In einem Vergleich einigte er sich mit seiner inzwischen von ihm geschiedenen Frau auf 500 Euro bis zum sechsten Lebensjahr des Kindes, dann muss neu verhandelt werden. „Ich trage meinen Teil der Verantwortung“, sagt Q., „aber das Kinderwunschzentrum soll nicht davonkommen.“ Er reichte eine Klage auf Schadensersatz ein. In dem Fertilitätszentrum seien die Unterschriften nicht geprüft worden. Niemand habe nachgefragt, ob er wirklich Vater werden wolle. „Vor der erfolgreichen künstlichen Befruchtung hat kein einziges Gespräch zwischen den Ärzten und Q. stattgefunden“, schreibt sein Anwalt Jörg Heynemann.

Die Klinik sagt, sie habe davon ausgehen müssen, dass Q. mit der Befruchtung einverstanden gewesen sei. Seine notarielle Einwilligung habe er nicht widerrufen. Das Hamburger Landgericht schlug einen Vergleich vor: Die Babymacher sollten 15 000 Euro zahlen. Die Klinik lehnte ab. Anfang August will die Richterin nun ihr Urteil verkünden.

In diesem Verfahren gebe es nur Verlierer, sagt Q. Und der größte Verlierer sei das Kind, „wenn es irgendwann erfährt, dass es der in der Geburtsurkunde aufgeführte Vater nicht gewollt hat und es auf künstlichem Wege nach einer Fälschung gezeugt wurde“.

Udo Ludwig



Vater Q.: „Der Mann ist in dieser Maschinerie völlig auf sich allein gestellt“





# Der Traum von Olympia

Die Nazi-Spiele von 1936

**MONTAG 18. JULI**

21:45 Uhr

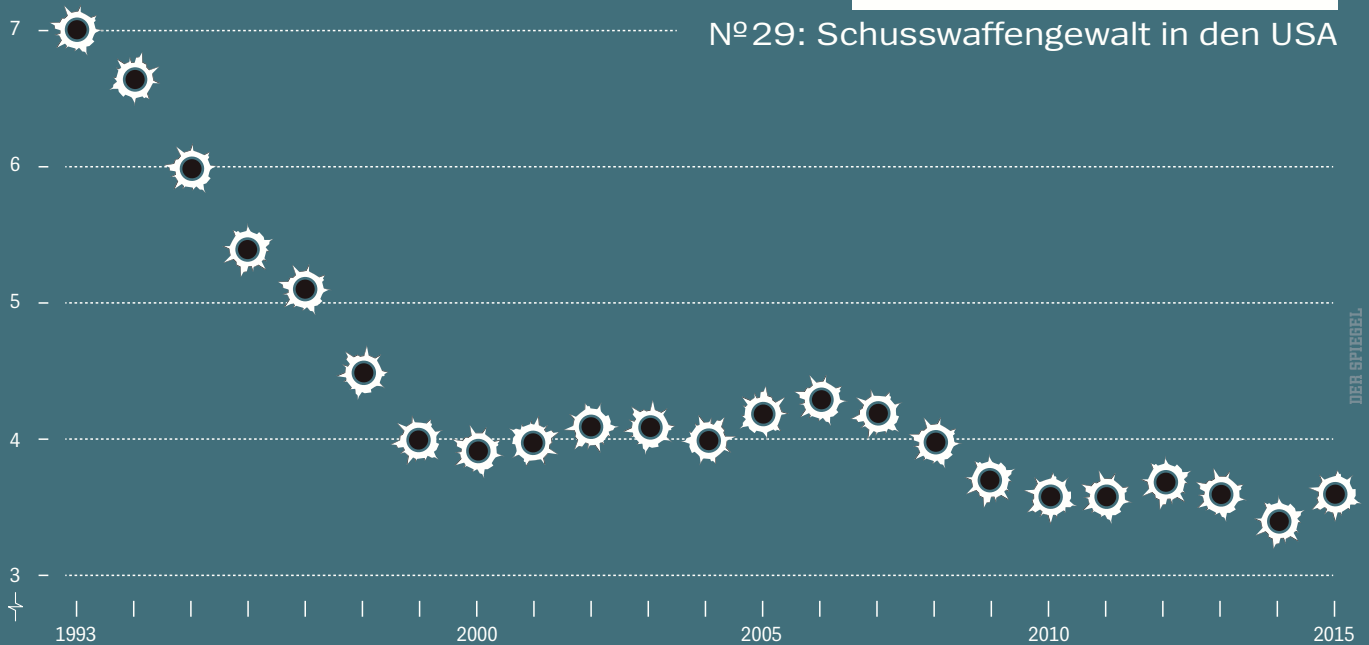


Das Erste

## Früher war alles schlechter

N°29: Schusswaffengewalt in den USA

Tötungsdelikte mit Schusswaffen,  
je 100 000 Einwohner



QUELLEN: FEW RESEARCH CENTER; GUN VIOLENCE ARCHIVE  
DER SPIEGEL

**Die Schusswaffengewalt in den USA sinkt.** Für diesen Satz gilt: Einerseits sind die Leute vom Gegenteil überzeugt, andererseits ist es noch immer furchtbar. Die Zahl der Tötungsdelikte durch Schusswaffen in den USA stieg während der Sechzigerjahre stark an und erreichte 1993 einen Höhepunkt mit 7 Todesopfern pro 100 000 Einwohnern. Bis zur Jahrtausendwende sank dieser Wert um fast die Hälfte auf 3,8. Danach verlangsamte sich der Rückgang und lag 2015 bei 3,6. Das entspricht einem Total von rund 12 000 Opfern. Mehr als die Hälfte aller Amerikaner waren jedoch gemäß einer Umfrage der Überzeugung, dass die Zahl der Schusswaffenopfer in den vergangenen 20 Jahren gestiegen sei. Auch wenn sich die Debatte vor allem um Amokläufe dreht, sind solche Massenmorde mit mehr als 3 Toten im Schnitt für weniger als ein halbes Prozent der jährli-

chen Opfer verantwortlich. Dass auch die Polizeigewalt gegen Schwarze – die andere große Debatte – letztlich nur einen geringen Anteil der Opfer ausmacht, macht diese nicht minder skandalös, denn die Schusswaffengewalt in den USA ist unbestreitbar auch ein Rassismusproblem. Für schwarze junge Männer ist die Wahrscheinlichkeit, erschossen zu werden, fünfmal so hoch wie für weiße. Und dreimal so hoch wie für Weiße ist das Risiko für Schwarze, von Polizisten getötet zu werden (Lesen Sie dazu auch „Obamas Tragödie“, Seite 88). Insgesamt betrachtet ist die Schusswaffentötungsrate der USA, wiewohl sinkend, mit 3,6 immer noch um ein Vielfaches höher als in allen anderen hoch entwickelten Ländern. Sie liegt im angrenzenden Kanada mit 0,38 bei einem Zehntel, in Deutschland bei einem Fünfzigstel (0,07).

guido.mingels@spiegel.de

### Fortpflanzung Warum mögen Väter lieber Söhne, Frau Bobrow?

**Emily Bobrow**, 38, amerikanische Publizistin, arbeitet an einem Buch über die Auswirkungen des Geschlechts von Kindern auf die Haltbarkeit der Ehen ihrer Eltern.

**SPIEGEL:** Haben Sie Brüder, Frau Bobrow?

**Bobrow:** Nein, ich bin eine von drei Töchtern. Gut möglich, dass mein Vater enttäuscht ist, keinen Sohn zu haben. Ich fand Studien, die den starken Wunsch von

Männern nach Söhnen bestätigen. Statistiken, die besagen, dass Männer eher heiraten, wenn die Frau einen Jungen erwartet. Und dass Ehen mit Söhnen signifikant länger halten als solche mit Töchtern.

**SPIEGEL:** Woran liegt's?

**Bobrow:** Kinder sind heute Luxusgüter, kein wirtschaftliches Investment mehr wie früher. Eltern wünschen sich Kinder, die sie verstehen. Väter suchen nach einer Art Mini-Ich, nach kleinen Ebenbildern, die ähnlich ticken wie sie.

**SPIEGEL:** Spielen auch Urinstinkte eine Rolle? Dass Männer ihren Samen breit streuen wollen, was durch



MICHAEL SOHN / DDP IMAGES

männliche Nachkommen gewährleistet wäre?

**Bobrow:** Das auch, besser belegen lassen sich aber psychologische Motive. Zum Beispiel sagen Mütter oft, dass sie bei ihren Männern bleiben, weil sie fürchten, eine Trennung könnte den Söhnen schaden. Denn Söhne sind ab einem gewissen Alter rebellisch, lassen sich wenig sagen.

**SPIEGEL:** Widerspenstige Söhne sind also eine Art Kleister für die Ehe?

**Bobrow:** Kann man so sagen. Väter von Söhnen sind außerdem im Schnitt hilfsbereiter im Haushalt, das macht sie zu besseren Partnern.

**SPIEGEL:** Sie beschreiben auch, dass Väter mit Söhnen 40 Minuten mehr Zeit verbringen als mit Töchtern. Am Tag wohlgeerntet.

**Bobrow:** Faszinierend, oder? Und was glauben Sie, machen Väter mit ihren Söhnen in diesen 40 Minuten? Nicht etwa Hausaufgaben. Sie machen Sport mit ihren Söhnen und schauen Fernsehen, Dinge, die sie selbst gern tun. fio

## Ach herrje

### Eine Meldung und ihre Geschichte

Wie herauskam, dass ein 86-Jähriger seit 26 Jahren ohne Führerschein fährt

Wenn es nicht kurz nach dem Krieg gewesen wäre und sein Vater ein wohlhabender Mann, wer weiß – dann wäre er Automechaniker geworden oder Autohausbesitzer, vielleicht sogar Rennfahrer wie sein Namensvetter. „Gestatten, Gerhard Schumacher“, sagt Schumacher, steht in Shorts und Pantoffeln vor seinem Haus in der Nähe des Braunschweiger Löwenwalls und deutet eine Verbeugung an. „Wie der Rennfahrer. Ich hoffe, der wird bald wieder.“

Gerhard Schumacher ist Jahrgang 1930, groß gewachsen, großes Ego. Er ähnelt ein wenig Rudi Carrell und sieht jünger aus, als er ist. Den Namen Schumacher trägt er, als wäre es ein Versprechen.

Schumacher machte seinen Führerschein in den frühen Fünfzigerjahren, das ist viele Jahrzehnte her, aber er erinnert sich an den Tag seiner Prüfung, als wäre es sein Hochzeitstag gewesen: 94 Fragen stellte ihm der Prüfer, „so 'n Pingelkopp, dem war ich zu vorlaut, aber ich habe alle beantwortet“. Auch die Fahrprüfung lief glatt, „nur vier Fahrstunden habe ich gebraucht, denn Auto fahren konnte ich ja schon“. Sein Onkel hatte einen 30-Tonner, mit dem übte der Neffe, „noch Fragen?“ Gerhard Schumacher war lange nicht mehr in größere Konflikte geraten mit der Straßenverkehrsordnung, bis jener Moment kam, am letzten Samstag im Mai. Ein Polizist klopfte gegen Schumachers Autoscheibe und sagte: „Anhalten, sofort! Führerschein und Fahrzeugschein bitte.“ Und Schumacher reichte nur den Fahrzeugschein.

Schumacher liebt Autos, er kann nicht ohne sie, Autos sind „wie eine zweite Zahnbürste“, wie er das nennt. Die Abschnitte seines Lebens gliedert er anhand der Fahrzeuge, die er fuhr: den Käfer als junger Mann, den Volvo, als die Kinder kamen, den Wohnwagen für den Urlaub in Spanien, den Fiat Punto, grau metallic, zuletzt.

Mit dem fährt er ein-, zweimal im Monat zu seinem Sohn, der in einem Vorort von Braunschweig wohnt, keine zehn Kilometer entfernt. An jenem Samstag wollte der Sohn grillen. Zu seiner geschiedenen Frau, die bei ihm im Haus wohnt und gehbehindert ist, sagte Schumacher: „Ich hol schon mal den Wagen. Warte du am Eingang, ich lade dich dann ein.“

Schumacher stieg also in den Wagen, fuhr rückwärts, bog in die Einfahrt zum Haus, und dann gab es einen Knall. Irgendetwas war im Weg. Er versuchte es noch einmal, fuhr vor, fuhr zurück – und wieder knallte es. Er hatte die Straßenlaterne nicht gesehen, die im Weg

stand, auf dem Grünstreifen vor dem Haus. Schumacher gab nicht auf, gab Gas, der Motor heulte auf – „und da klopfte es auch schon an meine Scheibe“, so erzählt er es.

Als Schumacher den Fahrzeugschein herausgereicht hatte, fragte der Polizist: „Und wo ist Ihr Führerschein?“

„Den haben Sie“, sagte Schumacher und schaute betreten aufs Gaspedal.

Gerhard Schumacher lebt in einem Land mit starker Autolobby, ein Tauglichkeitstest für Senioren ist in Deutschland politisch nicht durchsetzbar, nicht mal ein Arzt müsste Schumacher wegen Sehschwäche oder Demenz verpfeifen, er könnte sich auf die Schweigepflicht berufen. Schumacher ist eines dieser Kinder des Wirtschaftswunders, die immer ein Auto hatten, für die das Auto gleichbedeutend ist mit dem Gefühl ewiger Mobilität. Ein Leben ohne Auto ist für viele dieser Menschen ein Leben wie mit einer Behinderung.

„Sie fahren ohne Führerschein?“, rief der Polizist entsetzt, nachdem er die Daten bei der Zentrale überprüft hatte. „Seit 26 Jahren?“

„Das ist korrekt“, sagte Schumacher, „es gab ein kleines Trunkenheitsdelikt, 1990 war das, seitdem bin ich ohne Lappen. Aber ich fahre gut und nur sehr selten. Alle zwei Wochen vielleicht.“ Dann schwieg er und dachte: ach herrje.

Der Polizist stellte ihn vor die Wahl: „Entweder wir lassen den Wagen abschleppen, oder wir rufen Ihre Familie. Fahrverbot haben Sie ohnehin.“ Schumacher entschied sich für die zweite Lösung, seine Schwiegertochter kam und holte das Auto.

„Ich bin ein ausgezeichnete Fahrer“, sagt Schumacher Wochen nach dem unglücklichen Zwischenfall. Auch heute noch? „Natürlich!“ Sein Sohn habe ihm geraten, er solle das Auto verkaufen. Aber er wollte das nicht hören. Dass er keinen Führerschein besaß, wusste außer ihm niemand. Und er, sagt Schumacher, habe das irgendwann vergessen.

„Ich habe die doch nur leicht ange-tickt“, sagt er und meint die Laterne, die im Weg war. Er hat vom Fenster

aus beobachtet, wie die Stadtwerke kamen und die Laterne austauschten, die er krumm gefahren haben soll. Er bestreitet das. Er sagt: „Die war schon vorher krumm.“

Auf jeden Fall läuft inzwischen ein Strafverfahren, Schumacher musste zum Verkehrsunfalldienst, wo die Beamten an kuriose Geschichten mit älteren Verkehrsteilnehmern gewohnt sind. Es gab einen Rentner, sagt ein Polizeihauptkommissar, der fuhr mit dem Auto in den Supermarkt, direkt vors Getränkeregale, er hatte Leergut dabei.

Schumacher ist nun erst mal erleichtert, dass alles vorbei ist. Dass er nicht mehr nur seinen Führerschein los ist, sondern auch seinen Wagen. Er sei, sagt er selbst, etwas knauserig. „Das Auto war sowieso zu teuer, ich fahre jetzt Taxi von dem Geld.“ Er weiß, dass ihm eine Strafe von mehreren Hundert Euro wegen Fahrens ohne Fahrerlaubnis droht. „Aber wissen Sie, was das Beste daran ist?“, fragt er. „Ich kann sie in Raten zahlen.“

Fiona Ehlers



Schumacher

FIONA EHLERS / DER SPIEGEL

### AUCH DAS NOCH

**Bis es kracht:** Die Polizei hat in Braunschweig einen 86-jährigen Senior am Steuer erwischt, der 26 Jahre lang ohne Führerschein unterwegs war. Der

Aus dem „Hamburger Abendblatt“

# Menschenfeind

**Epidemien** Die Mücke *Aedes aegypti*, die das Zika-Virus überträgt, scheint unaufhaltsam. Bald könnte sie weltweit zur Bedrohung werden, nicht nur in Brasilien, dem Land der Olympischen Spiele. Sondern auch in Deutschland.

Weibliche *Aedes-aegypti*-Mücke beim Blutmahl





NACHO DOCE / REUTERS

Mit Mikrozephalie geborenes Kind in Olinda, Brasilien: Kein Impfstoff, keine Arzneien, kein Schutz



## Aedes-Mücken haben in diesem Jahr zum ersten Mal den deutschen Winter überstanden.

Es ist ein Montagmorgen im April, als ein junger Mann namens Leandro Fornitan 300 000 Mückenmännchen der Spezies *Aedes aegypti* in den Einsatz fährt. Die Mücken befinden sich in mehreren Hundert Plastikeimern, die hinter Fornitan auf der Ladefläche eines Lieferwagens stehen, der durch die rechtwinkligen Straßen eines Wohnviertels der brasilianischen Stadt Piracicaba rollt. Außer ein paar Hunden ist zu dieser frühen Stunde niemand unterwegs.

Die Mücken in den Eimern sind elf Tage alt. Man sieht ihnen nicht an, dass sie ein tödliches Geheimnis in sich tragen.

Wie ihre Artgenossen, die in freier Wildbahn aufwachsen, haben ihre schmalen Körper diese feine, schwarz-weiß gestreifte Zeichnung, die es aussehen lässt, als steckten sie in Adidas-Anzügen. Sie haben alle dieselben buschigen Fühler, mit denen sie sich durch ihr kurzes Leben navigieren, das für ein *Aedes*-Männchen nur aus einer einzigen Mission besteht: sich zu paaren.

Es ist für ein Weibchen unmöglich zu wittern, dass die Mücken, die Fornitan an diesem Morgen auf sie ansetzt, in einem Labor gezüchtet wurden. Dass sie ein künstlich eingesetztes Gen besitzen, das sie bei der Paarung weitergeben. Dass ihre

Nachkommen durch dieses Gen bereits als Larven an der Produktion eines Proteins mit Namen tTAV ersticken.

Man könnte es auch so sagen: Die Mücken, die Fornitan zurzeit zu Testzwecken in Piracicaba freilässt, sind von Menschen fabrizierte Attentäter, die auf einen Feldzug gegen ihre eigene Art geschickt werden. Eine Art B-Waffe, die eingesetzt wird, um Populationen der Stechmücke *Aedes aegypti* zu dezimieren, die ein knappes Dutzend zum Teil todbringende Krankheiten überträgt, unter anderem das Gelbfieber, das Dengue-Fieber oder noch weitgehend unerforschte Viren wie Chikungunya oder Zika.

„Diese Mücke“, sagt Fornitan, „ist das gefährlichste Tier der Welt.“

Etwa vier Milliarden Menschen bedroht *Aedes aegypti* rund um den Globus.

Während die Welt lange so tat, als wäre dieser Mückenschwarm nur ein Gewitter, das vorüberzieht, hat sich *Aedes aegypti* eingerichtet in den Großstädten der Tropen. Wenn nichts geschieht, heißt das, dann werden künftig mehr und mehr Menschen durch diese Mücke sterben. Und es ist absehbar, dass einige der Tropenkrankheiten auch nach Europa kommen. Nicht nur, weil auf dem Kontinent die Tempera-

turen steigen – in Freiburg haben Wissenschaftler festgestellt, dass *Aedes*-Mücken in diesem Jahr zum ersten Mal den deutschen Winter überstanden haben. Die Deutschen, heißt das, werden neue Krankheiten kennenlernen, neue Gefahren. Bisher war es so, dass sie es waren, die in die Tropen reisten. Sie werden sich daran gewöhnen müssen, dass die Tropen in Zukunft zu ihnen kommen.

Es waren Bilder aus Brasilien, die die Welt Anfang des Jahres in Schrecken versetzten. Überall im Land waren plötzlich Neugeborene mit zu kleinen, unförmigen Köpfen auf die Welt gekommen. Als sich die Indizien verdichteten, dass dieser rätselhafte Anstieg der sogenannten Mikrozephalien im Zusammenhang mit einer Zika-Epidemie stand, die Brasilien in den vorangegangenen Monaten überrollt hatte, rief im Februar die Weltgesundheitsorganisation (WHO) den internationalen Notstand aus.

In Brasilien wurden 220 000 Soldaten in den Häuserkampf geschickt. Sie streiften durch Badezimmer, Gärten und Garagen, um stehende Gewässer auszutrocknen, in denen die *Aedes*-Weibchen ihre Eier ablegen, aber ihr Einsatz änderte nichts an der Bedrohungslage. In den ersten vier Mona-

ten des Jahres registrierten die Behörden 100 000 neue Zika-Verdachtsfälle. Dazu kamen knapp eine Million Menschen, die sich offenbar mit Dengue infiziert hatten, so viele wie nie zuvor in einem so kurzen Zeitraum.

Es gibt keine Impfstoffe, die gegen das Zika-Virus schützen. Es gibt keine Arzneien, die eine Ansteckung verhindern. Im März erklärten Mediziner, dass Zika auch beim Sex übertragen werden kann, und als wäre all das nicht genug, verfassten unlängst 151 renommierte Gesundheitsexperten einen offenen Brief, in dem sie forderten, die Olympischen Sommerspiele zu verlegen, die nun in knapp drei Wochen in Rio eröffnet werden. Das Risiko, warnen sie, sei unverantwortlich. Die Stadt erwartet eine halbe Million Besucher. Wenn sich nur ein Bruchteil davon mit einem der Viren infiziert, dann könnten diese Spiele, die eigentlich Brasiliens Aufstieg unter die größten Wirtschaftsmächte krönen sollten, zum Ausgangspunkt einer Katastrophe werden.

Die Angst davor rückt ein Insekt ins weltweite Bewusstsein, das lange als der kleine, harmlosere Bruder der Malaria-Mücke Anopheles galt. Aber die Vorzeichen kehren sich um.

Anopheles, so sieht es aus, war die Mücke des 20. Jahrhunderts. Aedes aegypti wird die des 21. Jahrhunderts sein.

Während heutzutage immer weniger Menschen an Malaria sterben, gilt das Dengue-Fieber, das von Aedes verbreitet wird, seit einigen Jahren als die sich am schnellsten ausbreitende, von Mücken übertragene Krankheit der Welt. 128 Staaten werden heute als Dengue-Risikogebiete eingestuft. In ihnen infizieren sich der WHO zufolge jedes Jahr rund 400 Millionen Menschen mit dem Virus. Die meisten von ihnen leiden unter Hautausschlägen, Gelenkschmerzen und hohem Fieber. Bei etwa 20 000 Menschen aber, schätzen Epidemiologen, lösen die Mückenstiche schwere innere Blutungen aus; am Ende steht oft der Tod.

Während es beim Dengue-Fieber ein halbes Jahrhundert brauchte, bis die WHO-Karte mit den betroffenen Gebieten rot eingefärbt war, scheint es im Fall von Zika so, als hätte jemand einen Eimer Farbe über die halbe Welt gekippt. Nachdem das Virus 2013 vermutlich durch ein Flugzeug aus Französisch-Polynesien nach Brasilien kam, brauchte es nur wenige Monate, um als blinder Passagier im menschlichen Blut die Grenzen von 60 Ländern zu überwinden.

Überall dort, wo Zika Fuß fasste, war Aedes aegypti schon da.

Die Mücke war auch da, als das Chikungunya-Fieber 2005 auf der Insel La Réunion ausbrach. Sie war da, als Chikungunya 2006 nach Indien übersetzte, und sie war da, als das Virus 2013 von der Karibik auf

das amerikanische Festland übersprang. Selbst das Gelbfieber, das längst gebannt schien, wird wieder zur Gefahr. Als Angola, die Demokratische Republik Kongo und Uganda im Frühjahr den schlimmsten Ausbruch seit Jahrzehnten meldeten, hatte die Mücke 2000 Menschen infiziert, mehr als 300 starben.

Was können wir also tun gegen die Mücke? Welche Strategien gibt es, welche Instrumente, welche Waffen? Ist es möglich, Aedes aegypti ein für alle Mal zu besiegen, oder wird der Mensch am Ende glücklich sein, wenn er sich gegen die Viren, die die Mücke überträgt, einigermaßen schützen kann?

Die gentechnisch veränderte Labormücke der britischen Firma Oxitec ist die modernste Strategie, die der Mensch im Kampf gegen die Stechmücke bislang entwickelt hat. Bei Feldversuchen auf den Cayman Islands und in Panama, sagt Fornitan, sei es gelungen, wilde Aedes-Populationen innerhalb weniger Monate um 90 Prozent zu dezimieren. Das Gleiche versuchen sie jetzt auch in Piracicaba.

An sechs Tagen in der Woche fährt Leandro Fornitan an die Front. Neben ihm liegt ein aufgeklapptes Laptop mit einer Karte, die die Siedlung abbildet. Immer dann, wenn der Computer ein Signal gibt, greift Fornitan hinter sich zu den Paletten, zieht die Deckel von den Mücken-Eiern, hält sie in einen Trichter, der in einem offenen Spalt im Seitenfenster steckt, und klopft kräftig auf den Boden. Den Rest erledigt ein Gebläse und der Instinkt der Mücke. Aedes schwärmt aus.

„Normalerweise“, sagt Fornitan, „brauchen wir für hundert Meter einen Eimer, aber es gibt Hotspots, wo wir nachlegen“: am Schrottplatz, am Busbahnhof, beim Supermarkt.

Wo Menschen leben, wo sie arbeiten, wo sie spielen oder warten, überall dort

ist Aedes nicht weit. Das ist das Problem, in Piracicaba, in Rio de Janeiro, aber auch in Städten wie Jakarta, Luanda oder Singapur. Es gibt kaum noch Orte, an denen Aedes nicht ist.

Sie lauert überall, hinter Vorhängen, unter den Betten, in den Fußräumen von Autos, eine kleine, unsichtbare Mitbewohnerin, die sich auf die Spur von menschlichen Gerüchen macht. Aedes aegypti wird durch das Kohlendioxid in unserer Atemluft angelockt, ebenso von Inhaltsstoffen unseres Schweißes, einem verführerischen Aroma aus Buttersäuren und Milchsäuren. Die weibliche Mücke folgt dieser Duftfahne, bis sie ihrem Opfer so nahegekommen ist, dass sie zusätzlich zum Geruch auch die Wärme und die Feuchtigkeit wahrnimmt, die jeder Körper abgibt.

Anders als Anopheles, die vorwiegend in der Dämmerung und nachts sticht, fliegen die Aedes-aegypti-Weibchen die Arme, Beine oder Füße ihrer Opfer vor allem tagsüber an. Man merkt es kaum, wenn sie die Haut mit den Tasthärchen ihrer Unterlippe nach einer Blutbahn abtasten. Der Stechrüssel der Mücke besteht aus einer Unterlippe, in der sechs Stechborsten verborgen sind. Einige der Stechborsten haben winzige Häkchen an ihrer Spitze, sie werden in die Haut eingedrillt, indem die Mücke den Kopf hin- und herbewegt – so tief, bis die Stechborsten auf eine Blutkapillare treffen.

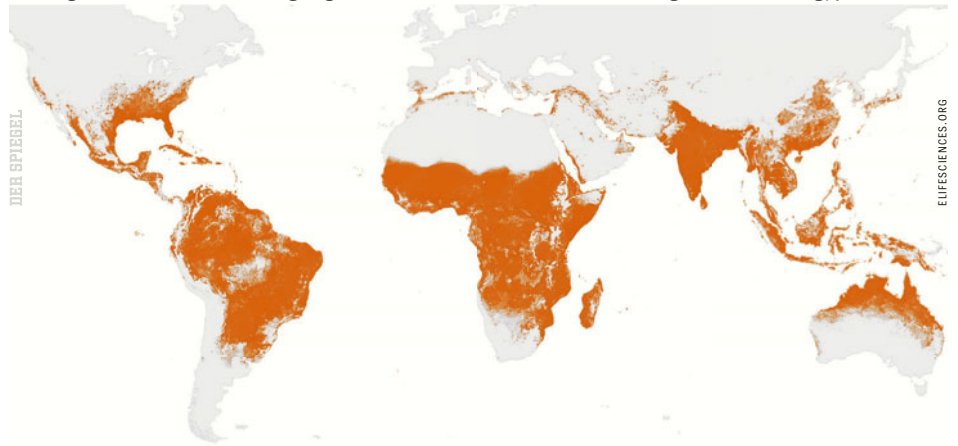
Das Blut ist unverzichtbar für die Erhaltung der Art. Blut enthält Eiweiß, das notwendig ist, um die Bildung der Eier zu vollenden.

Um zu verhindern, dass im Augenblick des Stichs das Blut gerinnt, stoßen die Mücken ein Speichelsekret in den Körper ihres Wirts. Es ist dieser Tausch von Körperflüssigkeiten, der aus der Mücke einen sogenannten Vektor macht, der Viren überträgt.

Je bekannter Oxitecs Mücke werde, sagt Fornitan, desto größer werde die Nachfra-

## Sprung nach Europa

Risikogebiete für die Übertragung von Krankheiten durch Verbreitung der Aedes-aegypti-Mücke





NICHOLE SOBECKI / THE WASHINGTON POST / GETTY IMAGES

**Gelbfieber-Gebiet Luanda, Angola: Aedes aegypti schwärmt aus**

## Sie waren vor uns auf dem Planeten, und sie werden auch nach uns da sein.



ge. Im vergangenen Jahr kaufte der US-amerikanische Biotechkonzern Intrexon die aus einem Forschungsprojekt der Universität Oxford hervorgegangene Firma Oxitec für 160 Millionen Dollar. Fornitans neue Chefs leben seit Monaten im Flugzeug. Für den Fall, dass die Verzweigung ihrer Kunden noch nicht ausreicht, haben sie eine Studie im Gepäck, die ahnen lässt, wie groß die Schäden sind, die *Aedes* hinterlässt.

In einem Land wie Indien, heißt es darin, verschlinge die stationäre Behandlung eines Dengue-Kranken leicht das halbe Jahreseinkommen einer Familie. In Thailand schätzt die Tourismusbranche, dass ihr durch Dengue-Ausbrüche Einnahmeverluste in Höhe von 363 Millionen Dollar entstehen könnten. In Malaysia haben Wissenschaftler ausgerechnet, dass der einheimischen Wirtschaft bei 10 000 Dengue-Fällen 940 000 Arbeitstage verloren gehen.

**W**enn wir etwas gegen *Aedes* tun wollen, dann müssen wir verstehen, wie sie tickt. Das ist das, was alle sagen, die derzeit an verschiedenen Orten auf der Welt nach Strategien fahnden, mit denen man der Mücke beikommt. Auch James Logan ist davon über-

zeugt, ein Biologe, der an der London School of Hygiene & Tropical Medicine als einer von ganz wenigen weltweit das Wesen von Stechmücken erforscht.

Es sind grundsätzliche Fragen, die Logan stellt. Was nehmen Mücken wahr? Wie finden sie ihre Opfer? Wie haben sie es geschafft, seit den Zeiten der Dinosaurier zu überleben?

„Sie waren vor uns Menschen auf diesem Planeten“, sagt Logan, „und wie es aussieht, werden sie auch nach uns da sein.“

Logan ist ein feinsinniger Mann, 37 Jahre alt, der seine Bewunderung für die Mücke nicht verbergen kann, wenn er im Laborkittel durch das Neonlicht des Kellergewölbes läuft, in dem sich das Insektarium des Instituts befindet. Es ist tropisch schwül in diesem Raum. Entlang der Wände stehen Käfige, in denen Logan hinter feinmaschigen Netzen seine Studienobjekte aufbewahrt.

Logan greift sich einen verkabelten Metallzylinder, in dem sich hinter einer durchsichtigen Membran auf Körpertemperatur erwärmtes Blut befindet. Er stellt den Zylinder auf einen der Käfige, und es vergehen nur wenige Sekunden, ehe sich ein Schwarm von Mücken auf das Blut stürzt. „Faszinierend, oder?“, sagt er.

Man muss sehr genau hinschauen, um am Kopf der Mücke die zwei hauchdünnen Antennen zu erkennen, mit denen sie sich durch ihr Leben navigiert. Diese beiden Fühler, auf denen Tausende Rezeptoren sitzen, sind ihr wichtigstes Organ. Eine Art Supernase, die Geruchseindrücke weiter ans Gehirn leitet und ihr den Weg zu stehenden Gewässern weist, zum Blut des Menschen, zum Pflanzennektar, von dem sie sich ernährt.

„Schauen Sie sich diesen Raum an“, sagt Logan. „Ich würde sagen, er sieht ziemlich kahl aus, aber für die Mücke besteht er aus einem Cocktail verschiedenster Duftmoleküle. Allein wir Menschen senden rund 500 Gerüche aus. Davon nimmt die Mücke etwa 20 wahr, das Kohlendioxid unseres Atems, die Carbonsäure in unseren Socken oder den Schweiß auf unserer Haut. All dies zusammen sagt ihr: Da drüben steht ein Mensch.“

Wenn wir uns vor der Mücke schützen wollen, glaubt Logan, müsste es gelingen, ebendiesen Geruchssinn zu überlisten. Das bedeutet, dass wir unseren Körpergeruch so verändern müssten, dass die Mücke denkt: Da drüben, das ist kein Mensch, sondern etwas anderes.

„Mückenschutzmittel“, sagt Logan, „sind unsere erste Verteidigungslinie.“



Seit Jahren testet Logan für die Pharmaindustrie die Wirksamkeit solcher Produkte, doch es ist schwierig. Der zuverlässigste Wirkstoff ist noch immer DEET, ein synthetisch hergestelltes Molekül, das in den Vierzigerjahren für das amerikanische Militär entwickelt wurde, das in manchen seiner Kriege annähernd so viele Männer durch Angriffe von Mücken verloren hat wie durch feindliches Feuer. Logan erklärt, dass DEET bestimmte Rezeptoren der Antennen aktiviert und so die Mücke in die Irre führt. Der Wirkstoff hat allerdings zwei Nachteile. Zum einen gibt es Nebenwirkungen. Zum anderen schlägt er bei *Aedes aegypti* wesentlich schlechter an als bei *Anopheles*-Mücken.

Logan hat deshalb beschlossen, sich jene zehn Prozent der Menschheit genauer anzusehen, deren Blut aus bislang unbekanntem Gründen von der Mücke ignoriert wird. Er stellte fest, dass diese Eigenschaft erblich ist. Logan hat solche Menschen gesucht, sie in sein Labor eingeladen und analysiert. Er hat sie in Folien gehüllt. Er hat ihre Körpergerüche abgesaugt, sie in einem Lösungsmittel konserviert und dann in ihre einzelnen Substanzen zerlegt. Er hat abgeschnittene Köpfe toter Mücken, deren Antennen noch etwa eine Stunde weiter senden, an Elektroden angeschlossen und ihnen die aufgelösten, menschlichen Gerüche vorgelegt.

Dann hat Logan gewartet, ob sein Computer irgendein Signal empfängt.

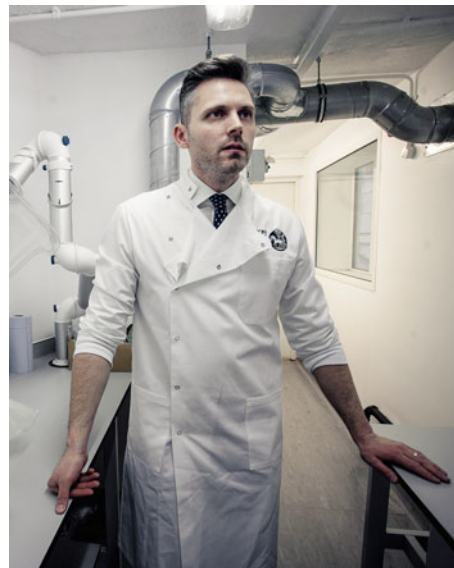
Eine Substanz zu finden, die ganz normalen Menschen dabei hilft, jenes natürliche körpereigene Mückenschutzmittel zu produzieren, das zehn Prozent der Bevölkerung bilden, das ist das, wovon er träumt. Ein Pharmaunternehmen könnte eine Pille daraus machen, nicht nur für Touristen, sondern auch für Menschen, die jeden Tag von *Aedes aegypti* bedroht werden, aber Logan ist sich nicht sicher, wie lange es dauern würde, so etwas zu entwickeln. Zunächst, sagt er, müssten jene Gene genau identifiziert werden, die für die körpereigene Produktion verantwortlich sind. Und am Ende bleibt die Frage: Könnte *Aedes aegypti* auch gegen eine solche Pille resistent werden?

Wie alle Mückenforscher weiß er, dass *Aedes* immer eine Antwort hatte, wenn der Mensch sie vor Schwierigkeiten stellte. „*Aedes* ist uns stets einen Schritt voraus“, sagt Logan, „weil sie sich sehr schnell anpassen kann.“

Diese Flexibilität, könnte man sagen, dieses Geschick, mit dem *Aedes aegypti* auf Widrigkeiten reagiert, haben den Menschen überhaupt in sein Visier gerückt. Als die Mücke noch ausschließlich südlich der Sahara lebte, bevorzugte sie wild lebende Tiere, um ihren Durst nach Blut zu stillen. Ihre Eier legten die Weibchen meist in Astlöcher, die sich nach dem Re-

gen mit Wasser füllten. Wann genau die Mücken ihr Verhalten änderten, darauf haben Evolutionsforscher verschiedene Antworten. Einer der Theorien zufolge waren klimatische Veränderungen schuld. Als sich vor einigen Tausend Jahren die Sahara ausbreitete, bedeutete das für die Mücke, dass große Teile ihres Lebensraums vertrockneten. Wasser, hieß das, war nun vor allem dort konstant verfügbar, wo sich Menschen angesiedelt hatten, und ebendiese Menschen erwiesen sich fortan als die stabilste Quelle für ihre Blutmahlzeiten.

Eine zweite Theorie besagt, dass die Domestizierung der Mücke erst wesentlich später eingesetzt habe, als spontanes Ereignis, das sich innerhalb weniger Wochen auf den Sklavenschiffen vollzog, die von Afrika in die Neue Welt aufbrachen. So beschreibt es der brasilianische Historiker Rodrigo Magalhães, der für seine



Forscher Logan  
Geruchssinn überlisten

Doktorarbeit den Kampf rekonstruiert hat, den Südamerika im 20. Jahrhundert gegen ein Insekt geführt hat, das den Kontinent seit seiner Ankunft mit wiederholt ausbrechenden Gelbfieber-Epidemien in Angst versetzte.

**A**n einem schwülen Nachmittag sitzt Magalhães in einer Buchhandlung im Zentrum Rios. Die Bügel seiner Brille sind schwarz-weiß gestreift wie der Körper von *Aedes aegypti*. Bis zum Zika-Ausbruch habe sich nie einer für seine Studien interessiert, sagt er. Jetzt aber ist er ein gefragter Mann.

Was Magalhães erzählen kann, nennt er selber „die erstaunliche Geschichte eines 100-jährigen Krieges“, in dem beide Seiten, Mensch und Mücke, schwere Niederlagen einsteckten. Sie hilft, die Schwierigkeiten

zu verstehen, vor denen Forscher wie James Logan stehen, wenn sie mit chemischen Substanzen gegen *Aedes* vorgehen.

Der tragische Held in diesem Drama ist ein US-amerikanischer Arzt namens Fred Soper, der ab 1947 für die Panamerikanische Gesundheitsorganisation ein kontinentales Programm zur Ausrottung von *Aedes aegypti* koordinierte. Es war das erste Mal, dass die Welt beschloss, gegen einen Vektor vorzugehen, um ein Virus zu bekämpfen, und Soper glaubte, dass er eine Wunderwaffe in den Händen hielt:

Dichlordiphenyltrichlorethan.

DDT ist eine Chemikalie, deren insektizide Wirkung 1939 von einem Mitarbeiter des Schweizer Pharmaunternehmens Geigy entdeckt wurde, der Jahre später mit dem Medizin-Nobelpreis ausgezeichnet wurde.

Soper setzte durch, dass die Staaten Südamerikas ihre Gesetze änderten, damit die Mückenjäger der Kommunen Zutritt zu Privathäusern erhielten. Über Jahre zogen diese Trupps in Städten wie Rio de Janeiro durch die Gassen, sie sprühten DDT in Wohnzimmern, in Badezimmern und in Küchen, sie sprühten es auf die Fassaden, auf Bürgersteige und auf öffentliche Plätze, während es draußen auf dem Land aus Flugzeugen auf Kaffee- oder Zuckerrohrplantagen niederregnete. Für *Aedes aegypti*, sagt Magalhães, bedeutete das Schweizer Insektengift in etwa das, was Napalm für Vietnam bedeutete. Jeder Kontakt endete tödlich.

1958, elf Jahre nach Beginn seiner Kampagne, verkündete Fred Soper, dass alle Länder Süd- und Mittelamerikas *Aedes aegypti* erfolgreich ausgerottet hätten.

„Das Problem“, sagt Magalhães, „waren die USA.“

Da es in den USA nach 1905 zu keiner Gelbfieber-Epidemie mehr gekommen war und Viren wie Dengue oder Zika noch keine Gefahr darstellten, sahen amerikanische Politiker keinen Sinn darin, Millionen Dollar in die Bekämpfung eines anscheinend harmlosen Insekts zu investieren.

Sopers Flehen wurde nicht erhört.

1965 war *Aedes aegypti* wieder zurück, erst in Mexiko, ein Jahr später in Nicaragua, zwei Jahre später in der nordbrasilianischen Stadt Belém, wo Forscher feststellten, dass die Mücken über den gleichen genetischen Code verfügten wie ihre Artgenossen in Florida.

Magalhães lehnt sich zurück.

„Das all die Anstrengungen vergeblich waren“, sagt er, „ist das eine. Das andere ist, dass *Aedes aegypti* plötzlich resistent war gegen DDT.“

Während Sopers Sprühtrupps unterwegs waren, vielleicht auch schon vorher, war irgendwann irgendwo während einer der unzähligen Vermehrungszyklen der Mücke



Genmanipulierte Mücken der Firma Oxitec, Mitarbeiter Formitan (M.): Verstehen, wie sie tickt

CATHERINE OSBORNE / FOR NFR

## Manche Sportler verzichten wegen der Mücke auf die Olympischen Spiele.

eine Veränderung im Erbgut entstanden, die das Tier unempfindlich machte gegen das Nervengift. Eine Veränderung, die am Ende das Überleben der Art sicherte.

„Es ist eine Frage evolutiver Intelligenz“, sagt Magalhães.

Survival of the fittest.

**D**ie Anpassung an den Menschen oder die Resistenz gegen die Insektizide sind nicht die einzigen Antworten, die *Aedes aegypti* auf Veränderungen ihres Lebensraumes fand. Im Gegensatz zur Malaria-Mücke *Anopheles* hat *Aedes* ihre Ansprüche an die Bedingungen schnell wachsender Großstädte angepasst. Das, was vor Urzeiten in den afrikanischen Wäldern die Astlöcher waren, sind heute Autoreifen, Plastikflaschen oder Computerhüllen, der ganz normale Müll tropischer Megastädte, der unter freiem Himmel vor sich hin rotet und sich bei Regen mit Wasser füllt.

*Aedes aegypti*, die Mücke des 21. Jahrhunderts, hat sich eingerichtet in den Slums von Städten wie Rio de Janeiro, wo die Abwassersysteme genauso wenig funktionieren wie die Müllentsorgung. In Piracicaba ist den Mückenjägern der Komune aufgefallen, dass die Mägen vieler

*Aedes*-Weibchen heute doppelt so viel Blut aufnehmen wie noch vor 20 Jahren. In einer Stadt wie Singapur, die auch während der Nachtstunden hell leuchtet, hat man festgestellt, dass sie ihre Blutmahlzeiten mittlerweile rund um die Uhr einnehmen.

Auch die Vorhersagen der Klimaforscher spielen *Aedes aegypti* in die Karten, die fortschreitende Erderwärmung, vor allem aber die Aussicht auf zunehmende Dürren, die dazu führen werden, dass mehr Menschen auf den Dächern ihrer Häuser das Wasser in Kübeln horten.

In Rio hat das Tourismus-Sekretariat jetzt dazu aufgefordert, während der Spiele Besuche in den Armenvierteln zu vermeiden. Mitte Juni, kurz nachdem die 151 Wissenschaftler und Ärzte gefordert hatten, Olympia abzusagen, sah sich ein Notfallkomitee der WHO die Lage in der Stadt noch mal genauer an. Die Experten kamen zu dem Schluss, dass die Austragung der Spiele kaum etwas an der Ausbreitung des Virus ändern würde, auch weil die Zahl der Mücken während der kühleren Monate deutlich zurückgegangen sei.

Andererseits könnte man fragen, wer bei einem negativen Votum der WHO den Mut gehabt hätte, die Veranstaltung, die

schon mehrere Milliarden Euro gekostet hat, abzusagen.

Die Angst, so scheint es, hat sie zumindest nicht zerstreuen können. Kürzlich hat der Radprofi Tejay van Garderen, dessen Frau ihr erstes Kind erwartet, seine Teilnahme an Olympia abgesagt. Ihm schloss sich der Golfer Jason Day an, der als Weltranglisten-erster eine große Chance auf Gold gehabt hätte. Als die deutschen Leichtathleten dieser Tage ein geplantes Trainingscamp vor Ort absagten, wurden Klagen darüber laut, dass es noch immer keinen Impfstoff gibt gegen ein Virus, das vor fast 70 Jahren in Uganda zum ersten Mal identifiziert wurde.

**W**ie kann es sein, dass es außer der Gelbfieber-Impfung aus den Vierzigerjahren so lange keinen weiteren Impfstoff gab, der den Menschen gegen die von *Aedes aegypti* übertragenen Viren immunisiert?

Eine Spritze, die der Mücke ihren Schrecken nimmt – es ist ein Traum, den auch Marie-José Quentin-Millet hatte, die fast 20 Jahre lang für das französische Unternehmen Sanofi Pasteur nach einem Impfstoff gegen das Dengue-Fieber gefahndet hat. „Als wir anfangen“, sagt sie, „waren wir noch jung und schön!“

Quentin-Millet steht im Lyoner Vorort Neuville-sur-Saône auf der Besuchergalerie eines schneeweißen Fabrikgebäudes und blickt durch eine Glasscheibe auf die gewaltigen, durch Dutzende Rohre verbundenen Kessel einer Pharmaküche, in der Menschen mit Mundschutz vor ihren Computern sitzen. Sie sagt, sie könne es kaum fassen, dass sie diesen Impfstoff jetzt tatsächlich produzieren.

„Dengue ist so tückisch“, sagt sie.

Das Problem, vor das Dengue sie stellte, bestand darin, dass das Virus in vier verschiedenen Varianten existiert. Um alle dieser sogenannten Serotypen abzudecken, brauchte es im Grunde vier Impfungen in einer.

Als Quentin-Millet und ihre Kollegen in den Neunzigerjahren ihre Arbeit aufnahmen, standen sie wie eine Gruppe Alpinisten vor der Frage, welche Flanke sie am besten in den Berg führt. Zehn Jahre forschten sie an diesem Einstieg.

„Manchmal“, sagt Quentin-Millet, „standen wir kurz vor der Aufgabe.“

Auf die richtige Spur brachte sie schließlich der altbekannte Gelbfieber-Impfstoff, in den sie zwei Gene jedes Dengue-Serotyps einsetzten. Nach positiv verlaufenen Tests an Tieren spritzten sie den Stoff kleineren Menschengruppen, ehe sie in letzten großen Studien über 35 000 Kinder in Asien und Lateinamerika impften.

Am Ende wurde es nicht eine Spritze, die die Mücke aus dem Spiel nimmt, sondern drei, verabreicht im Abstand von sechs Monaten. Das Risiko, an Dengue zu erkranken, sank bei den Probanden um rund 60 Prozent, die Zahl der schweren Dengue-Fälle um 80 Prozent.

Das ist nicht perfekt, aber besser als nichts. Und jetzt?

1,5 Milliarden Euro hat Sanofi Pasteur über die Jahre investiert. Es ist Geld, das der Impfstoff unter dem Produktnamen Dengvaxia nun wieder einspielen muss.

Im April verließen die ersten Impfpakete die Fabrik. Wenig später wurden auf den Philippinen 800 Schulkinder medienwirksam geimpft. Auch die mexikanischen Behörden haben Dengvaxia mittlerweile zugelassen, genauso wie Brasilien, wo das Gesundheitsministerium jedoch im Mai verkündet hat, den Impfstoff nicht ins kostenlose, öffentliche Impfprogramm aufzunehmen.

22 Euro, war in den Zeitungen zu lesen, hätte das Ministerium für jede Dosis zahlen müssen. Es ist zu viel für einen Staat, der in der Wirtschaftskrise gerade seine Ausgaben reduziert.

Stattdessen, heißt es, soll der Impfstoff nun über ein Netz privater Kliniken vertrieben werden, wo sich eine privilegierte Minderheit für etwa 100 Euro gegen das Dengue-Virus schützen kann. Die große Mehrheit aber, die dort zu Hause ist, wo

sich die Mücke eingerichtet hat, wird sich Dengvaxia nicht leisten können.

Brasilien ist kein armes Land, aber es ist ein gutes Beispiel für die Schwierigkeiten, die Firmen wie Sanofi Pasteur auf Märkten jenseits des Äquators haben. Sie haben es mit Regierungen zu tun, deren Budgets beschränkt sind oder denen es am Willen mangelt, in die Gesundheit der Bevölkerung zu investieren. Es ist kein Zufall, dass Pharmaunternehmen im Jahr 2013 an der Entwicklung von 183 Medikamenten gegen Herzkrankheiten arbeiteten, aber nur an 17 Mitteln zur Behandlung von Malaria. Tropenkrankheiten sind, im Gegensatz zu Zivilisationskrankheiten, Geschäfte ohne Gewinnaussichten.

Das ist, wenn man so will, die gute Nachricht für die Mücke. Die schlechte ist: Je tiefer sie in kaufkräftige Länder eindringt, desto größer die Wahrscheinlichkeit, dass sie im Fadenkreuz der Pharmaunternehmen landet. Während Anopheles vor allem eine Plage der ärmsten Länder Afrikas ist, hat Aedes aegypti eine rote Linie übertreten. Länder wie China oder Indien beginnen nachzurechnen und vergleichen den Preis der Impfung mit den Kosten, die ihren öffentlichen Krankenhäusern durch Dengue entstehen. Das ist die Wette, die Sanofi Pasteur einging. Und das ist das, worauf auch andere inzwischen setzen. Fünf weitere Impfstoffe gegen Dengue, heißt es, befänden sich weltweit in der Entwicklung.

In den Labors von Sanofi Pasteur haben sie unterdessen die Arbeit an einem Zika-Impfstoff aufgenommen. Das Virus, sagt Quentin-Millet, sei weniger komplex als das Dengue-Virus. Wenn jetzt alle Wissenschaftler an einem Strang ziehen, ist Quentin-Millet überzeugt, werde es in diesem Fall nicht 20 Jahre dauern, bis der Impfstoff fertig ist.

Dennoch ist es eine Illusion zu glauben, dass ein Impfstoff die Mücke vollständig besiegen könnte.

Es ist ein Trugschluss, dem Länder wie Angola, Kongo oder Uganda aufgesessen sind, die glaubten, dass großflächige Impfkampagnen das Gelbfieber besiegt hätten. Nachdem die Fallzahlen in den Achtzigerjahren drastisch zurückgegangen waren, nahmen die Behörden die Impfung nach und nach aus dem Programm. Das Ergebnis: Heute, zwei Generationen später, ist das Gelbfieber zurück, und in Aedes-Metropolen wie Luanda wird der Impfstoff knapp.

Es scheint, als würde sich nichts ändern an diesem Gefühl des Ausgeliefertseins, das längst nicht mehr nur ein brasilianisches ist. Impfungen wie die von Sanofi Pasteur mögen das Risiko, an einem Mückenstich zu sterben, reduzieren, aber sie schalten es genauso wenig



**Stechmücken**

**mehr als 500000**

- davon:
  - Malaria **450000**
  - Gelbfieber **45000**
  - Denguefieber **20000**
  - Japanische Enzephalitis **17000**

**Tödliche Tiere**

Anzahl der Toten weltweit pro Jahr



**Schlangen**

**ca. 85000**

Schlangenbiss



**Hunde**

**ca. 60000**

Tollwut



**Sandmücken**

**ca. 50000**

Leishmaniose (tropische Infektionserkrankung)



**Raubwanzen**

**ca. 8000**

Chagaskrankheit (parasitäre Infektionskrankheit)



**Skorpione**

**ca. 2500**

Skorpionsstich



**Krokodile**

**ca. 1000**

Krokodilangriff

**Haie**

**1 bis 13**

Haiangriff



AGNES RUDIANTO / NURPHOTO

**Insektizid-Einsatz in Jakarta, Indonesien: Eine Art Mücken-Stasi**

## Viren wie Dengue, Chikungunya oder Zika galten bislang als Problem der Dritten Welt.

aus wie all die Mückenschutzmittel, die James Logan in London testet. Alles, was der Mensch bislang versucht hat, um die Mücke auszurotten, ist auf die eine oder andere Weise fehlgeschlagen, und auch Oxitec wird dies nicht gelingen. Nach einem halben Jahr ist die Zahl der Dengue-Ansteckungen im Testgebiet von 132 auf 2 gesenkt. Die Aedes-aegypti-Population ist um 90 Prozent geschrumpft. Mehr, sagt Fornitan, könne man nicht erwarten. Die Mücken kämen immer wieder, in Autos, in Bussen, mit dem Zug.

„Alles, was uns bleibt, sind Wachsamkeit und Aufklärung.“

Der Mann, der das sagt, ist ein kleiner, drahtiger Rentner namens Justin Foo, der vor einem Wohnblock im Zentrum von Singapur auf ein paar Kollegen wartet. Foo hat früher als Ingenieur gearbeitet, jetzt trägt er eine gelbe Weste, die ihn als „Dengue Prevention Volunteer“ ausweist. Er ist ein Freiwilliger im globalen Kampf gegen die Stechmücke. Er gehört zu einer Art Bürgerwehr, die im Auftrag der staatlichen Umweltbehörde gegen die Mücke ins Feld zieht.

Foo deutet auf einen Wohnblock, dem sie gleich einen Besuch abstatten werden. Früher fanden die Inspektoren in Singapur

in jedem zweiten Haushalt Eier. Heute liegt die Rate um 1:100.

Singapur ist ein kleines, dicht besiedeltes Land mit fünfeinhalb Millionen Einwohnern, das ziemlich genau am Äquator liegt. Das bedeutet, dass es gleichbleibend warm ist und auch außerhalb der Regenzeit so gut wie jeden Nachmittag zur gleichen Stunde regnet. Es sind Bedingungen, die Aedes entgegenkamen, als Soldaten und Reisende während des Zweiten Weltkriegs diese Stechmückenart nach Südostasien brachten. Anfang der Sechzigerjahre verzeichnete Singapur die ersten schweren Dengue-Ausbrüche. 1966 gründete die Stadt die erste Behörde zur Bekämpfung des Fiebers, heute beschäftigt das Environmental Health Institute 850 feste sowie mehrere Tausend Freiwillige, Aktivisten wie Foo.

Über die Jahrzehnte hat Singapur ein Kontrollsystem entwickelt, das heute in der Welt als einzigartig angesehen wird. Eine Art Mücken-Stasi, die ihre Bürger überwacht und sie durch Aufklärung

und Strafen zur informellen Mitarbeit erzieht.

Mindestens zehn Tage umfasst der Lebenszyklus eines Aedes-Weibchens. Vier- oder fünfmal in dieser Zeit legt es jeweils mehrere Hundert winzig kleine Eier ab. Anders als Anopheles, die ihre Eier auf der Oberfläche stehender Gewässer ablegt, positioniert die Aedes-Mücke ihre Brutknapp über der Wasseroberfläche. Wenn der Regen einsetzt und das Wasser steigt, beginnt in jedem Ei ein neuer Lebenszyklus.

Diesen Kreislauf zu unterbrechen, darum geht es Foo. Er muss verhindern, dass Ei und Wasser in Kontakt kommen.

In der Zentrale der Gesundheitsbehörde laufen deshalb in einem Computer alle Daten zu entdeckten Brutstätten zusammen, sie korrelieren diese Daten mit den Temperatur- und Klimawerten, mit Regenschlägen und mit der Niederschlagsdauer. Einzelfunde behandeln sie dabei als Zufall. Wird aber innerhalb von 14 Tagen ein zweiter Fund am selben Ort gemeldet, haben sie es mit einem Cluster zu tun. Cluster bedeutet: Staatlich bezahlte Vector Control Officer rücken aus und bearbeiten die Fundstelle mit Insektiziden. Wenn ein Bürger wissen will, ob es in seiner Nach-



**Animation:  
Die summenden Killer**

[spiegel.de/sp292016muecken](http://spiegel.de/sp292016muecken)  
oder in der App DER SPIEGEL



barschaft gerade Cluster oder Dengue-Fälle gibt, kann er sich dazu eine App aufs Handy laden.

1,4 Millionen Prüfgänge haben die Kontrolleure im Jahr 2015 durchgeführt. An diesem Morgen steht ein Routinerundgang auf dem Programm. Während Foo und seine Kollegen durch die Siedlung laufen, verteilen sie eine Broschüre, die die Bewohner darüber aufklärt, was jeder Einzelne tun kann. Überall klingelt ein Officer an der Tür. Wenn ihm jemand öffnet, dann zieht er freundlich lächelnd seine Schuhe aus, ehe er ins Badezimmer schlurft und mit seiner Taschenlampe in die Zahnputzbecher leuchtet. Er dreht Eimer um, die unter dem Waschbecken stehen, und wirft kritische Blicke in die Blumenteller auf dem Balkon. Würden die Kontrolleure etwas finden, müsste der Bewohner umgerechnet gut 130 Euro Strafe zahlen. Wiederholungstäter zahlen noch einmal 130 Euro. Wer dann noch immer nicht verstanden hat, dass es auf jeden Bürger ankommt, der landet vor einem Richter.

Anders als in Brasilien, wo die Soldaten erst aus den Kasernen rückten, als sich Millionen Menschen mit dem Zika-Virus infiziert hatten, ist Foo das ganze Jahr über auf Streife. Anders als Brasilien hat Singapur eine Regierung, die einen klaren Plan verfolgt. Rund 2000 US-Dollar investierte das Land in den Kampf gegen die Mücke, pro Einwohner und Haushaltsjahr. Seit den Sechzigern ist die Zahl der Dengue-Fälle deshalb zunächst zurückgegangen, ehe sie sich in den Achtzigerjahren bei einem Schnitt von 9,3 pro 100 000 Einwohnern eingependelt hatte.

Seitdem eroberten die Mücken die Stadt zurück. Dengue tritt in Singapur in Wellen auf. Wenn man die Zahl der Fälle über Jahrzehnte betrachtet, dann fällt auf, dass die Wellen häufiger auftreten und die Ausschläge größer werden. Seitdem die Dengue-Quote im Jahr 2005 erstmals wieder auf über 300 Fälle je 100 000 Einwohner hochschnellte, wurden die Gegenmaßnahmen nochmals verstärkt, und es wurde wieder regelmäßig über auftretende Epidemien informiert.

„Es mag absurd klingen“, heißt es bei der Gesundheitsbehörde, „aber die Probleme sind eine Folge unseres Erfolgs. Das Virus hatte wieder eine Chance, weil unsere Immunsysteme kaum mehr Antikörper produzierten.“

Foos Vorgesetzte hoffen nun darauf, dass der Impfstoff von Sanofi schon bald zugelassen wird, auch wenn er gegen die in Singapur vorkommenden Serotypen nur begrenzten Schutz bietet. Wissenschaftler werben für den Oxitec-Moskito, oder sie schlagen vor, weiter mit sogenannten Wolbachia-Mücken zu experimentieren, die mit einem Bakterium infiziert wurden,

das sie selbst gegen das Dengue-Virus immunisiert.

Es sind Dutzende Strategien, mit denen der Mensch im Jahr 2016 gegen die Mücke vorgeht. Keine einzige, so scheint es, führt ans Ziel. Es sieht so aus, als müssten wir mit dem Gedanken leben, dass die Mücke immer Lücken finden wird. Und diese Lücken werden größer.

**B**islang hat sich Europa in Sicherheit gewiegt. Viren wie Dengue, Zika oder Chikungunya, so dachte man, waren im Wesentlichen ein Problem der Dritten Welt. Wenn sich Deutsche infizierten, dann waren es in der Regel Tropenreisende, die die Sicherheitshinweise des Auswärtigen Amtes nicht ausreichend ernst genommen haben. Aber es sieht so aus, als änderten sich die Spielregeln langsam.

600 Millionen Euro will die Bundesregierung bis 2020 für Impfkampagnen in



**Forscher Becker**

20 Fundorte in Deutschland

den 22 ärmsten Ländern ausgeben, was in einer Zeit wie dieser durchaus wie eine weitere, groß angelegte Sonderinitiative zur Bekämpfung von Fluchtursachen wirken könnte. Aber das ist es nicht allein.

2010 registrierten Südkroatien und Kroatien die ersten autochthonen Fälle von Dengue-Fieber in Europa seit den Zwanzigerjahren, übertragen von im Land heimischen Mücken. Die Mücke selbst, heißt das, rückt immer näher. 2013 gab es auf der portugiesischen Insel Madeira einen Dengue-Ausbruch mit mehr als tausend Infizierten.

„Aedes aegypti ist seinem Wesen nach ein Demokrat. Er unterscheidet nicht zwischen Arm und Reich“, sagt der Biologe Norbert Becker, der mehrere Bücher über die Stechmücke geschrieben hat und seit 40 Jahren aus seinem Büro in Speyer die Schnaken am Oberrhein bekämpft. Als er im Sommer 1976 seine Arbeit aufnahm, gingen manche Menschen in Neopren-Anzügen aus dem Haus, weil sie die Mückenplage anders nicht ertragen.

Becker lächelt.

„Früher“, sagt er, „waren die Mücken lästig. Heute werden sie uns zunehmend gefährlich.“

Fünf neue Arten haben Forscher in den vergangenen 20 Jahren in Deutschland nachgewiesen, darunter zwei Verwandte von Aedes aegypti, die dieselben Viren übertragen: die Buschmücke Aedes japonicus und die Tigermücke Aedes albopictus.

Aedes albopictus, die vermutlich über Genua nach Europa eingereist ist, vielleicht auf einem aus Amerika kommenden Schiff, das Altreifen geladen hatte, tauchte 2007 auf einer Autobahnraststätte bei Weil am Rhein zum ersten Mal auf deutschem Boden auf. 2013 zählte Becker 6 Fundorte von Eiern, 2014 waren es schon 15 und bis August des vergangenen Jahres 20.

Im vergangenen März machte Becker dann eine Entdeckung, die ihn alarmierte: Nie zuvor war in Deutschland zu einem derart frühen Zeitpunkt der Fund einer Aedes-Mücke gemeldet worden. Das konnte nur eines bedeuten: Sie hatte offenbar den deutschen Winter überlebt.

Becker lehnt sich zurück.

„Im Grunde“, sagt er, „war dieser Schritt nur eine Frage der Zeit.“

Seit Kurzem sitzt Becker in einer Expertenkommission, die Landesregierungen, Gesundheitsministerien, Stadtverwaltungen und Gesundheitsämter berät, wie man vorgehen soll, wenn die Tigermücke auftaucht.

Deutschland, so sieht es aus, ist nicht vorbereitet auf die Mücke. Es reicht nicht, im Umkreis einer Fundstelle ein paar Liter Insektizid zu sprühen. Die Aedes-Eier überleben ein Jahr Trockenheit. Sie sind, wenn man so will, ein gewaltiges, für das menschliche Auge kaum sichtbares Heer von Schläferzellen, und es braucht nicht viel, um sie zu aktivieren. Ein paar wärmere Tage, ein bisschen Regen, Dinge, die in Rio de Janeiro auch im August nicht ungewöhnlich sind.

Vier Jahrzehnte Forschung hat Becker der Mücke gewidmet. Er bewundert sie so sehr, dass er seiner Tochter Daniela den Zweitnamen Aedes gegeben hat, zu Deutsch: Taugenichts.

Marian Blasberg, Hauke Goos,  
Veronika Hackenbroch

# Kann das weg?

**Identität** In Potsdam soll ein eher hässliches DDR-Hotel abgerissen werden, und die Bürger wehren sich. Warum? Von Jochen-Martin Gutsch



Interhotel in Potsdam 1969 (heute Mercure-Hotel): „Notdurft-Architektur“

Vor ein paar Wochen war Kai Diekmann, Herausgeber der „Bild“-Zeitung, zu Gast im Hotel Mercure in Potsdam. Er fuhr hinauf in den 15. Stock und verbrachte dort oben eine Nacht mit weitem Blick über die Stadt. Diekmann sagte, er wolle einen „Perspektivwechsel in der Vertikalen hinkriegen“.

Es wurde nicht ganz klar, was er damit meinte. Aber es klang, als versuchte Diekmann vor Ort zu erspüren, was es mit diesem Haus, erbaut als „sozialistische Stadtkrone“, auf sich hat. Warum sich Menschen gegen den geplanten Abriss stemmen, als gälte es, einen Schatz zu verteidigen. Womöglich versuchte Diekmann das Haus mit ostdeutschem Blick zu sehen.

Das war sicher nicht einfach.

Das „Mercure Hotel Potsdam City“ ist keine Schönheit. Ein klotziger Plattenbau, die Fassade gelblich, 210 Zimmer, 47 Jahre alt, 17 Stockwerke, 60 Meter hoch. Walter Ulbricht gab den Bau in Auftrag, Zsa Zsa Gabor soll mal hier gewohnt haben. Ansonsten lässt sich nicht viel Aufregendes berichten. Man könnte sagen: Der Streit um das Haus ist wesentlich aufregender als das Haus selbst. Und er verrät viel über die jüngste deutsch-deutsche Geschichte.

Seit 1990 wird in Potsdam gestritten. Damals beschloss die Stadtregierung die Wiederannäherung an das „historisch gewachsene Stadtbild“. In der Potsdamer Innenstadt gibt es viel hübschen Barock und Schinkel und Knobelsdorff. An dieses architektonische Erbe wollte man anknüpfen. Einige DDR-Bauten, später auch das

Mercure, standen den Plänen im Weg und sollten abgerissen werden. Preußische Tradition kämpfte gegen DDR-Moderne. West gegen Ost und umgekehrt. Prominente Neu-Potsdamer gegen Alteingesessene.

Zwischen diesen Frontlinien verlief sich auch der Milliardär und Neu-Potsdamer Hasso Plattner. Vor vier Jahren wollte er das Hotelgelände kaufen und dort eine Kunsthalle errichten. Auf eigene Kosten. Eine großzügige Geste an Potsdam und die Potsdamer. Es war, als würde der neue König sein Volk beschenken. Aber viele Potsdamer wollten keinen König, sondern lieber das alte Osthotel, und protestierten. Hasso Plattner zog sich verwundert und entnervt zurück, das Mercure lebte weiter und wurde endgültig zum Symbol in ei-

nem Kulturkampf, in dem die einen bis heute mit Sichtachsen und historischen Stadtgrundrissen argumentieren und die anderen mit der Auslöschung der Ostvergangenheit. Der Potsdamer Günther Jauch bezeichnet das Mercure als „sozialistische Notdurft-Architektur“. Der Potsdamer Manfred Stolpe spürt „Verachtung gegenüber den DDR-Plattenbauten“.

Irgendwann nahm der ewige Streit wieder an Fahrt auf. Die Stadtregierung verkündete den Plan, das Hotel vom Eigentümer, einem US-amerikanischen Investmentfonds, zu kaufen und anschließend abzureißen. Dagegen wehrt sich nun ein Bürgerbegehren. Rund 17 000 Potsdamer haben es innerhalb weniger Wochen unterschrieben, am vorvergangenen Mittwoch wurden die Unterschriftenlisten bei der Stadt übergeben, ein Bürgerentscheid wurde beantragt. Und es bleibt die Frage zurück: Warum kämpft man so vehement für einen alten DDR-Bau? Für ein Haus, das aus einiger Entfernung an einen Beton-Mittelfinger erinnert, der aus der frisch aufpolierten, historischen Potsdamer Innenstadt herausragt?

Ein Kollege vom SPIEGEL, aufgewachsen im Westen, hat dafür sofort eine Erklärung parat: „DDR-Bürger sein heißt, das Hässliche als Ausweis der eigenen Identität verteidigen zu müssen.“

Daran musste ich denken, als ich vor ein paar Tagen in der Lobby des Mercure stand, auf eine der Unterschriftenlisten für das Bürgerbegehren schaute und mich fragte, ob ich dort auch unterschreiben würde. Ob ich mich, vorausgesetzt, ich wäre Potsdamer, für ein ästhetisch fragwürdiges Osthotel in die Bresche werfen würde.

Ja, vermutlich. Aber warum? Um meine Identität zu verteidigen?

Ein Wort, das in jeder DDR-Architektur-Debatte immer fällt, ist Nostalgie. Sobald sich Leute dagegen wehren, dass die letzten Spuren der DDR aus der Innenstadt von Berlin, Dresden, Leipzig oder eben Potsdam verschwinden, wird ihnen dieses Wort entgegengeschleudert, als Beweis für ihre Rückwärtsgewandtheit und Verklärung. Ich habe nie verstanden, was an Nostalgie falsch sein soll. Nostalgie dient der Selbstvergewisserung. Die DDR ist verschwunden, und es gibt Momente, da bin ich mir nicht mehr sicher, ob es sie überhaupt jemals gab. Also halte ich mich an Erinnerungen fest. Um zu begreifen, wo ich herkomme.

Vor einiger Zeit fuhr ich mit meiner Frau nach Brandenburg, meine Eltern haben dort eine Datsche. Auf dem Weg durchs Dorf zeigte ich auf einige alte Häuser und sagte: „Hier war früher mal die LPG. Und dort der Konsum. Da drüben das Kreiskulturhaus.“ Meine Frau schaute auf die unscheinbaren Gebäude und sagte: „Interessant. Aber warum erzählst du mir das?“

Gute Frage. Sie wurde in São Paulo geboren und wuchs in Hannover auf. Für sie waren das nur irgendwelche Häuser. Für mich Zeitzeugen aus Beton. Ist das also DDR-Identität? Wenn man mit so einer Museumsführer-Attitüde durch die Welt läuft?

Dabei hat die DDR-Identität nur wenig mit der DDR zu tun. Sie entstand erst viel später, in den Neunzigerjahren, mit den Verwerfungen und Enttäuschungen der Nachwendezeit.

Fast alles, was aus dem Osten kam, wurde damals schnell als entbehrlich eingestuft. Die Geschichte, die Kunst, die Betriebe, die Erfahrungen, die Architektur. Im Prinzip haben die Ostler nichts in die deutsche Einheit eingebracht. Außer Angela Merkel und Michael Ballack. Die Ostler sollten vor allem wegwerfen. Das war ihr Beitrag.

So wurden sie zu Müllmännern ihrer eigenen Geschichte. Und wollten sich die Ostler von einer Sache nicht gleich trennen, wie vom Palast der Republik in Berlin,

## Es gibt Momente, da bin ich mir nicht mehr sicher, ob es die DDR jemals gab.

wurden ihnen wie bockigen Kindern gern zwei Dinge erklärt: wie hässlich das Gebäude doch sei. Und wie politisch fragwürdig. Quasi: diktaturverseucht. Das machte die Ostler dann widerspenstig.

Die DDR-Mentalität besteht, wie jede Außenseitermentalität, vor allem aus Trotz. Wenn Günther Jauch in Potsdam von „Notdurft-Architektur“ spricht, dann spüre ich quasi im gleichen Moment, wie das Mercure immer schöner wird. Wie ich es immer vehementer verteidigen möchte.

Weil ich damit auch mich selbst verteidige. Mein altes Leben in den Notdurft-Häusern von Notdurft-Land.

Manchmal bin ich so müde davon. Manchmal will ich kein Ostler mehr sein, sondern mich in die Geschichte verabschieden. Manchmal möchte ich sagen: Reiß das alte DDR-Zeugs doch ab! Dann sehne ich mich sehr nach der Zukunft.

Und nach Zukunftsarchitektur. Kein Barock, kein Ostbeton. Sondern etwas Neues, ein zeitgenössisches Stadtbild, das gesamtdeutsche Identität schaffen kann. Das ein Wirgefühl erzeugt. Ein neues Heimatgefühl. Aber in Potsdam, ehemalige Residenzstadt der Preußenmonarchie, wollen sie die historische Stadtgestalt wiedergewinnen. Und sich dem Vorkriegszustand annähern. Als ob es den Krieg und die DDR nie gegeben hätte. So wird sich der alte Graben kaum schließen.

Ist die DDR heute nicht auch längst historisch? In Berlin suchen Touristen zweifelt nach Spuren der Berliner Mauer. Nach Geschichte. Wir haben fast alles abgerissen. Berlin ist die berühmte Mauerstadt, aber ohne Mauer.

Es wäre schade, wenn bald nur noch Bücher, Museen und Stadtrandsiedlungen von der DDR erzählten. Einfach weil man ohne die Geschichte dieses Landes Teile der deutschen Gegenwart nicht versteht. Warum in Potsdam Leute für ein altes Osthotel kämpfen. Warum in Dresden so viele Menschen bei Pegida mitlaufen. Warum die Ostdeutschen anscheinend gern AfD wählen. Warum ihnen Gleichheit zuweilen wichtiger ist als Freiheit.

Nicht alles lässt sich mit der Vergangenheit oder der Identität erklären. Aber für den Westen ist die DDR-Geschichte noch immer keine gesamtdeutsche Geschichte. Sie scheint ihm so fern und exotisch wie die Geschichte Ugandas. Und so schaut er seit über 25 Jahren kopfschüttelnd auf das unbekannte Land dort im Osten wie in ein dunkles Loch. Wo als Reaktion auf das ewige Kopfschütteln die ewigen Abwehrreflexe weiter gepflegt werden.

Und in Potsdam? Soll dort, wo heute das Hotel steht, bald eine Wiese entstehen.

Genauer gesagt: die „Wiese des Volkes“. So heißt es in der Planung. Grünfläche statt DDR. Die „Wiese des Volkes“ ist leider nicht ganz billig. Man muss das Hotel ja erst für einige Millionen Euro kaufen, um es anschließend für einige Millionen Euro abzureißen. Es wird also eine echte Luxus-Liegewiese, deren Name klingt, als hätte ihn Erich Honecker erfunden. Das ist die Zukunft.

Oder doch nicht?

Womöglich hat der Bürgerentscheid, sollte er zugelassen werden, Erfolg. Womöglich bekommt die Geschichte aber auch noch eine ganz andere, unerwartete Wendung.

Vor ein paar Wochen wurde das Mercure, Eigentum des US-amerikanischen Investmentfonds Starwood Capital Group, verkauft. Aber nicht an die Stadt Potsdam. Sondern an das französische Unternehmen FDM Management. Und die Franzosen, so scheint es, möchten das Mercure gern behalten. Es ist vielleicht hässlich, aber zentral gelegen und gut besucht. Topinvestment.

Und so kann es sein, dass am Ende ausgerechnet der internationale Finanzkapitalismus ein Stück Ostgeschichte rettet.

Schwer zu sagen, wie das meine DDR-Identität verkraften würde.

Mail: jochen.gutsch@spiegel.de



**360°-Fotos:**  
**Tour durch das Hotel**

spiegel.de/sp292016hotel  
oder in der App DER SPIEGEL

# „Is eh wurscht“

**SPIEGEL-Gespräch** Der ehemalige Wiener Bauunternehmer Richard Lugner, 83, genannt „Mörtel“, über den Preis jahrzehntelangen Selbstmarketings, die Marotten internationaler Stars beim Wiener Opernball und seine fünfte Ehe – mit einer 57 Jahre jüngeren Frau

Eine Wohnstraße am Stadtrand von Wien, ein eingewachsenes Haus, Hanglage: Hier lebt der einstige Bauunternehmer Richard Lugner mit Catherine, geborene Schmitz, seiner fünften Frau. Lugner nennt sie „Cathy“. In der Doppelgarage zwei Autos: ein schwarzer Lexus (Wiener Kennzeichen BAU 100) und ein grauer Porsche Boxster (BAU 200), der Frau Lugner gehört, was man daran erkennt, dass hinten auf der Stoßstange ein Playboy-Bunny klebt. Das Garagentor öffnet sich, durch eine Seitentür kommen die Lugners heraus. Ein wenig unschlüssig laufen sie zwischen den Autos herum, dann steigt Cathy Lugner in den Lexus und fährt, ohne ein Wort zu sagen, davon.

Ihr Mann führt durch die Garage ins Haus. Ein großes Wohnzimmer, ein großartiger Blick auf Wien, im Garten ein Pool. An den Wänden Bilder: ein sehr farbenfrohes Lugner-Porträt, im Wohnzimmer Lugners Vater, in Uniform, im Esszimmer, über Eck, mehrere Fotos, die Cathy Lugner ausgesucht hat: Eines zeigt ihre Tochter, auf einem anderen ist sie selbst zu sehen, als Playboy-Bunny. Draußen plätschert ein Wasserfall, den man aber abschalten kann.

Cathy Lugner ist 26 Jahre alt, Richard Lugner wird im Oktober 84. Bei der öster-

reichischen Bundespräsidentenwahl ist er als parteiloser Kandidat angetreten, unterstützt von seiner Frau. Sein Wahlslogan: Der Kasperl gewinnt immer. Er erhielt 2,3 Prozent.

**SPIEGEL:** Herr Lugner, dass Sie Bundespräsident werden, das haben Sie doch selbst nicht geglaubt.

**Lugner:** Das kann man sehen, wie man will. Heute bin ich froh, dass ich's nicht geworden bin.

**SPIEGEL:** Wie kamen Sie überhaupt darauf zu kandidieren?

**Lugner:** Ich wollte gar nicht antreten, um das klarzustellen. Ich war voriges Jahr mit meiner Frau auf den Malediven, und da ruft mich eine Tageszeitung an und sagt: Die Frau Griss tritt an und sonst niemand. Wollen Sie nicht antreten? Sag ich: Auf gar keinen Fall. Am nächsten Tag liest das meine Frau in der Zeitung und sagt: Du, es kann doch nicht sein, dass die Frau Griss, die mal unsere oberste Richterin war, Bundespräsident werden will und sonst niemand. Wir haben dann diskutiert, und dann hab ich die Zeitung angerufen und gesagt: Na ja, ich werd vielleicht doch antreten.

**SPIEGEL:** Auf einer Liste der reichsten Österreicher landen Sie auf Platz 97. Wie viel Geld haben Sie?

**Lugner:** Man stuft mich irgendwie mit 150 Millionen ein.

**SPIEGEL:** Jedenfalls sind Sie einer der bekanntesten Österreicher.

**Lugner:** Ich weiß es nicht. Es gibt Niki Laudada ... Der Mateschitz ist bekannt, dem Red Bull gehört, aber der ist in der Öffentlichkeit nicht präsent. Da gibt's den Schwarzenegger, aber dann komm bald ich.

**SPIEGEL:** Sie haben 65 Millionen Euro Schulden.

**Lugner:** Na, wenn mein Einkaufszentrum, die Lugner-City, nach Gutachten rund 180 Millionen wert ist, und 65 davon sind Schulden, dann ist alles gut.

**SPIEGEL:** Ihr Spitzname ist „Mörtel“, weil Sie früher den Beruf des Bauunternehmers ausübten. Wem verdanken Sie den Namen „Mörtel“?

**Lugner:** Dem Michael Jeannée, das war der Society-Reporter von der „Kronen-Zeitung“. Der hat den Namen erfunden. Jeannée brauchte immer Distanz zu den Leuten, mit denen er zu tun hatte; vermutlich war es für ihn leichter, böse über mich zu schreiben, wenn er mich „Mörtel“ nannte. Er brauchte genauso Distanz wie der grausliche Karikaturist Manfred Deix, der vor Kurzem gestorben ist.

**SPIEGEL:** Was hat Deix mit Ihnen zu tun?

**Lugner:** Es gibt ein Bild von ihm, da sitzt meine Tochter mit einem Bauhelm, meine Frau Mausi, mit Klunkern an der Hand, die hält mich so. Und im Hintergrund die Wiener Gesellschaft. Ich habe den Deix

Das Gespräch führten die Redakteure Hauke Goos und Thomas Huetlin.





mal gefragt: Können Sie nicht ein hübscheres Bild für mich machen? Und da hat er gesagt: Herr Lugner, ich bin Karikaturist. Ich brauche a Distanz, und ich kann von Ihnen keinen Auftrag übernehmen, sonst bin ich in Zukunft befangen.

Lugner hat sich bis hierher Notizen gemacht, eine Liste von Dingen, Zeichnungen, Artikeln, die wir bittschön unbedingt brauchen und die er schicken wird. Jetzt ruft er in seinem Büro an. Dort, sagt er, hängt die Deix-Karikatur, jene mit Lugner und seiner vierten Ehefrau, die er „Mausi“ nannte und von der er inzwischen geschieden ist. Die Sekretärin soll ihm das Bild aufs Handy schicken.

**SPIEGEL:** Ihr Ruhm hat weniger damit zu tun, dass Sie große Bauwerke geschaffen hätten, als vielmehr damit, dass man Sie ständig beim Opernball sieht. Seit 1992 treten Sie dort mit einem Stargast auf. Warum ist Ihnen der Opernball so wichtig?  
**Lugner:** Ich habe die Lugner-City 1990 eröffnet, mein Einkaufszentrum. Ich brauchte dringend Werbung.

Lugners Handy klingelt. Cathy ist dran, seine Frau. Es geht um den Auftrag, den Lugner seiner Sekretärin gegeben hat. Warum die Sekretärin die Karikatur vom Deix schicken sollte, fragt seine Frau. Lugner wird leise, murmelt, seufzt.

Nachdem er aufgelegt hat, erklärt er, seine Frau habe etwas dagegen, dass er Karikaturen herausgeben möchte, auf denen seine Exfrau zu sehen ist. Dann klingelt das Telefon erneut. Lugner hört zu, sagt „ja“ und „guat“ und „bitte“, dann legt er auf. Die Karikatur ist weg, sagt er dann. Die berühmte Deix-Karikatur. Die habe seine Frau aus dem Vorzimmer abgehängt.

**SPIEGEL:** Sie haben mit dem Opernball Prominente nach Wien gelockt, um für ein Einkaufszentrum Werbung zu machen. Wie haben Sie Harry Belafonte gekriegt, Ihren ersten Gast?

**Lugner:** Der ORF hat mich angerufen und gesagt: Der Harry Belafonte ist für „Jubel, Trubel, Heiterkeit“ in Wien, wir suchen jemand, der den Flug bezahlt. Und da hab ich gesagt: Gut, mach ich. Hat 100 000 Schilling gekostet, nach heutigem Geld 7000 Euro. Der Belafonte ist aber nicht lange geblieben, der hat ein Rendezvous gehabt. Ich habe ihn zum Auto begleitet, da war ein hübsches Mädchen drin. Der war nur eine Stunde auf dem Opernball.

**SPIEGEL:** Macht der Opernball eigentlich Spaß?

**Lugner:** Des is a harte Arbeit. Ballvergnügen ist da nix.

## „Die Sophia Loren hatte keine Unterwäsche an. Die hat sich nackt ins Kleid einnähen lassen.“

**SPIEGEL:** Was ist anstrengend daran?

**Lugner:** Es ist ja so: Ich miete eine Loge, in der ich der Gastgeber bin. Gleichzeitig muss ich das Ganze organisieren. Ich kenne den ganzen Ablauf, alle Termine meiner Gäste, alle Wünsche der Prominenten, die ich einlade: Braucht die eine halbe Stunde länger, bis sie zum Essen kommt? Eine Stunde länger? Oder kommt sie gar nicht? Das ist jedes Mal anders. Aber es ist immer kompliziert.

**SPIEGEL:** Und nach dem Essen?

**Lugner:** Dann geht man mit der eventuell tanzen. Mit der Hälfte war ich tanzen. Vorriges Jahr war ich mit der ... Mit der Ex-

freundin vom George Clooney ... Wie hat die geheißt?

**SPIEGEL:** Sie meinen die Schauspielerin Elisabetha Canalis.

**Lugner:** Ich hab mit ihr getanzt, und sie hebt die Hand, und da springt ihr der Busen raus. Rundherum drei, vier Fernsehsender, zehn Fotografen. Die haben einen Ring gebildet, dass wir tanzen konnten.

**SPIEGEL:** Unter Werbegesichtspunkten: eher großartig, oder?

**Lugner:** Sie hat's gar nicht bemerkt. Ich hab's ihr gesagt – Sie hat keine große Freude damit gehabt.

**SPIEGEL:** Wie lange muss man sich erholen vom Opernball?

**Lugner:** So schlimm ist's net. Die Gäste gehen um zwölf, eins, und dann kommen verschiedene Bekannte und Medien zu mir in die Loge, dann tanz ich mit meiner Frau, und um drei oder was geht man auch heim.

**SPIEGEL:** Gibt es etwas, was Sie gelernt haben von Ihren Gästen?

**Lugner:** Na, zum Beispiel die Sophia Loren, die hatte keine Unterwäsche an. Ich hab's selbst nicht gesehen, bis die Modejournalistin vom „Kurier“ vorbeikam und sagte: Die hat keine Unterwäsche an. Die hat sich nackt ins Kleid einnähen lassen.

**SPIEGEL:** Und der Lerneffekt?

**Lugner:** Na ja, dass es auch ohne Unterwäsche geht im Leben. Schlumm ist es, wenn Leute aber auch noch dauernd Sex haben müssen, wenn ich sie doch eigentlich nur für mein Einkaufszentrum buche. So wie die Grace Jones. Die war schwierig.

**SPIEGEL:** Warum?

**Lugner:** Sie hat sich zehn Tage vor dem Opernball in einen Belgier verliebt und ihn gleich mitgebracht. In der Fürstensuite im Imperial gibt's hinten eine Tür fürs Personal, wo man die Schuhe rausholt und die Kleider, und die war offen, die Tür. Und da haben wir hineingehorcht und



Ehefrau Catherine Lugner (vor dem Streit)



gehört, wie sie mit dem Freund Sex gemacht hat.

**SPIEGEL:** Was haben Sie dann gemacht? Sagt man da: Frau Jones, können Sie jetzt mal bitte aufhören mit dem Sex, wir haben einen Vertrag?

**Lugner:** Das haben wir nicht gemacht. So bin i net. Bringt ja auch nix. Später war sie in der Loge, da kann man einen Vorhang zuziehen, davor steht die Security. Und sie hat den Vorhang vorgezogen, und dann hat sie da wieder Sex gemacht. Später wollt sie sich noch amal umziehen, das habe ich aber verhindert.

**SPIEGEL:** Das klingt nach Arbeit. Müssen Sie lange ackern, damit Prominente überhaupt auf den Opernball kommen?

**Lugner:** Schauen S'. Mir werden Leute angeboten, ununterbrochen, von unseriösen und seriösen Agenturen. Das Problem ist: Sie zahlen, und das Geld ist weg. Das ist mir auch schon passiert.

**SPIEGEL:** Wer kam nicht?

**Lugner:** Die Lindsay Lohan zum Beispiel. Inzwischen haben wir fünf Säumnisurteile. Die Lohan ist momentan in London und tritt im Theater auf, alles sehr mysteriös. Und jetzt werden wir im Theater Exekution führen bei ihr.

**SPIEGEL:** Was heißt das? Taschenpfändung?

**Lugner:** Na, was halt möglich ist.

**SPIEGEL:** War Grace Jones Ihr schwierigster Gast?

**Lugner:** Mit der Paris Hilton war es auch nicht leicht. Sie ist mit einem Tross von Leuten gekommen, die haben einen ganzen Stock im Hilton gehabt. Meine Frau hat von irgendwem Ski gekriegt, die wollte sie der Paris Hilton geben. Aber das Management hat gesagt, das kommt nicht infrage. Geschenke nimmt die Paris Hilton nur an, wenn vorher gezahlt wird.

**SPIEGEL:** Zahlen Sie für das Engagement vorher oder nachher?

**Lugner:** Sie, die kommen net, wenn Sie's net vorher zahlen. Wir haben voriges Jahr zum Beispiel das Geld bei einem Anwalt deponiert. Das ist alles schwierig. Das ist nicht so einfach.

**SPIEGEL:** Und? Ist das gut investiertes Geld?

**Lugner:** Es ist mein größter Werbeeffekt, und deswegen kennt man mich zum Beispiel in Deutschland.

**SPIEGEL:** Sie haben einmal vorgerechnet: Der Opernball kostet Sie 150.000 Euro, und Ihr Marktwert, durch die Werbung, durch die Berichterstattung, liegt bei 15 Millionen. Wie kommen Sie darauf?

**Lugner:** Der Marktwert wird so gerechnet, dass alles, was über mich in den Zeitungen steht, zum Annoncenwert gerechnet wird.

„Wollen S' an Kaffee?“, fragt Lugner jetzt. Er habe so ein schönes Service. Das Service ist handgemalt, auf jedem Stück sind

## „Ich spiele im Fernsehen grundsätzlich immer den Lugner.“

zwei Vögel. Lugner bestellt den Kaffee bei seiner Haushälterin, die sich seit 1993 um ihn kümmert. Plötzlich öffnet sich die Wohnungstür, und seine Frau stürmt herein. Sie fragt ihn, ob er das Gespräch für fünf Minuten unterbrechen könne. Sie müsse mal mit ihm reden.

Die beiden verschwinden in der Küche. Durch die Wand ist zu hören, wie sie ihm Vorhaltungen macht wegen der Karikatur.

Dann taucht Lugner wieder auf, allein. „Brauchen S' ein Bild von meiner Frau auch?“, fragt er. „Sie ist wegen dem Bild böse“, sagt Lugner dann, und schließlich: „Is eh wurscht.“

Die Küchentür öffnet sich, Cathy Lugner kommt heraus, geht durchs Zimmer zur Wohnungstür. Auf unsere Frage, ob unser Fotograf ein Bild von ihr machen solle, wie ihr Mann vorgeschlagen hat, antwortet sie nicht. Sie zieht die Haustür von außen zu.

**SPIEGEL:** Ihre Frau ist jetzt extra vom Büro zurückgefahren, hierher, um mit Ihnen zu streiten?

**Lugner:** Um mir zu sagen, warum ich das gemacht habe und warum ich mit ihr verheiratet bin. Aber gut. Ich hab halt eine gewisse Vergangenheit, die öffentlich ist, das ist der Unterschied. Sie ist halt nicht gut drauf.

**SPIEGEL:** Es gibt aber schon auch Tage, wo sie besser drauf ist?

**Lugner:** Sicher, ja. Wir hatten vorhin mit dem Gärtner ... da gab's halt auch Diskussionen, was sie will und was ich will.

**SPIEGEL:** Wie haben Sie sich eigentlich kennengelernt?

**Lugner:** Sie ist einmal aufgetaucht vor drei Jahren als Playmate und hat ein Foto gemacht. Ein Jahr später haben wir uns wiedergesehen. Da hab ich gesagt: Ich hab für Samstag zwei Karten für eine Operette, das hat ihr gut gefallen. Und dann sind wir noch in eine Bar gegangen, und dann haben wir aneinander Gefallen gefunden.

**SPIEGEL:** Dass Ihre Frau Playmate war – stört Sie das? Oder macht Sie das stolz?

**Lugner:** Sie war ja vorher Krankenschwester. Sie selbst aber ist stolz, dass sie im „Playboy“ war, gar keine Frage. Sie war auch voriges Jahr in Amerika und hat den Hugh Hefner getroffen.

**SPIEGEL:** Waren Sie dabei?

**Lugner:** Ich war net dabei. Das war eine Woche vor dem Opernball, da hab ich keine Zeit gehabt.

**SPIEGEL:** Würden Sie sich als Playboy bezeichnen?



LUKAS BECK / DER SPIEGEL



Familienfotos im Esszimmer

LUKAS BECK / DER SPIEGEL

**Lugner:** Ich glaub nicht. Irgendein deutscher Sender wollte uns zusammenbringen: den Hefner, dann den aus Berlin, den Rolf Eden, und mich. Aber ein Playboy bin ich nicht.

**SPIEGEL:** Wie würden Sie's bezeichnen? Fünfmal verheiratet, Sie haben immer deutlich jüngere Frauen ...

**Lugner:** Ich bin ein Geschäftsmann.

**SPIEGEL:** Zahlen Sie Ihrer Frau ein Gehalt?

**Lugner:** Ja freilich, die arbeitet ja bei mir in der Firma.

**SPIEGEL:** Bei Ihrer letzten Ehe konnte man das Gefühl bekommen, Sie unterscheiden nicht zwischen positiver und negativer PR, sondern alles ist PR. In Ihrer Fernsehsendung „Diese Lugners“ stritten Sie sich recht oft mit Ihrer damaligen Frau.

**Lugner:** Die Einschaltquoten waren immer gut. Wir haben tolle Reisen gemacht. Wir sind nach Bali geflogen, die haben Businessclass-Flüge gezahlt, super Hotel, wir hatten drei Suiten, jede mit Schwimmbad.

**SPIEGEL:** Es gibt aus dieser Reihe eine Szene aus Rio, da streiten Sie mit Ihrer Exfrau, der Kameramann sagt: Moment, Band ist alle, Sie hören auf zu streiten, er legt eine neue Kassette ein, und es geht fließend weiter.

**Lugner:** Des kann schon sein. Es wird natürlich immer wieder versucht, etwas zu machen, wo ein Streit herauskommt, weil's der Sender halt haben will.

**SPIEGEL:** Alles für die Quote?

**Lugner:** Ja, aber ich bin kein Liebhaber von Streiten.

**SPIEGEL:** Wenn Sie alles machen vor der Kamera – gibt's eine Grenze? Dinge, die Ihnen peinlich sind? Wo Sie später sagen: Das hätte ich besser nicht gemacht?

**Lugner:** Ich mache nicht alles. Was ich nicht will, das mach ich nicht. Aber wenn's Streitereien gibt, die so hochgeschaukelt werden – das gefällt mir nicht, aber das Fernsehen lebt ja davon, dass es diese Szenen

drinnen hat. Deswegen lass ich es drinnen. Ich habe eine relativ dicke Haut.

**SPIEGEL:** Gibt es einen privaten Lugner? Einen, der anders ist als der, den wir im Fernsehen sehen?

**Lugner:** Na ja. Was mir bei meiner jetzigen Frau Cathy nicht wirklich gelingt, das ist der Kontakt zu ihrer Tochter. Cathy ist eine alleinerziehende Mutter, alleinerziehende Mütter stellen ihr Kind in den Mittelpunkt.

**SPIEGEL:** Wie alt ist die Tochter?

**Lugner:** Acht. Die wohnt hier, die schläft sogar in der Mitte von unserem Bett jede Nacht. Im Urlaub und überall. Grundsätzlich von 365 Tagen im Jahr, sagen wir, 350. Sechs Tage in der Woche sicher, meistens siebene.

**SPIEGEL:** Sie sind ein erfolgreicher Geschäftsmann. Sind Sie es nicht gewohnt, Dinge, die Sie stören, zu ändern?

**Lugner:** Ja, eh, aber das funktioniert im Privatleben nie.

**SPIEGEL:** Ihre Söhne schätzen die Öffentlichkeit nicht so sehr wie Sie.

**Lugner:** Meine Söhne wollen die PR nicht. Der eine hat eine kleine Baufirma. Ich selber hatte eine große Baufirma, aber die haben die Söhne nicht gewollt, deshalb habe ich sie zugesperrt. Alle meine Kinder sind nicht sehr für PR zu haben.

**SPIEGEL:** Warum nicht?

**Lugner:** Weil Kinder grundsätzlich vieles anders machen wollen als die Eltern. Die wollen's besser machen, anders machen. Das ist einfach so.

**SPIEGEL:** Wenn Sie die Möglichkeit hätten, Ihrem 1943 in der Sowjetunion verschollenen Vater Ihr Leben zu zeigen – worauf würde Ihre Wahl fallen?

**Lugner:** Die Lugner-City ist mein Lieblingsprojekt. Das Tolle ist, dass die Lugner-City meinen Namen trägt. Es gibt ja kein anderes Einkaufszentrum, wo der Eigentümer und der Zentrumsname identisch sind.

Und die Fernsehauftritte? Das ist lustig. Dass ich negativ herauskomme, ist halt so.

**SPIEGEL:** Wen spielen Sie im Fernsehen?

**Lugner:** Ich spiele grundsätzlich immer den Lugner. Ich hab zum Beispiel auch im Burgtheater mal gespielt. Es war die letzte Inszenierung vom Peymann, ich war der Kaiser Franz Joseph und am Ende der Lugner.

**SPIEGEL:** Sie haben in den Wahlveranstaltungen selbstironisch gesagt, Sie seien „a Kasperl“.

**Lugner:** Es gibt die Fernsehsendung „Wir sind Kaiser“, da trete ich seit Jahren als Verschiedenes auf und komme nicht zum Kaiser hinein. Da war ich als Queen Elizabeth, als Napoleon, als Cäsar und, ich glaube, als Fidel Castro. Die Österreicher haben mich irgendwann mit dieser Rolle identifiziert, jetzt halten sie mich wirklich für einen Kasperl.

**SPIEGEL:** Warum lassen die Drehbuchschreiber Sie nicht zum Kaiser?

**Lugner:** Ich war jetzt drinnen, anlässlich der Fußballeuropameisterschaft. Ich musste als Pudel hineingehen.

**SPIEGEL:** Und was haben Sie gesagt zum Kaiser?

**Lugner:** Ja, gar nichts, es war nicht vorgelesen, dass ich etwas sagen soll.

**SPIEGEL:** Sie werden 84. Denken Sie manchmal über Ihren Tod nach?

**Lugner:** Überhaupt net. Das ist was Negatives, mit so was befass ich mich nicht.

**SPIEGEL:** Sie sind ja Baumeister. Haben Sie schon Ihre letzte Ruhestätte entworfen? Zentralfriedhof oder eigener Garten?

**Lugner:** Ich würde eher sagen: gleich unten, wo die Kirche ist, da ist ein Friedhof, vielleicht dort einmal.

**SPIEGEL:** Was soll auf dem Grabstein stehen?

**Lugner:** Lugner.

**SPIEGEL:** Herr Lugner, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



Figuren in Lugners Garten





## Ich krieg dich

**Homestory** Das Handyspiel „Pokémon Go“ holt den Jäger und Sammler in uns hervor.

Ich habe heute mein erstes „Karpador“ gefangen. Das Karpfentier zappelte unter der Oberbaumbrücke in der Hamburger Speicherstadt im Wasser. Ich schnippte einen rot-weißen „Poké-Ball“ auf den Fisch. Irgendwie hat dann der Ball den Karpfen verschluckt. Gotcha!

„Pokémon Go“ heißt eine Smartphone-App aus dem Reich der japanischen Spielefirma Nintendo, die am 5. Juli in den USA, Australien und Neuseeland und eine Woche später auch in Deutschland veröffentlicht wurde. In kürzester Zeit schoss die App in den Download-Charts weit nach oben. Die Nintendo-Aktie stieg um gut 50 Prozent. Mehr Menschen suchten auf Google nach Pokémon als nach Sex. Und Pokémons tauchten an allen möglichen und unmöglichen Orten auf – von Kreißsälen bis zu Holocaust-Gedenkstätten.

Das nennt man wohl einen Hype. Er hat auch mich erfasst, und ich kann mich deswegen gerade selbst nicht leiden.

Ich bin Pokémon-Anfänger. Vor 20 Jahren, als das Spiel in Japan entstand, hatte ich anderes im Sinn und ging gerade als Biologe nach Australien. Den ersten Pokémon-Boom, der vor allem auf Nintendos Game Boy stattfand, verpasste ich komplett. Stattdessen erforschte ich Schnabeltiere in der Wildnis Tasmaniens. Man könnte behaupten, dass mein erstes Pokémon ein Eier legendes Säugetier mit Entenschwanz und Biberschwanz war.

Pokémons sind zoologische Mischwesen, die der wunderbaren Fantasie ihres Erfinders Satoshi Tajiri entsprungen sind. Als Kind sammelte und katalogisierte der Japaner Insekten. Sie inspirierten ihn zu den Monstern der Pokémon-Welt. Es entstanden Wundertiere wie „Myrapla“, eine Art Blaubeere auf Beinen, oder „Zubat“, eine ewig flatternde Fledermaus mit Dracula-Zähnen.

Das Spiel ist äußerst trivial. Es geht darum, möglichst viele Pokémon-Wesen einzufangen, aufzupäppeln und später gegeneinander kämpfen zu lassen. Der Witz beim neuen Nintendo-Spiel ist nun, dass die Monster gleichsam in der realen Welt unterwegs sind, verteilt über eine digitale Karte der echten Umgebung. Sobald ein Pokémon auftaucht, muss es mit der Smartphone-Kamera erfasst und mithilfe virtueller Poké-Bälle eingefangen werden.

Die physikalische Welt verschmilzt auf diese Weise für einen kurzen Moment mit der virtuellen. Und dafür wird „Pokémon Go“ gefeiert. Erstmals trägt die App die junge Technologie der virtuell erweiterten Realität aus dem Nischendasein in den Massenmarkt.

Die Faszination ist unmittelbar. Schon als ich aus der Tür trat, gab es am Fenstersims des Nachbarhauses Poké-Bälle einzusammeln. Am Giebel eines anderen Gebäudes hingen Pokémon-Eier, die mein Smartphone nun ausbrütet. Vor dem Supermarkt fand ich „eine Medizin, die ein kampfunfähiges Pokémon wiederbelebt“. An der S-Bahn schließlich sprühte ich meinen hippen Avatar mit „wohlriechendem Rauch“ ein, „der 30 Minuten lang wilde Pokémon zu dir lockt“.

Und allerorten Pokémon-Monster mit Namen wie „Taubsi“, „Quapsel“, „Hornliu“, „Enton“ oder „Goldini“, die als Beute im „Pokédex“ landeten, einer Art Bingo für Monstersammler.

„Pokémon Go“ ist damit die perfekte Schnitzeljagd unserer Zeit. Und dafür wird es nun gefeiert, lockt es doch die Jugend hinter dem Computer hervor zum stundenlangen Spaziergang durch Stadt, durch Wald und über die Wiese.

Der Mensch, so scheint es, ist ein leichtes Opfer für solchen Quatsch.

„Pokémon Go“ ist ein Jäger-und-Sammler-Spiel. Tief in unsere Gehirnwindungen ist es eingebrennt, auf Achse zu sein, die Welt zu erkunden und alles mitzunehmen, das zur Beute taugt. „Pokémon Go“ zeigt im Kleinen, auf welcher einschneidenden Weise die Technologie der virtuellen Realität die Art und Weise verändern könnte, wie wir die Welt wahrnehmen. Dieses Spiel verstärkt alles, was an Handys lästig ist.

Gesenkten Hauptes lief ich also durch die Stadt, den Blick starr auf den Bildschirm gerichtet, um ja keinen „Poké-stop“ zu verpassen (dort gibt es die Pokémon-Bälle, -Eier und anderes Zeug).

Ich ignorierte den Radverkehr, geriet zweimal fast unter Auto, machte auf Fußwegen unvermittelt kehrt, ohne mich umzuschauen.

Dann hielt ich in der U-Bahn einer Wildfremden mein Smartphone ins Gesicht. Auf

der Brust der Frau hatte sich ein weibliches „Nidoran“ materialisiert, ein Art Häschen in Blau. Ich fing das Tierchen ein. Mit der Frau sprach ich nicht.

„Pokémon Go“ ist eben nicht vergleichbar mit der Pirsch auf das reale Schnabeltier, bei der alle Sinne offen sind für die Welt. Es ist nicht wie eine Exkursion zu den Insekten, die Pokémon-Erfinder Satoshi Tajiri einst inspirierte. Nicht vergleichbar mit dem ziellosen Spaziergang.

Das Spiel projiziert eine armselige Digitalwelt als zweite Ebene auf die Realität und verdrängt damit das Hier und Jetzt. „Pokémon Go“ führt uns nicht zurück an die frische Luft. Vielmehr verschluckt das Smartphone nun die Außenwelt und mich, den User, dazu.

Das ärgert mich. Noch mehr aber ärgert mich, dass ich anfällig bin für diese Verführung.

Ich werde die App wieder löschen.

Vielleicht leihe ich mir aber vorher noch ein Tretboot. Direkt an der Fontäne der Hamburger Binnenalster, so flüstert man sich, soll sich ein besonderes Wasser-Pokémon verbergen. Gotcha!

Philip Bethge



THILO ROTHACKER FÜR DEN SPIEGEL

**Lesen Sie auch auf Seite 112:** Wie Smartphone-Apps die psychologischen Schwächen des Menschen ausnutzen

Die richtige Immobilie.

Und die passende Beratung.

Deutsche Bank Baufinanzierung<sup>1</sup>

**0,89%**

effektiver Jahreszins

Nettodarlehensbetrag	100.000 EUR
Fester Sollzinssatz p. a.	0,89%
Laufzeit	30 Jahre
Sollzinsbindung	5 Jahre
Anfängliche monatliche Rate	317,39 EUR
Anzahl der Raten	360
Zu zahlender Gesamtbetrag	113.988,75 EUR
Effektiver Jahreszins	0,89%

Jetzt auch online!

Unser Wissen für Ihr Vermögen.

Nutzen Sie attraktive Konditionen und unsere umfassende Finanzierungsberatung. Sprechen Sie jetzt mit uns in einer unserer Filialen oder schließen Sie direkt online ab unter: [www.deutsche-bank.de/baufi](http://www.deutsche-bank.de/baufi)

<sup>1</sup> Repräsentatives Beispiel für die Finanzierung des Erwerbs von Immobilien (mit monatlicher Tilgung); Stand: 25.05.2016. Finanzierungsbedarf bis max. 50% des Kaufpreises, nur für Neugeschäft. Bonität vorausgesetzt. Verbraucherdarlehen für Immobilien sind durch die Eintragung einer Grundschuld besichert. Im Zusammenhang mit der Finanzierung fallen zusätzliche Kosten an. Zum Beispiel Notarkosten für die Grundbucheintragung sowie Kosten für die Gebäudeversicherung. Anbieter: Deutsche Bank AG, Taunusanlage 12, 60325 Frankfurt am Main und Deutsche Bank Privat- und Geschäftskunden AG, Theodor-Heuss-Allee 72, 60486 Frankfurt am Main.



## Konjunktur

### Brexit fressen Wirtschaft auf

Das britische Votum für einen Austritt aus der EU könnte zu einer ernsthaften Bedrohung für die deutsche Wirtschaft werden. Nach Berechnungen des Instituts für Makroökonomie und Konjunkturforschung (IMK) der Hans-Böckler-Stiftung ist das Risiko für eine Rezession in der Bundesrepublik massiv gestiegen. Der Konjunkturindikator, den die Wissenschaftler regelmäßig berechnen, weist für den Zeitraum von Juli bis Ende September jetzt eine mittlere Rezessionswahrscheinlichkeit von 21 Prozent aus. Zum Vergleich: Im Juni hatte das Risiko für einen Wirtschaftseinbruch noch bei 8,8 Prozent gelegen. Die Verschlechterung gehe vor allem auf die kräftigen Kurseinbrüche an den Bör-



Börsenhändler

sen zurück, argumentiert das IMK. Die Wissenschaftler prognostizieren nach dem Brexit trübe Wachstumsaussichten: Durch die Unsicherheit werde die Investitionsdynamik in Deutschland im nächsten Jahr „weitgehend zum Stillstand kommen“, außerdem dämpfe das schwache Pfund die Exporte nach Großbritannien. [cos](http://www.cos)



Marktplatz in Eymet

## Brexit

# „Wir ignorieren es einfach“

Das französische Dorf Eymet in der Dordogne ist eine britische Hochburg: Über 400 der 2600 Einwohner stammen aus Großbritannien – „Dordogneshire“ wird der Landstrich im Südwesten Frankreichs auch genannt. **Jérôme Bétaille**, Bürgermeister von Eymet, über die Stimmung nach dem Brexit-Votum.

**SPIEGEL:** Was würde der Brexit für das Dorf bedeuten?

**Bétaille:** Alle Briten, die hier leben, waren natürlich gegen den Brexit. Die Leute waren geschockt, mit diesem Votum hat niemand gerechnet. Aber jetzt ignorieren wir es einfach. Noch weiß ohnehin niemand, wie das Ganze ablaufen wird. In unserem Gemeinderat sitzt ein Brite, der hier seit 25 Jahren als Winzer arbeitet. Ob er im Gemeinderat bleiben dürfte, wissen wir nicht. Ein Brexit wird wohl vor allem administrative Probleme mit sich bringen.

**SPIEGEL:** Machen Sie sich keine Sorgen um die lokale Wirtschaft?

**Bétaille:** Wir sind eher gespannt. Aber der Brexit hat ja auch sein Gutes: Die Leute, die jetzt hier leben, wollen nach dem Vo-

tum erst recht nicht mehr zurück in ihr Land. Und es gibt in Großbritannien eine Menge Menschen, die jetzt gern hierher ziehen wollen.

**SPIEGEL:** Nach dem Referendum ist der Wert des britischen Pfundes abgestürzt. Können sich die Briten das Leben in Eymet noch leisten?

**Bétaille:** Natürlich sind diejenigen beunruhigt, die ihr Haus mit einem Kredit in Großbritannien bezahlt haben. Aber das Pfund ging immer mal rauf und wieder runter, das ist nicht neu. Als das Pfund nach 2008 abstürzte, saßen wir auch in der Klemme.

**SPIEGEL:** Die Kaufkraft der Briten sinkt, das betrifft nicht nur den Häusermarkt.

**Bétaille:** Noch merken wir nicht, dass die Briten ihr Geld zusammenhalten. Eymet ist ein Beispiel für gelungene Integration. Die ersten zwei Generationen von Briten, die hierher zogen, waren vor allem Rentner, die ihre Pension aus England bezogen, in Pfund. Jetzt lebt hier die dritte Generation – Handwerker, Einzelhändler oder Winzer. Die verdienen hier ihr Geld, in Euro. ih

## Lufthansa Höhere Hürde für Tarifkompromiss

Die Gewerkschaft des Kabinpersonals UFO (Unabhängige Flugbegleiter Organisation) legt bei der Urabstimmung zum jüngsten Tarifkompromiss mit der Lufthansa deutlich strengere Maßstäbe an als in früheren Fällen. Unter Vermittlung des ehemaligen brandenburgischen Ministerpräsidenten Matthias Platzeck hatten sich beide Seiten Anfang Juli nach fast dreijährigen Verhandlungen unter anderem auf höhere Bezüge, bessere Aufstiegsmöglichkeiten und eine Umstellung der Alters- und Übergangsvorsorge für die rund 19 000 Bordbeschäftigten im Stammgeschäft der Fluglinie verständigt. Allerdings muss die Basis den Vorschlag bis zum 9. August absegnen. Laut UFO-Leitlinien würde es aus-

reichen, wenn mindestens 30 Prozent der abstimmenden Mitglieder dafür votieren würden. Wegen der Tragweite der avisierten Neuerungen setzt die UFO-Führung das Quorum jedoch auf 50 Prozent herauf, gab sich aber trotzdem zuversichtlich, die Quote zu erreichen. *did*



Lufthansa-Flugbegleiterin

STEFAN OELSNER / ACTION PRESS

## Abgasaffäre Porsche ist sauer auf Audi

Nachdem die kalifornische Umweltbehörde Carb den Rückrufplan für Modelle mit einem Drei-Liter-Dieselmotor abgelehnt hat, gibt es Krach im VW-Konzern.

Verantwortlich für den Motor, der in den USA und in Kanada insgesamt rund 113 000 Fahrzeuge der Marken Volkswagen, Porsche und Audi antreibt, ist Audi. Dessen Chef Rupert Stadler hatte sich konzernintern damit gerühmt, dass er sich frühzeitig persönlich um den Rückruf gekümmert habe und zu Gesprächen mit den Behörden in die USA geflogen sei. Stadler hatte auch erklärt, dass man nur die Anmeldung bestimmter Softwarefunktionen für den Motor in den USA nicht geleistet habe – der Verstoß mithin

bei Weitem nicht so schwerwiegend sei wie der von Volkswagen. Die Wolfsburger hatten die Abgasreinigung bei kleineren Dieselmotoren so manipuliert, dass sie außerhalb des Prüfstands komplett abgeschaltet wurde. Umso stärker sind nun Manager von Volkswagen und Porsche darüber verärgert, dass Stadler das Problem noch immer nicht gelöst hat, während Volkswagen bereits vor Wochen einen Rückrufplan für die kleineren Zwei-Liter-Dieselmotoren mit den Behörden vereinbaren konnte. „Wir sind hier abhängig von Audi“, sagt ein Porsche-Manager. Die Stuttgarter beziehen den von Audi entwickelten und produzierten Motor und bauen ihn mit leichten Veränderungen beispielsweise in den Porsche Cayenne ein. „Stadler muss endlich seinen Job machen“, sagt ein Porsche-Manager. *haw*

## Verkehr Versicherer warnen vor Fahrautomaten

Die deutschen Autoversicherer halten automatisierte Fahrsysteme wie etwa im Elektroauto Tesla für gefährlich. In einer Studie ihrer Unfallforschungsstelle ließen sie ermitteln, wie schnell Autofahrer wieder die Kontrolle

über das Steuer übernehmen können, wenn der Autopilot mit der Straßensituation überfordert ist. Das ernüchternde Ergebnis: Erst nach 12 bis 15 Sekunden ist der Fahrer wieder so weit im Geschehen, dass er das Fahrzeug sicher lenken kann. Studienleiter Siegfried Brockmann hatte in den Versuchen Probanden im Simu-

lator mit einer Tätigkeit abgelenkt, als plötzlich der Autopilot des Wagens die Kontrolle über das Steuer wieder an den Fahrer übergeben wollte, etwa weil eine Baustelle auftauchte. 90 Prozent der Fahrer brauchten allein drei bis vier Sekunden, bis sie den Blick wieder auf die Straße richteten, und erst nach sieben bis acht Sekunden schalteten sie die Fahrautomatik ab. „In dieser Zeit hätte sich die Situation dramatisch zuspitzen oder ein Unfall passieren können“, warnt Brockmann. Derzeit verhandeln Regierungen und Autohersteller zusammen mit der Un-Wirtschaftskommission für Europa über einen technischen Standard für automatisierte Fahrsysteme. Darin wollen die Konzerne festschreiben, dass eine sichere Übergabe des Steuer an die Fahrer erst nach vier Sekunden erfolgen muss. Das Verhalten der Testpersonen könnte das Vorhaben allerdings scheitern lassen. *gt*

## Stabilitätspakt Iberer sollen nun doch büßen

Spanien und Portugal drohen wegen zu hoher Staatsdefizite empfindliche Geldstrafen. Nach dem Beschluss der Euro-Finanzminister darf die EU-Kommission für beide Länder Strukturfondsmittel zurückhalten, die bis zu 0,5 Prozent der Jahreswirtschaftsleistung (BIP) ausmachen. Das wären für Spanien rund fünf Milliarden Euro, für Portugal rund eine Milliarde Euro. Die Kommission darf aber höchstens 50 Prozent der Mittel einbehalten, die den Ländern zustehen. Mit Strafzahlungen haben beide Länder eher nicht zu rechnen. Hier hat die Kommission einen Ermessensspielraum, der bis 0,2 Prozent des BIP reicht. Diese Strafe gilt, auch im Bundesfinanzministerium, als widersprüchlich bis unsinnig, weil sie die Finanzlage eines Landes, das gegen die Vorgaben verstoßen hat, weiter verschlechtert. *rei*



Cockpit eines Tesla Modell S

FRANK DIENZEL / PICTURE ALLIANCE / DPA



# Smart, aber angreifbar

**IT-Sicherheit** Die Steuerungen von Wasserwerken, Biogasanlagen und „smarten Gebäuden“ sind hochsensibel. Zwei Studenten fanden viele davon offen im Internet – und belegen, wie anfällig die „Industrie 4.0“ für Cyberattacken ist.



Es war keine normale Website, die sich da gerade auf seinem Monitor aufbaute, das erkannte Tim Philipp Schäfers sofort: Ansichten von Pumpen, Röhren und Leitungsnetzen plopten vor ihm auf, es sah aus wie eine technische Zeichnung. Offenbar handelte es sich nicht um eine Simulation. Schäfers hatte mit seinem Rechner plötzlich Zugriff auf interne Abläufe einer größeren technischen Anlage mitten in Deutschland.

Als ihm in jener Nacht im April klar geworden sei, was er da vor sich hatte, habe er Angst bekommen, aus Versehen etwas Falsches anzuklicken, erinnert sich der 21-jährige Student der Wirtschaftsinformatik.

An jenem Abend saß Schäfers in seiner Studentenbude, einem rund zehn Quadratmeter großen Zimmer in einem Wohnheim in Paderborn. Er gab einige Begriffe aus der Steuerungsansicht in eine Suchmaschine ein und fand ein Video. Fünf Minuten später war ihm klar: Was da gerade auf seinem Monitor blinkte, waren Daten des Wasserzweckverbands Freising-Süd, der 80 000 Einwohner der umliegenden Orte mit Trinkwasser versorgt. Dank des Videos konnte er jetzt auch einige der Abkürzungen entziffern. „WW“ stand für Wasserwerk, „PW“ für Pumpwerk. Schäfers hatte über seinen Rechner Einblick in Daten, die eigentlich nur Angestellte des bayerischen Versorgers haben sollten. Aber sicher kein Student aus Paderborn.

Allerdings war das Wasserwerk in Bayern nur der Anfang und nicht einmal der schlimmste Fall – denn hier konnten digitale Eindringlinge die Anlagen wohl nur ausspähen. Schäfers suchte weiter und fand kurz darauf den nächsten Versorger, wieder im Freistaat. Diesmal musste er nicht lange recherchieren. Neben der Zeile „Hauptschalter Netz ein/aus“ fand sich eine Grafik mit dem Ortsschild von Uffing am Staffelsee samt Ortswappen. Bald hatte er zwei weitere Werke entdeckt. Und dort hätten böswillige Besucher nach seiner Einschätzung mehr tun können, als sich unbefugt umzuschauen. „Wir hätten zum Beispiel den Druck der Pumpen beliebig ändern und sie damit auch zerstören können“, sagt Schäfers.

Beim Weitersuchen fand er die Steuerung von Biogasanlagen, von Heizkraftwerken bis hin zu einzelnen Ferienhäusern, deren Adresse leicht auffindig zu machen war.

Er stieß auch auf Anlagen in aller Welt, die Wasserversorgung mehrerer Orte in Italien, von Shoppingmalls in Chile und den USA sowie zwei modernen Hochhaustürmen in Israel. Auch sie standen für nicht autorisierte Besucher wie ihn weit offen. Von Paderborn aus hätte Schäfers die Beleuchtung der Tower abschalten können, die Klimaanlage und auch die Heizung.

Der Student musste dafür keine Passwörter erraten oder gar hacken. Alle Systeme waren mit etwas digitaler Detektivarbeit

über die Eingabe einer Internetadresse erreichbar. Ihre Betreiber hatten eine Software zur Fernwartung, Kontrolle und teils auch zur Fernsteuerung ihrer Anlagen installiert.

Die Gefahr von Cyberangriffen auf kritische Infrastrukturen wie Wasser- und Stromversorger beschäftigt Politiker und Sicherheitsbehörden seit Jahren. Dass die Bedenken berechtigt sind, machte unter anderem ein Versuch des TÜV Süd aus dem vorigen Jahr deutlich: Dort stellte man eine detailgetreue Simulation der Steuerung eines Kleinstadt-Wasserwerks ins Netz und beobachtete über mehrere Monate, was geschah. Mehr als 60 000 Zugriffsversuche registrierten die TÜV-Leute, darunter einige sehr ausgefeilte, hinter denen offenbar Profis steckten. Das sei ein „deutliches Warnsignal“, resümierte der TÜV damals, selbst kleinere Anlagen und Betreiber würden gezielt erforscht.

Zu besonderer Vorsicht scheint das aber nicht zu führen. Erst in dieser Woche veröffentlichte das IT-Sicherheitsunternehmen Kaspersky eine Studie, nach der in Deutschland mehr als 26 000 Rechner mit Industriesteuerungen über das Netz erreichbar waren. Auf der Negativrangliste liege Deutschland damit hinter den USA auf Platz zwei. „Die Gefahr ist real“, warnen die Experten.

Welche Auswirkungen Hackerangriffe auf Versorgungsunternehmen haben können, zeigte sich in der Ukraine im vorigen Dezember. Dort gingen nach einer Cyberattacke auf Elektrizitätsversorger in Hunderttausenden Haushalten das Licht und die Tiefkühltruhen aus.

Die Anzahl der möglichen Schwachstellen und potenziellen Angriffsziele wächst derweil beständig. Gebäude, Fahrzeuge, sogar Kleidungsstücke werden zunehmend vernetzt und angeblich „smart“. Bei der Steuerung von Maschinen und ganzen Industrieanlagen passiert unter dem Label „Industrie 4.0“ gerade dasselbe.

Mit seiner Software sei die Steuerung und Überwachung selbst von Großanlagen einfach und komfortabel, wirbt etwa der Hersteller der betroffenen Software. Und tatsächlich: Seine Technik visualisiert Pumpen, Maschinen und Anlagen nicht nur, sie macht sie auch fernsteuerbar. Das funktioniert direkt aus den üblichen Browsern heraus, sogar vom iPad aus oder über ein Smartphone. Die Techniker müssen nicht mehr durchs Land reisen, sondern können von überall auf ihre Systeme zugreifen. So hätten Unternehmen „weniger Aufwand bei Betrieb und Wartung“.

Für Firmen ist das verlockend, aber eben auch gefährlich: Sind die Systeme nicht ausreichend abgeschirmt, können auch Unbefugte zugreifen.

„Die beschriebenen Fälle bergen erhebliche Gefahren, das darf so nicht passieren“, sagt der Präsident des Bundesamts

für Sicherheit in der Informationstechnik (BSI), Arne Schönbohm. „Das ist, wie wenn Sie die Tür zu Ihrem Haus sperrangelweit offen stehen lassen.“ Selbst wenn es bei einigen Betreibern nach dieser ersten Eintrittsschwelle möglicherweise weitere Türen gegeben habe, handle es sich um „gefährlichen Leichtsin“.

Im aktuellen Fall hatten die Betreiber der Wasserwerke und die übrigen Betroffenen das Glück, dass es dem Studenten nicht darum ging, Schaden anzurichten oder Schindluder zu treiben. Im Gegenteil: Er will mit seiner digitalen Detektivarbeit mögliche Schwachstellen aufdecken, um zu verhindern, dass andere sie ausnutzen.

Schäfers hat seine Funde vor Wochen über das Computer Emergency Response Team (Cert) beim BSI gemeldet. Aufgrund der Brisanz informierte das Amt die Betreiber individuell. Tatsächlich waren beispielsweise die betroffenen deutschen Wasserwerke innerhalb weniger Tage nicht mehr offen erreichbar.

Allerdings ging es nicht überall so schnell. Schäfers informierte auch mehr als zehn internationale Certs – in einigen Fällen dauerte es Wochen, bis die Betreiber reagierten. „Mich schockiert vor allem, wie leicht diese Anlagen zu finden waren und wie einfach Hacker sie mit Standardmethoden hätten sabotieren können“, sagt Tim Philipp Schäfers.

Der Student ist in der IT-Sicherheitsszene mittlerweile kein Unbekannter mehr. Bereits als Teenager gründete er 2012 mit dem Berliner Informatikstudenten Sebastian Neef die Seite Internetwache.org, damals lernte er noch für das Abitur. Seither suchen sie in ihrer Freizeit gemeinsam das Netz nach Sicherheitsschwachstellen ab – und wurden nach eigenen Angaben in mehr als 200 Fällen fündig.

Die beiden folgen dabei der Hackerethik des „verantwortungsvollen Veröffentlichens“ („responsible disclosure“). Sie unterrichten zuerst die betroffenen Unternehmen und die zuständigen Certs. Erst nach Ablauf einer Frist berichten sie auf ihrer Website darüber. Die Unternehmen, so Schäfers, reagierten sehr unterschiedlich. Manche drohen mit juristischen Schritten. Viele bedanken sich und beheben das Problem mit möglichst wenig Aufsehen. Andere zeigen sich sogar finanziell erkenntlich.

So lief es auch bei ihrem bislang größten Fall, als sie beim Zahlungsdienstleister PayPal Probleme aufdeckten. Das Unternehmen behob den Fehler und überwies den beiden Studenten einen niedrigen fünfstelligen Eurobetrag. Wie PayPal haben mittlerweile viele Unternehmen sogenannte Bug-Bounty-Programme, mittels derer sie kritische Hinweise wie die von Schäfers und Neef belohnen.

Auf die aktuelle Fährte stieß Schäfers im vergangenen Herbst über einen Um-

weg. Bei einem seiner Internetwache-Streifzüge entdeckte er das Parkplatzmanagement eines Hochhauskomplexes mitten in Zürich, der als „Smart Building“ beworben wird. Mühelos konnte er über die Webapplikation Daten auslesen – beispielsweise über die Belegung der Stellplätze in den vergangenen Monaten. Schäfers erkannte darin Muster und konnte nach eigenen Angaben am Ende bis auf zehn Minuten genau prognostizieren, wann die Stellplätze belegt und wieder verlassen werden.

Der Student warnte ein Schweizer Cert und den Betreiber. Nichts geschah. Schäfers entschied sich deshalb, den Fall auf dem Tech-Portal Golem.de zu beschreiben. Plötzlich ging es sehr schnell: Noch am selben Tag meldete sich der Betreiber zu Wort. „Das Problem des externen Zugriffs wurde erkannt“, ließ er verlauten, die Sicherheitslücke sei jetzt „blockiert“.

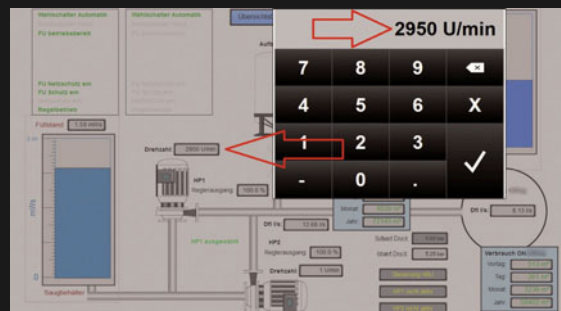
Neugierig geworden, suchte Schäfers nach anderen Einsatzorten derselben Steuerungssoftware. Sein Kompagnon von der Internetwache scannte alle weltweit derzeit ansteuerbaren IP-Adressen – mehr als vier Milliarden. Am Ende hatten sie eine lange Trefferliste, die sie in einer Nachtsitzung im bekannten Berliner Hackertreff C-Base auswerteten.

In einigen Fällen, wie bei einem global operierenden Gebäudeenergiespezialisten, wurden wenigstens noch Zugangsdaten verlangt, um die angezeigten Funktionen auch von außen bedienen zu können. In rund 80 Fällen war nach Einschätzung der beiden Internetwächter nicht einmal das notwendig – auch einige der Wasserwerke in Deutschland und Italien hingen demnach offen und für jeden manipulierbar am Netz. Einzelne Adressen wie die hochmodernen Wohntürme in Israel erwiesen sich als besonders kritisch.

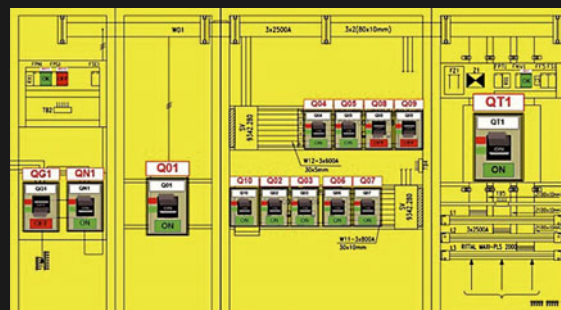
Schäfers und Neef kommen zu einem Ortstermin in Berlin, um zu demonstrieren, dass ihre Funde real und teilweise trotz der Warnungen an die zuständigen Certs noch immer live im Netz sind. Ihre Laptopdeckel sind mit Aufklebern aus der Hackerszene und von digitalen Bürgerrechtsorganisationen übersät. Der Berliner Neef trägt noch die Armbändchen der letzten drei Kongresse des Chaos Computer Clubs am Handgelenk.

Kaum haben sie über eine nicht rückverfolgbare Leitung die IP-Adresse eingegeben, baut sich auf dem Monitor ein Foto der beiden modernen israelischen Hochhäuser auf, dazu erschallt ein schriller Warnton. Offen-

## Hacker am Hebel



Ansicht der Steuerung eines deutschen Wasserwerks im frei zugänglichen Netz. Hier hätten Hacker laut Schäfers unter anderem die Drehzahl von Pumpen ändern können.



Screenshot der Steuerung eines modernen Gebäudekomplexes in Israel – über Schaltflächen wie diese hätten Unbefugte laut Internetwache.org die komplette Energieversorgung der Hochhaustürme manipulieren und lahmlegen können: Beleuchtung, Heizung, Klimaanlage – sogar die Pools der Anlage waren über das Internet ansteuerbar.

Beide Objekte sind nach Warnung von Internetwache.org nicht mehr erreichbar.

bar hat der zuständige Administrator in Israel eine Fehlermeldung noch nicht bearbeitet. Mit einem Mausklick schaltet Schäfers den Warnton auf einer der angezeigten Schaltflächen einfach ab.

„Ich könnte mich jetzt ganz leicht selbst zum Administrator der Anlage machen“, sagt Schäfers und wechselt auf die Ansicht einer Poolanlage im Gebäude. „Die Klimaanlage, die Heizung und die komplette Stromversorgung sind aus diesem normalen Browser heraus fernsteuerbar, von jedem Ort der Erde mit Netzanschluss“, sagt er. „Ein falscher Mausklick, und dort würden jetzt die Lichter ausgehen.“

Auch das israelische Cert hat inzwischen reagiert, die beiden Hochhaustürme sind nicht mehr offen im Netz. „Derlei Steuerungen haben im frei zugänglichen Internet nichts zu suchen“, sagt Schäfers, „bei einer echten Hackerattacke würde auch ein vorgeschalteter Passwortschutz wenig helfen.“

In vielen Fällen seien die Systeme etwa durch massenhafte simultane Abrufe von außen, sogenannte DDoS-Attacken, in die Knie zu zwingen. „Schon damit hätte man

den Betrieb vieler Anlagen erheblich stören können“, sagt Schäfers. Für erfahrene Angreifer wäre es nach Ansicht der beiden Betreiber von Internetwache.org bei einzelnen der betroffenen deutschen Wasserwerke möglich gewesen, den Pumpendruck oder die Füllmenge der Tanks zu manipulieren und so eventuell sogar physische Schäden anzurichten.

Die Betreiber selbst reagierten auf die SPIEGEL-Anfrage zumeist erschrocken, einige versuchten, das Problem herunterzuspielen. Der IT-Verantwortliche eines der betroffenen Wasserwerke sprach von einem „Tippfehler“ in der Konfiguration. Sein Vorgesetzter wiederum behauptete, man habe den Zugang „bewusst offen“ gelassen, „um bestimmte Abläufe zu testen“. Andere Betreiber wiederum erklärten, sie hätten gar nicht gewusst, dass ihre Anlage über das Netz erreichbar sei. Immerhin: Nach Aufforderung durch die BSI-Experten zogen sie allesamt ihre Schutzzäune hoch.

Der Hersteller der Software, den der SPIEGEL nicht namentlich nennt, weil nicht ausgeschlossen werden kann, dass es weitere bislang nicht erkannte offene Systeme gibt, reagierte auf frühe Warn-E-Mails von Internetwache.org eher zögerlich.

Im Gespräch räumt der Geschäftsführer ein, das Produkt berge natürlich Risiken. Auch das US-Heimatschutz-Ministerium ha-

be sich bereits gemeldet und auf Schwachstellen hingewiesen, die jetzt behoben seien. Im Übrigen habe man den Vertrieb sensibilisiert und die Warnungen auf den Begleitdokumenten aktualisiert.

Die Verantwortung für die Abschirmung der eigenen Anlagen, so der Hersteller, liege aber bei den Betreibern. Häufig aktivierten diese nicht einmal den enthaltenen Basisschutz: „Wir haben viele Kunden, die das einfach nicht berührt.“

Genau das dürfte der Kern des Problems sein: Die von Internetwache.org aufgedeckten Fälle zeigten, dass „die Botschaft noch nicht bei allen angekommen ist“, sagt auch BSI-Chef Schönbohm. „So wie ein Auto nicht ohne Licht und Bremsen ausgeliefert werden darf, muss Steuerungssoftware für Industrieanlagen standardmäßig höchsten Sicherheitsansprüchen genügen und eben auch fachgerecht installiert werden.“

Marcel Rosenbach

Mail: marcel.rosenbach@spiegel.de

Twitter: @marcelrosenbach

Das SPIEGEL TV Magazin wird am Sonntag, dem 17. Juli, um 22.05 Uhr bei RTL über den Fall berichten.



Sie können viele Wege  
zur Zielgruppe nehmen.  
Oder den direkten.



Profitieren Sie jetzt von  
**DIALOGPOST**

Nutzen Sie Mailings, um Ihre bestehenden Kunden zu erreichen,  
neue Kunden zu gewinnen und Reichweite zu schaffen:  
einfach, flexibel, effizient, vernetzt.

Jetzt mehr erfahren auf [dialogpost.de](http://dialogpost.de)

DIALOGPOST – Im Dialog mit den Besten.

Deutsche Post 

# Kampf im Pudding-Paradies

**Unternehmen** Die Suche nach einem neuen Chef droht die Familie Oetker erneut zu spalten. Die junge Generation drängt an die Macht, stößt jedoch auf Widerstände.



**Puddingmodell im Bielefelder Oetker-Museum:** Vorbehalte gegen den zielstrebigen Halbbruder

Es war einer jener Tage, an denen August Oetker, 72, seine jüngeren Verwandten an den Rand der Verzweiflung brachte. Im Juni tagte der mächtige Beirat der Oetker-Gruppe, und die Teilnehmer trieb vor allem eine Frage um: Wer soll neuer Chef des Nahrungsmittel- und Reedereikonzerns werden?

Der Vorsitzende August Oetker aber setzte das wichtige Thema gar nicht erst auf die Tagesordnung. Auf die Frage eines Beiratsmitglieds, wann die Personalie denn diskutiert werden solle, antwortete Oetker rätselhaft: Er habe einen Plan, man möge sich gedulden.

An Interessenten für den attraktiven Job dürfte es nicht mangeln: Mit rund 400 Firmen, die unter anderem Ristorante-Pizza, Radeberger-Bier oder Henkell-Sekt herstellen, erwirtschaftet die Oetker-Gruppe einen Umsatz von gut zwölf Milliarden Euro. Sie ist eines der bekanntesten und verschwiegensten Familienunternehmen in Deutschland.

Allerdings laufen die Geschäfte derzeit mäßig, der Bielefelder Konzern wächst nur durch Zukäufe. Führung wäre also jetzt gefragt. Stattdessen droht sich die Familie erneut an einem Generationenkonflikt zu zerreiben.

Auf der einen Seite stehen dabei die fünf Vertreter der alten Generation, allen voran August Oetker, der den Konzern 29 Jahre lang führte, bevor er an die Spitze des Beirats wechselte. Sein jüngerer Bruder Richard Oetker, 65, hielt als Unternehmenschef zwar das Steuer in der Hand, aber August hat ihm wohl vorgegeben, in welche Richtung er lenken soll.

Wenn es nach August ginge, könnten diese Zeiten noch lange anhalten. Doch sein Bruder Richard muss laut Unternehmensstatut zum Jahresende in den Ruhestand gehen. Und nun drängt die nächste Generation an die Macht.

Die drei jüngeren Geschwister werden angeführt von Alfred Oetker. Der 49-Jährige bereitet sich seit Jahren akribisch auf eine führende Rolle im Familienkonzern vor: Er studierte Betriebswirtschaft in Passau und Oxford. Er lernte sechs Sprachen. Dann promovierte er auch noch, wurde zu einem echten Dr. Oetker. Das Thema seiner Doktorarbeit ausgerechnet: „Stakeholderkonflikte in Familienkonzernen“.

Alfred Oetker bringt also anscheinend alles mit, was man für den anspruchsvollen Job an der Spitze des Konzerns benötigt, zumindest nach der Papierform.

Die älteren Geschwister haben jedoch bis heute Vorbehalte gegen den zielstrebigsten Halbbruder, der kaum eine Gelegenheit auslässt, seine Weltläufigkeit zu betonen. „Sitzten Sie nicht dem Glauben auf, mit Englisch komme man so durch“, sagte Alfred kürzlich. Mit solchen Äußerungen nährt er den Argwohn der Alten, die sich als bescheidene Ostwestfalen begreifen.

Schon einmal, 2009, konnte August den Aufstieg des ehrgeizigen Alfred verhindern. Zwar hatte der verstorbene Vater und Firmenpatriarch Rudolf-August Oetker der Familie schriftlich hinterlassen: Alfred solle künftig Chef werden, und August solle ihn einarbeiten. Für eine Übergangszeit, hieß es in dem Schreiben, könne auch ein Vertreter des älteren Familienstamms den Chefposten übernehmen.

Das war das Schlupfloch, das August nutzte. Mit Zustimmung des Beirats installierte er seinen Bruder Richard als Vertreter der älteren Generation. Der übernahm das Amt eher aus Pflichtbewusstsein denn aus Karriereambitionen. Bei einer brutalen Entführung im Jahr 1976 war Richard Oetker tagelang in eine Kiste gesperrt worden. Seither ist er gesundheitlich angeschlagen, er scheut die Öffentlichkeit.

Die junge Generation war brüskiert und begann gegen die Alten zu opponieren. Konsequenter stimmten Alfred und seine Geschwister gegen Vorhaben, die der Zustimmung der Gesellschafter bedurften. Die implizite Drohung der Jungen: Sie würden so lange Widerstand leisten, bis August Oetker einen der ihren in die Geschäftsführung hole.

Bevor der Streit das ganze Unternehmen lähmte, ergriff der Beiratschef eine ungewöhnliche Maßnahme. Um die Jungen zur Raison zu bringen, rief August Oetker ein Schiedsgericht an. Seinen jüngeren Halbgeschwistern warf er vor, sie hätten ihre Treuepflichten verletzt.

Das Gericht tagte über Jahre hinweg unter strenger Geheimhaltung. Eine illustre Runde aus Familienmitgliedern und Topjuristen traf sich auf neutralem Boden, bevorzugt im Europäischen Hof in Heidelberg, einem Fünfsternehotel. Die Sitzungen, geführt von einem ehemaligen Präsidenten des Bundesgerichtshofs, dauerten bisweilen bis zwei Uhr morgens.

Dafür brachte es erstaunliche Ergebnisse zutage. Die Juristen regten an, den Jungen

mehr Mitsprache zu ermöglichen. Alfred Oetker wurde in den Beirat berufen.

Außerdem befanden die Juristen, man könne die Junggesellschafter nicht zu einer Zustimmung zwingen. Demnach war es ihr gutes Recht als Gesellschafter, Entscheidungen zu blockieren, selbst wenn diese für die Firma von zentraler Bedeutung waren.

Die jüngeren Geschwister begriffen das als Freibrief, weiter gegen August Oetkers Lieblingsprojekte vorzugehen. Seine Verhandlungen mit dem Reedereikonzern Hapag-Lloyd über eine milliardenschwere Fu-

Die Jüngeren fühlen sich schlecht in die Nachfolgersuche eingebunden und befürchten, erneut von den Älteren übergangen zu werden.

August Oetker hat schon einen Favoriten für den Chefposten, einen, der nicht Alfred heißt und nicht aus der Familie kommt: Albert Christmann, 53, Finanzchef und seit 25 Jahren im Unternehmen. Er könnte der erste familienfremde Oetker-Chef werden.

Alfred Oetker und seine Geschwister hingegen pochen weiter darauf, dass ein Namensträger in die Geschäftsführung entsandt wird. Er beruft sich auf einen Passus im Gesellschaftsvertrag, der noch aus der Zeit des Patriarchen stammt und sinngemäß besagt: Im Führungskreis soll mindestens ein Familiengesellschafter vertreten sein. Eine Formulierung, die Spielraum für Interpretationen lässt.

August Oetker sieht darin eine unverbindliche Anregung, Alfred dagegen eine zwingende Vorgabe. Unstrittig ist nur: Sollte ein Familienmitglied befördert werden, käme nur einer der drei jungen Oetkers infrage. Denn ihre fünf Halbgeschwister sind zu alt.

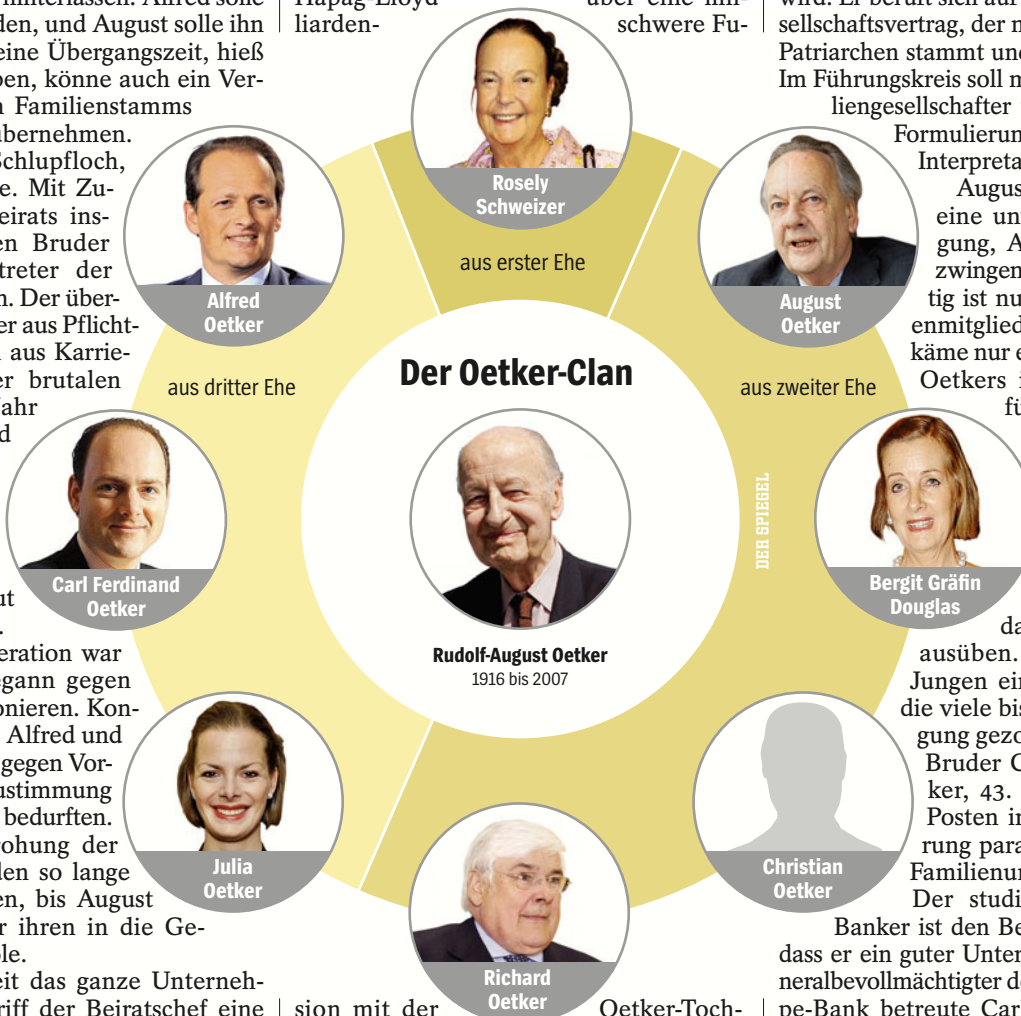
Eine Berufung Alfred Oetkers könnte jedoch an seinem Beiratsposten scheitern, beide Funktionen darf er parallel nicht ausüben. Also schlagen die Jungen eine Alternative vor, die viele bislang nicht in Erwägung gezogen hatten: Alfreds Bruder Carl Ferdinand Oetker, 43. Er stehe für einen Posten in der Geschäftsführung parat, heißt es aus dem Familienumfeld.

Der studierte Ökonom und Banker ist den Beweis noch schuldig, dass er ein guter Unternehmer ist. Als Generalbevollmächtigter der hauseigenen Lampe-Bank betreute Carl Ferdinand Oetker vermögende Privatkunden. Der Schritt zum persönlich haftenden Gesellschafter misslang allerdings, Anfang 2015 gab er den Posten in der Privatbank auf. August und seine Geschwister halten auch ihn für ungeeignet.

Entschieden wird der Generationenkonflikt im Beirat des Familienkonzerns. Dort haben Familienfremde die Mehrheit, neutrale Beobachter wie etwa Lufthansa-Chef Carsten Spohr. Können sie sich auf der nächsten Sitzung im September nicht einigen, bliebe nur ein Ausweg: Die Familie müsste erneut ein Schiedsgericht einberufen. Bis das entscheidet, können Jahre vergehen.

Simon Hage

Mail: simon.hage@spiegel.de



sion mit der Oetker-Tochter Hamburg Süd scheiterte im Jahr 2013 nicht zuletzt am Veto der Jungen.

2015 schließlich schien ein Kompromiss im Dauerstreit gefunden: Alfred Oetker wurde zwar nicht Chef, dafür aber zum stellvertretenden Vorsitzenden im Beirat befördert. Die Älteren hofften wohl, Alfred werde nun auf weitere Karriereansprüche verzichten. Das Verhältnis der beiden Generationen besserte sich, die Familienmitglieder trafen sich auch ohne Begleitschutz durch Anwälte. Von einem Burgfrieden war die Rede.

Doch die jetzt anstehende Entscheidung über die Führung des Konzerns lässt die alten Konflikte wieder aufbrechen.

# Die Mär vom schlauen Bauern

**Landwirtschaft** Staatsanwälte und Finanzaufsichtsbehörde prüfen die Pleite des einstigen Mittelstandswunders KTG Agrar. Hat der Vorstandschef Anleger und Börse umfassend informiert?

**H**och, ganz hoch hinauf wollte er – und das geht bei einem Schwergewicht wie Siegfried Hofreiter nicht ohne Helikopter. „Morgens ein Termin in Berlin, mittags ein Meeting in München, abends eine Vorstandssitzung in Hamburg – Siegfried Hofreiter, CEO der KTG Agrar AG, steht täglich vor einem kaum einzuhaltenden Terminplan“, so heißt es in feinsten Drei-Wetter-Taft-Prosa in einer Imagebroschüre des HeliService International. Seit 2011 ließ sich der Großbauer regelmäßig von dem Hubschrauberdienst zur Arbeit fliegen.

Reisen wie ein Topmanager, das war Teil der Kulisse, die der 54-jährige Landwirt rund um seinen Agrarkonzern aufbaute, einen der größten Europas. Der Bauernsohn aus Bayern wusste: Damit Anleger ihm Hunderte Millionen Euro anvertrauen, musste ihn die Aura von Firmenjet und großer weiter Welt umwehen, nicht die von Kuhdung und Mährescher.

Und er brauchte eine gute Story. Die lautete schlicht: „Gegessen wird immer.“ Angesichts der wachsenden Weltbevölkerung würden die Agrarpreise stetig steigen. Wer sein Geld in Land steckt, kann also keinen Fehler machen.

Seinen Anleihegläubigern, die ihn immer wieder mit frischem Geld versorgten,

versprach er eine Verzinsung von über sechs Prozent – weit mehr, als landläufig in der Landwirtschaft zu erzielen ist. Doch bei ihm war schließlich alles anders: Durch die schiere Größe der 46 000 Hektar, die seine KTG-Gruppe vorwiegend in Ostdeutschland und in Litauen bewirtschaftete, entstünden enorme Synergieeffekte, allein schon durch eine bessere Ausnutzung der Maschinen. Durch den Zukauf von Verarbeitungs- und Vertriebsbetrieben bot er zudem eine geschlossene Verwertungskette, seine Produkte kämen aus einer Hand, vom Feld direkt auf den Teller. Und was nicht gegessen wird, wird in die Biogasanlagen der Tochter KTG Energie verstromt.

Nur zu gern wollten alle an das Märchen von der modernen Landwirtschaft glauben: die Politik, die um jeden Preis billige Nahrungsmittel sicherstellen will und mit ihren Subventionen vor allem Großbetriebe begünstigt. Der Bauernverband, der offensiv die Strategie „Wachse oder weiche“ vertritt. Und die gebeutelten Anleger, die nach den Krisen der Vergangenheit nach sicheren Werten gierten.

Also griffen sie zu, als die KTG Agrar im Krisenjahr 2007 mit ihrem scheinbar sicheren Geschäftsmodell an die Börse ging. Keiner hörte auf die Warnungen, etwa von NGOs, die in Hofreiter und seiner KTG

Agrar vor allem einen Landspekulanten sahen und die steigenden Bodenpreise durch Landgrabbing beklagten. Keiner sorgte sich angesichts des Geflechts von Tochterfirmen. Und selbst die am Ende hohe Gesamtverschuldung von 606 Millionen Euro löste keinen Alarm aus.

Obwohl der durch Sonderverkäufe aufgehübschte Gewinn von 3,7 Millionen Euro viel zu bescheiden war, um die Verbindlichkeiten zu decken, versicherte Hofreiter seinen Anlegern noch in einem Brief vom 2. Februar 2016: „KTG Agrar wächst jedes Jahr, verfügt über signifikante stille Reserven und hat erhebliche Optimierungspotenziale identifiziert.“ Da wankte der Konzern bereits. Doch der Chef spielte weiter den Erfolgsbauern, buchte im März den Exbundespräsidenten Christian Wulff als Redner seines Zukunftskongresses.

Gut drei Monate nach dieser Sause begann der letzte Akt. Erst verschob Hofreiter die Hauptversammlung mit dem Argument, ihm sei – Überraschung – die Ernte dazwischengekommen. Am 5. Juli dann meldete die Firma Insolvenz. KTG Agrar war nicht in der Lage, die fälligen knapp 18 Millionen Euro einer Anleihe zu bezahlen. Die Aktie verfiel zum Pennystock.

Der einst wie ein Messias gefeierte Hofreiter trat vergangenen Mittwoch aus dem



**Unternehmer Hofreiter:** Von der Ernte überrascht worden

Vorstand der Firma zurück. Der Aufsichtsrat bestellte den Rechtsanwalt Jan Ockelmann in die Unternehmensleitung, der gemeinsam mit dem gerichtlich bestellten vorläufigen Sachwalter, dem Juristen Stefan Denkhaus, das Insolvenzverfahren in Eigenverwaltung umsetzen soll.

Damit endet die wildeste Landnahme, die die Republik je erlebt hat. Und sie wird für den einstigen Hoffnungsträger Hofreiter und seine Entourage möglicherweise ein gerichtliches Nachspiel haben. Denn jetzt, da die Story zu schön war, um wahr zu sein, kippt die Stimmung der Geldgeber.

Plötzlich findet keiner die Gutsherrenmanier mehr witzig, in der Hofreiter den Konzern gelenkt hat. Hatte er nicht im vergangenen Jahr angekündigt, dass ein chinesischer Großanleger sich an KTG beteiligen wollte? Als der Handel scheiterte, behielt Hofreiter das für sich. Vielleicht hatten die Chinesen die Bücher studiert und beschlossen, die Finger davonzulassen.

Anders seine Investoren daheim: Problemlos konnte der Bauer 2011 eine Mittelstandsanleihe in Höhe von zuletzt 250 Millionen Euro platzieren. Beratungsunternehmen wie die Munich Strategy Group adelten Hofreiters KTG noch 2014 zum „besten deutschen Mittelstandskonzern“.

Der schlaue Bauer hat sie alle verzauert. Am Standort Putlitz sponserte er den Sportverein, unterstützte die Wahl des örtlichen Burgfräuleins und die Grundschule. Seine Stiftung Refarm, die er mit seiner Lebensgefährtin und KTG-Agrar-Aufsichtsrätin Beatrice Ams ins Leben rief, spendete der Welthungerhilfe über 100 000 Euro.

Wer wollte ihm da noch vorhalten, dass er 2002 wegen Konkursverschleppung und des Bankrotts eines von ihm geleiteten Getränkevertriebs aus dem Jahr 1996 verurteilt worden war und fünf Jahre lang keine Kapitalgesellschaft führen durfte?

Dabei hätte ein nüchterner Blick in den Geschäftsbericht der KTG Agrar ausgereicht, Zweifel zu nähren. Darin finden sich zum Beispiel über hundert Firmenbeteiligungen mit teils undurchsichtigem Geschäftszweck. Manche werden von Vertrauten oder Personen aus dem privaten Umfeld Hofreiters kontrolliert. Zum Teil sind die Firmen mit üppigen Krediten der KTG ausgestattet. Wie werthaltig diese Posten sind, ob sie jemals zurückgezahlt werden können, ist offen. Insgesamt türmen sich in Hofreiters Bilanz zum 31. Dezember 2015 Forderungen von rund 215 Millionen Euro.

Offenbar hat Hofreiter Investorengelder als Darlehen an Dritte weitergereicht. Ein Anlegermagazin schreibt, KTG Agrar sei wie eine „Finanzdrehzscheibe für Firmen aus dem Umfeld“. Insider sprechen gar von einem Schneeballsystem.

2011 hatte KTG eine Mittelstandsanleihe aufgelegt, angeblich um weiteres Wachs-

## Missernte

Der jähe Absturz der KTG Agrar



### BETÄTIGUNGSFELDER

#### Agrar



über 46 000 Hektar

Ökologische und konventionelle Landwirtschaft auf Anbauflächen vorwiegend in Ostdeutschland und Litauen

#### Energie



60 MW Leistung

Biogasanlagen zur Strom- und Wärmeerzeugung

#### Nahrung



230 Bioprodukte

Verarbeitung und Lieferung der Erzeugnisse, eigene Marken, Bioprodukte

DER SPIEGEL

tum zu finanzieren. Zeichner des Papiers erhalten jährliche Zinszahlungen von mehr als sieben Prozent. 2017 sollte die Anleihe von KTG komplett zurückgezahlt werden.

Doch anders als Hofreiters Hochglanzbroschüren vermuten lassen, liefen die Geschäfte schlecht. Die Nahrungsmittelpreise fielen, vom „Hunger in der Welt“ konnten KTG-Betriebe nicht profitieren. Im Gegenteil: Im normalen Geschäftsbetrieb verbrannten die Firmen große Massen Geld.

Hofreiter reagierte mit dem Verkauf von Tafelsilber. Klammheimlich verscherbelte er 2015 die Tiefkühlsparte, die er wenige Monate zuvor als Zukunftsbereich gepriesen hatte. Er begann, Ackerflächen an Banken und Versicherungen zu verkaufen, um sie mit langfristigen Verträgen direkt wieder zu pachten. Das Geld, berichten ehemalige Manager, brauchte Hofreiter, um Anleihen und Kredite zu bedienen und billigere Ackerflächen im Osten zu kaufen. Sein Kalkül: die Grundstücke dank steigender Landpreise in einigen Jahren gewinnbringend zu verkaufen.

Die Aktionäre und damit Eigentümer des Unternehmens unterrichtete Hofreiter über all das vorerst nicht. Nicht über den Verkauf der Tiefkühlsparte. Nicht über eine Aufstockung der Mittelstandsanleihe um 60 Millionen Euro im Jahr 2015 und auch nicht über den Verkauf der Grundstücke. Von alledem erfuhren sie erst im Kleingedruckten des KTG-Geschäftsberichts, der Ende Mai unter der Überschrift „Ackern fürs Leben“ veröffentlicht wurde.

Da kämpfte Hofreiter offenbar schon um das Überleben seiner Firma. Zwar stemmte er sich noch vehement gegen die aufkommenden Gerüchte, die KTG sei in eine wirtschaftliche Schiefelage geraten. Doch zwei Wochen später, am 6. Juni, konnte er knapp 18 Millionen Euro Zinsen nicht an die Zeichner der Mittelstandsanleihe überweisen. Gut vier Wochen später folgte die Zahlungsunfähigkeit des europäischen Agrarriesen.

Nun müssen Gerichte, Insolvenzverwalter, Aufsichtsbehörden und möglicherweise auch Strafverfolgungsbehörden den Fall durchleuchten. Es geht um die Frage, ob Anleger, Lieferanten und Mitarbeiter zumindest einen Teil ihrer Forderungen erhalten. Außerdem müssen sie klären, ob Hofreiter und seine Mannschaft gegen Straf- oder Aktienrecht verstoßen haben.

Verdachtsmomente und Anzeichen gibt es. Dabei geht es nicht nur um die dubiosen Kredite und Grundstücksverkäufe. Hofreiter muss sich Fragen gefallen lassen, ob er Finanzmärkte, Wirtschaftsprüfer und Anleger getäuscht hat und ob er seinen gesetzlich vorgeschriebenen Informationspflichten wirklich nachgekommen ist. In Internetforen wird über Insolvenzverschleppung und Anlagebetrug gemutmaßt.

Seine Wirtschaftsprüfer etwa haben moniert, dass ihnen möglicherweise Sachverhalte vorenthalten wurden, als sie die KTG-Bilanz am 12. Mai dieses Jahres testierten. Ihren Bestätigungsvermerk haben sie bis heute nicht widerrufen, hieß es auf Anfrage. Doch bei KTG schließen Berater einen solchen Schritt nicht mehr aus.

Bei der Hamburger Staatsanwaltschaft ist eine Anzeige eingegangen. Die Strafermittler haben Vorermittlungen eingeleitet und prüfen, ob sie in den nächsten Wochen ein Verfahren einleiten.

Auch die Bundesanstalt für Finanzdienstleistungsaufsicht (Bafin) „prüft die Abläufe rund um die KTG-Insolvenz“. Schon einmal war Hofreiter wegen einer fehlenden Mitteilung an die Aktionäre dort aufgefallen. Und auch diesmal stellt sich die Frage, ob er Informationen zurückgehalten hat.

So teilte das Unternehmen am Montag, dem 6. Juni, mit, dass es die rund 18 Millionen Euro Zinsen nicht zahlen könne. Zu spät, monieren Anleger. Um pünktlich auf den Anlegerkonten zu sein, hätte KTG das Geld bereits am Freitag zuvor anweisen müssen. Das aber verschwieg Hofreiter.

Auch die Mitteilung über die Insolvenz des Unternehmens ist fraglich. Hofreiter unterrichtete die Aktionäre nämlich nicht unmittelbar nachdem am 4. Juli der Beschluss gefallen war, einen Insolvenzantrag zu stellen. Sondern erst einen Tag später, nachdem der Antrag beim Amtsgericht bereits eingereicht, angenommen und ein Sachwalter eingesetzt worden war. Bei KTG hält man diesen Ablauf auf Nachfra-

ge für korrekt. Zu allen anderen Punkten wollte sich das Unternehmen derzeit nicht äußern.

Sollte die Bafin Verstöße feststellen, wäre das kein Kavaliersdelikt. Dann drohen empfindliche Strafen, Schadensersatzklagen betroffener Aktionäre und möglicherweise auch weitere Ermittlungen der Staatsanwaltschaft.

Auch an der Politik wird die Pleite der KTG Agrar nicht spurlos vorüberziehen. Die NGOs, die schon früh vor dem Großgrundbesitzer gewarnt haben, fordern von Bundeslandwirtschaftsminister Christian Schmidt (CSU) eine Änderung der Subventionspolitik und eine Landvergabepolitik, die ortsansässige Bauern bevorzugt. Schon seit geraumer Zeit müssen immer mehr Kleinbauern aufgeben, deren Ländereien von Finanzinvestoren gekauft werden.

„Wir brauchen keine Renditejäger, sondern eine regional verfußte Landwirtschaft, die Wertschöpfung in den Regionen leistet“, sagt Greenpeace-Agrarexperte Martin Hofstetter. Georg Janßen von der Arbeitsgemeinschaft bäuerliche Landwirtschaft moniert, dass viele der bundes- und ländereigenen Flächen an Hofreiter verpachtet wurden statt an kleinere Landwirte. Das Geld branchenfremder Investoren habe das Land mittlerweile so teuer gemacht, dass ein normaler Bauer im Bieterwettbewerb nicht mehr mithalten kann.

Für Reinhild Benning, Landwirtschafts-expertin von Germanwatch, ist es ein Übel, dass mithilfe von Subventionen der Strukturwandel in der Landwirtschaft zugunsten immer größerer Agrarkonzerne gefördert wird. Die EU-Fördergelder werden immer noch je Hektar gezahlt, was bedeutet: Die Großen kriegen mehr. Knapp 11,5 Millionen Euro jährlich müsste KTG erhalten haben, hat sie errechnet.

Dem hätte die Bundesregierung längst entgegenwirken können. Die letzte EU-Agrarreform lässt den Mitgliedsländern große Spielräume für die Förderung. 22 der 28 haben die Möglichkeit für Umverteilungen genutzt und eine Obergrenze für Direktzahlungen festgelegt – Deutschland nicht. „So eine Kappung brauchen wir hier auch“, sagt Benning. Zudem könnte Schmidt mit sofortiger Wirkung die Zuschussung der ersten 46 Hektar erhöhen, was den kleineren Betrieben zugutekommen und dem Höfesterben entgegenwirken würde. „Die Bundesregierung trägt mit der ungerechten Verteilung der Direktzahlungen – ohne Obergrenze, ohne Verankerung der Empfänger an eine bestimmte Region und ohne Umweltauflagen – zu diesem Landgrabbing in Deutschland bei. Dass KTG Agrar die Möglichkeit hat, Steuergelder zu verbrennen, liegt in der Verantwortung von Landwirtschaftsminister Schmidt.“

Frank Dohmen, Michaela Schießl

# „Wie zu Hause“

**Tourismus** Airbnb-Mitgründer Nathan Blecharczyk über den rasanten Aufstieg und den Konflikt mit vielen Städten

**Blecharczyk** gründete 2008 zusammen mit Brian Chesky und Joe Gebbia die Übernachtungsplattform Airbnb. Der 33-Jährige studierte Computerwissenschaften an der Eliteuni Harvard und vermietet bis heute einen Teil seiner Wohnung in San Francisco, um mitzukriegen, wie sich Kunden von Airbnb fühlen.

**SPIEGEL:** Mr Blecharczyk, Airbnb begann vor acht Jahren als Start-up, das online Übernachtungsmöglichkeiten in Privatwohnungen vermittelt. Jetzt wollen Sie den Tourismus neu erfinden. Was genau meinen Sie damit?

**Blecharczyk:** Wir haben gerade die Marke von 100 Millionen Übernachtungen geknackt. Das ist eine Größenordnung, bei der man definitiv von einer neuen Art des Reisens sprechen kann: Touristen besuchen ihre Reiseziele nicht nur, sondern leben für kurze Zeit dort, wo sie übernachten. Außerdem können normale Menschen das Reisen jetzt zu einem Geschäft für sich machen. Damit demokratisieren wir den Tourismus.

**SPIEGEL:** Alle Start-ups aus dem Silicon Valley wollen mit ihrem Geschäftsmodell an-

geblich die Welt verbessern. Das klingt nach PR-Masche. Warum sollten wir Ihnen das abnehmen?

**Blecharczyk:** Wenn man einmal mit Airbnb übernachtet hat, spürt man schnell, dass es etwas ganz anderes ist, als im Hotel abzusteigen. Unser Ziel war von Anfang an, eine Welt zu schaffen, in der man sich als Reisender überall zugehörig fühlt. Das haben wir uns nicht erst jetzt ausgedacht.

**SPIEGEL:** Der Aufstieg von Airbnb war rasant, jetzt stoßen Sie allerdings an die Grenzen des Wachstums ...

**Blecharczyk:** Nein, ganz im Gegenteil, wir expandieren in viele Richtungen. Wir schauen gerade sehr stark nach China, da sind wir gegenüber dem Vorjahr um 50 Prozent gewachsen. Auch Indien bietet große Möglichkeiten. Das Land ist so besonders und mithilfe von Einheimischen viel leichter zu entdecken. Wir beobachten dort, dass sich vor allem Rentner als Gastgeber versuchen.

**SPIEGEL:** Das überrascht. Wir hätten eher erwartet, dass junge Leute mit einer digitalen Übernachtungsplattform experimentieren und sich wildfremde Leute ins Haus holen.



Unternehmer Blecharczyk (r.), Vermieter auf Kuba: Den Tourismus demokratisieren



**Blecharczyk:** Wir haben immer mehr Anbieter über sechzig, denn die haben sowohl den Platz auch als die Zeit. Da hat sich einiges verändert, seitdem wir drei Jungs angefangen haben, in unserer WG Schlafmöglichkeiten auf Luftmatratzen zu vermieten, weil uns die Kohle ausgegangen war. Auch Geschäftsreisende nutzen immer häufiger Airbnb. Wir haben dafür inzwischen ein eigenes Programm aufgesetzt, und viele Firmen haben unser Angebot als Hotelalternative in ihre Buchungssoftware integriert.

**SPIEGEL:** Wenn Sie wirklich den gesamten Tourismus verändern wollen, muss Airbnb aber mehr als Übernachtungen vermitteln.

**Blecharczyk:** Das stimmt, und da wird mit der Zeit noch einiges rund um das Reisen kommen! Klar ist, dass die Gastgeber viel mehr anbieten können, um ein Reiseziel wirklich intensiv erlebbar zu machen.

**SPIEGEL:** Einerseits bieten Sie immer professionellere Dienstleistungen an. Andererseits will Airbnb eine gemeinschaftliche Plattform im Geist der Shared Economy sein. Wie passt das zusammen?

**Blecharczyk:** Wenn man den Mainstream erobert, muss man seine Angebotspalette erweitern. Aber wir bleiben trotzdem unseren Werten treu. Vor allem, dass sich Reisende wie zu Hause fühlen sollen. Und wir lassen die Finger von Wachstumsmöglichkeiten, die mit unserer Mission nicht zu vereinbaren sind. Deswegen sieht man auf Airbnb keine Hotelangebote.

**SPIEGEL:** Airbnb ist längst für die meisten Gastgeber vor allem ein Geschäft. Laut den von Ihnen veröffentlichten Daten vermietet der typische Gastgeber in den USA seine Wohnung oder sein Haus für 66 Tage im Jahr.

**Blecharczyk:** Airbnb bietet ein flexibles Modell, das viel von Kreativschaffenden genutzt wird, die keine starren Arbeitszeiten haben. Der Erste, der seine Wohnung bei uns einen ganzen Monat vermietete, war ein Musiker, der auf Tour war. Wohnraum steht so oft ungenutzt leer, weil die Leute auf Geschäftsreisen oder im Urlaub sind.

**SPIEGEL:** Es gibt aber auch professionelle Anbieter, die gleich mehrere Wohnungen nur noch auf Airbnb vermieten und damit ihren Lebensunterhalt verdienen.

**Blecharczyk:** Es handelt sich um eine Minderheit. Die meisten vermieten die Wohnungen, in denen sie leben. Außerdem gibt es dieses Geschäftsmodell im Tourismus schon lange, vor allem in beliebten Reisezielen.

**SPIEGEL:** Rund um die Welt stößt Airbnb auf immer mehr Ablehnung. Viele Städte versuchen, die kurzzeitige Vermietung von Wohnungen oder Häusern einzuschränken oder zu regulieren. Wie erklären Sie sich diesen Widerstand?

**Blecharczyk:** Das ist eine Folge unseres schnellen Wachstums. Lange sind wir igno-

riert oder belächelt worden. Jetzt, da wir eine große Nummer sind, kommen eine Menge Fragen auf. Viele werden beantwortet, wenn man sich die Fakten genau anschaut und offen diskutiert. Allerdings gibt es auch gezielte Desinformation, etwa durch Lobbyverbände der Hotelindustrie.

**SPIEGEL:** Können Sie die Kritik denn nachvollziehen? In Berlin etwa steigen die Mieten rapide, und es gibt die berechtigte Sorge, dass die Lage durch immer mehr Ferienwohnungen verschlimmert wird.

**Blecharczyk:** Natürlich verstehe ich es, wenn Menschen angesichts der steigenden Lebenshaltungskosten frustriert sind. Aber wir müssen auch die Fakten betrachten: Es gibt kein Beispiel, dass Wohnkosten durch Airbnb getrieben werden. Die Daten stützen diese Behauptung einfach nicht.

**SPIEGEL:** Airbnb schmeißt allerdings mit allerlei Zahlen und Fakten um sich, die

## „Ein gutes Verhältnis mit den Städten ist zwingend, wenn man langfristig erfolgreich sein will.“

schwer nachzuprüfen sind. Etwa, dass rund 60 000 Deutsche vergangenes Jahr ihre Wohnung bei Airbnb angeboten haben sollen und dass damit allein in Berlin 467 Millionen Euro an zusätzlichem Wirtschaftswachstum generiert worden seien. Das hört sich doch sehr nach PR-Schlacht an.

**Blecharczyk:** Wir haben eine Größe erreicht, wo wir aussagekräftige Daten erheben können. Als Teil der Tourismusbranche sind wir auch ein Teil der Volkswirtschaft. Wir wollen, dass man das auch in Zahlen sieht.

**SPIEGEL:** Sie versuchen, die Städte mit Tourismus- und Übernachtungsabgaben zu locken. Trotz der möglichen Millioneneinnahmen bleiben manche Politiker auf Konfrontationskurs. Woran liegt das?

**Blecharczyk:** Politik ist nicht immer logisch, das haben wir ja nun gerade beim Brexit gesehen. Wir haben mit mehr als 200 Städten Vereinbarungen getroffen, dass wir für sie Steuern einsammeln und weiterleiten. Aber über die gute Zusammenarbeit hört man nicht viel, in den Medien geht es immer nur um dieselben Streitfälle.

**SPIEGEL:** Weil die eben sehr prominent sind. Vor Kurzem hat etwa der Senat des Staates New York beschlossen, jeden mit einer Geldstrafe zu belegen, der seine Wohnung tages- oder wochenweise auf Plattformen wie Airbnb anbietet.

**Blecharczyk:** In New York gibt es sehr starke traditionelle Machtstrukturen, also Hotels und Hausbesitzer. Die sind leider keine Fans von Airbnb. Wir versuchen immer klarzumachen, dass es nicht automatisch einen Verlierer in so einer Auseinander-

setzung geben muss, sondern dass alle Gewinner sein können.

**SPIEGEL:** Andere Vertreter der Shared Economy, etwa der Taxidienst Uber, führen diese Auseinandersetzungen erheblich aggressiver. Airbnb hat bislang auf Zusammenarbeit und Kompromisse gesetzt. Das scheint Sie nicht wirklich weiterzubringen.

**Blecharczyk:** Wir sind erfolgreich mit unserem partnerschaftlichen Weg. Wir haben zum Beispiel gerade mit Chicago eine Vereinbarung getroffen. Die Leute wollen solche Plattformen, das zeigt doch unser Erfolg. Ein gutes Verhältnis mit den Städten ist zwingend, wenn man langfristig erfolgreich sein will.

**SPIEGEL:** Trotzdem haben Sie gerade ausgerechnet Ihre Heimatstadt San Francisco verklagt ...

**Blecharczyk:** Das ist ein Sonderfall, der zeigt, dass der Teufel oft im Detail liegt. San Francisco hat vergangenes Jahr ein Gesetz verabschiedet ...

**SPIEGEL:** ... wonach künftig jeder, der auf Airbnb vermietet, eine Lizenz braucht und sich bei der Stadt registrieren muss.

**Blecharczyk:** Genau, und das haben wir auch unterstützt. Aber die Umsetzung ist in die Hose gegangen. Das System ist so kompliziert und auf Strafe bei Fehlverhalten ausgerichtet, dass es einfach nicht funktioniert. Das hat die Politik vermasselt.

**SPIEGEL:** Airbnb ist bislang nicht profitabel und muss es in der Wachstumsphase auch nicht sein. Sind Sie auch noch so entspannt, wenn es irgendwann darum geht, Gewinne zu produzieren?

**Blecharczyk:** Wir sind sehr diszipliniert und haben ein klares Geschäftsmodell, das sehr gute Umsätze produziert. Wir stützen uns dabei nicht auf Billigangebote oder Preiskämpfe, sondern ein ganz neues Produkt. Deshalb mache ich mir da keine Sorgen.

**SPIEGEL:** Sie veröffentlichen keine Zahlen, aber laut Insidern lag der Umsatz von Airbnb vergangenes Jahr bei mehr als 900 Millionen Dollar. Korrekt?

**Blecharczyk:** Dazu kann ich nichts sagen, wir kommentieren solche Zahlen nicht.

**SPIEGEL:** Sicher ist aber, dass Airbnb vor wenigen Wochen 750 Millionen Dollar neues Wagniskapital von Investoren eingesammelt hat. Das Unternehmen ist damit über 30 Milliarden Dollar wert und nach Uber das wertvollste amerikanische Start-up. Warum gehen Sie nicht an die Börse?

**Blecharczyk:** Ein Börsengang ist für uns nicht das Ziel, sondern Mittel zum Zweck. Da wir keine großen Kapitalbedürfnisse haben und immer noch privat Geld aufnehmen können, fokussieren wir uns lieber auf anderes.

**SPIEGEL:** Das heißt, Sie wollen sich nicht von Shareholdern reinreden lassen?

**Blecharczyk:** Sagen wir es so: Wir wollen uns nicht ablenken lassen. In Quartalszahlen zu denken wäre eine zusätzliche Belastung.

Interview: Thomas Schulz



# Faule Kredite, faule Kompromisse

**Finanzmärkte** Für Italiens gebeutelte Banken zeichnet sich eine Lösung ab. Doch vor einer grundlegenden Sanierung des Finanzsystems schreckt Europa zurück.

Es war ein verräterischer Satz, der Ignazio Angeloni am Mittwoch bei einer Podiumsdiskussion in Frankfurt über die Lippen kam. Der Italiener ist ein hohes Tier bei der Bankenaufsicht der Europäischen Zentralbank (EZB) und weiß natürlich, dass er öffentliche Kommentare zur aktuellen Krise des italienischen Bankensystems besser unterlässt. Als Angeloni nun gefragt wurde, was er dem italienischen Ministerpräsidenten Matteo Renzi in dieser Sache sagen würde, erklärte der Aufseher trocken: „Ich würde ihm viel Glück für das Referendum wünschen.“

Angeloni hatte die Klippe umschiff und doch deutlich gemacht, was den Ausgang des italienischen Bankendramas eigentlich bestimmt: die politische Führungskrise in der Europäischen Union.

Voraussichtlich im Herbst stimmen die Italiener über jene Verfassungsreform ab, an die Renzi seine politische Zukunft geknüpft hat. Verliert er, könnte die drittgrößte Volkswirtschaft der Eurozone ins Chaos stürzen und die Währungsunion vor eine neue Zerreißprobe stellen. In Brüssel

ist Renzi als unangenehmer Gesprächspartner bekannt, doch dass die Partei des ehemaligen Komikers Beppe Grillo künftig Italien bei den Ratssitzungen vertritt, will niemand riskieren.

Deshalb braucht Renzi eine Lösung für das Bankenproblem, die ihm das politische Überleben sichert. Und weil das gerade nach der Brexit-Entscheidung der Briten auch die EU-Kommission und die Bundesregierung wollen, wird Renzi diese Lösung wohl bekommen: eine Mischung aus Staatshilfen (bail-out) und Verlustbeteiligung der Investoren (bail-in).

360 Milliarden Euro faule Kredite modern in den Bilanzen italienischer Banken, das ist etwa jeder fünfte Kredit und dreimal so viel wie 2007. Die europäische Staatsschuldenkrise und Jahre der Rezession haben zu vielen Insolvenzen geführt und das italienische Bankensystem ausgezehrt. Umgekehrt bremst die Lähmung der Banken die Konjunktur.

Der Internationale Währungsfonds drängt auf eine grundlegende Sanierung des Bankensektors. Doch aus eigener Kraft

können Häuser wie die Banca Monte dei Paschi di Siena, die älteste Bank der Welt, das benötigte Kapital nicht aufbringen.

Staatshilfen für Banken sollte es in der EU jedoch nach den Erfahrungen der Finanzkrise von 2008 nicht mehr ohne Weiteres geben. Eine Abwicklungsrichtlinie, die seit Anfang des Jahres in Kraft ist, sieht vor, dass zunächst Aktionäre und bestimmte Gläubiger sowie Einlagenkunden zur Kasse gebeten werden müssen, ehe auch der Staat stützend eingreifen kann.

Größte Gläubiger der italienischen Banken sind jedoch Privatanleger. Mit steuerlichen Anreizen wurden sie verlockt, Bankanleihen zu kaufen. Etwa die Hälfte jener Anleihen, die bei einer Bankenrettungsaktion als Erstes ausfallen würden, liegen nun bei Sparern. Insgesamt könnten bis zu zehn Prozent der privaten Geldvermögen für ein bail-in herangezogen werden.

„Die Abwicklungsbehörde kann und wird nicht zwischen unterschiedlichen Investorengruppen unterscheiden, wenn es um die Frage geht, wer bei einer Bankensanierung an Verlusten beteiligt wird“, sagt



GIUSEPPE CACACE / AFP

### Zentrale der Bank Monte dei Paschi di Siena Entschädigung für private Gläubiger

Er soll Ende des Monats Aufschluss geben, wie gut die Kreditinstitute des Kontinents für wirtschaftliche Krisen gewappnet sind. „Die Regeln sind klar, jetzt kommt es auf die Einschätzung der Bankenaufsicht an“, sagt der deutsche EU-Kommissar Günther Oettinger. „Wir sollten uns nicht vorschnell auf eine Abweichung von Regeln einlassen, zumal diese bereits eine gewisse Flexibilität beinhalten.“

Oettinger spielt damit auf einen Passus in der Abwicklungsrichtlinie an, wonach „zur Abwendung einer schweren Störung der Volkswirtschaft eines Mitgliedstaates und zur Wahrung der Finanzstabilität“ Staatshilfen weiterhin erlaubt sind. Gerade ein besonders negatives Ergebnis des Stresstests für Italiens Banken könnte so den Einsatz italienischer Steuergelder für Kapitalhilfen erleichtern.

EZB-Präsident Mario Draghi scheint Sympathie dafür zu haben, dass man seinem Landsmann Renzi entgegenkommt. Vorstellbar sei, dass Staatshilfen genehmigt werden, wenn auch Anteilseigner und Sparer zumindest symbolisch an der Sanierung beteiligt werden, heißt es bei der EZB. Allerdings sei es Sache der Banken, woher das benötigte Kapital komme, sie müssten das mit ihren Regierungen beziehungsweise mit Brüssel klären. Doch die EU und die Bundesregierung verlören eine Menge Glaubwürdigkeit, würde gleich beim ersten Testfall sichtbar, wie löchrig die Abwicklungsrichtlinie ist.

Für Finanzminister Wolfgang Schäuble stellt der Umgang mit den italienischen Banken einen Balanceakt dar. Er will, dass die frisch vereinbarten Regeln eingehalten werden, ist aber gleichwohl froh, dass die Abwicklungsrichtlinie ein Schlupfloch bietet, weil es den Reformen Renzi stabilisiert.

Doch das Schlupfloch birgt, fürchtet Schäuble, eine weitere Gefahr: Wenn Ren-

Elke König, Chefin der neu geschaffenen Abwicklungsbehörde Single Resolution Board (SRB). Die Abwicklungsrichtlinie sei ein gutes Regelwerk, das nun „vollständig und ohne Ausnahmen angewandt“ werden müsse.

Allerdings tragen die italienische Regierung und die Finanzaufsicht Consob Mitverantwortung dafür, dass Kleinanleger in großem Stil riskante Bankanleihen halten. So finanzierte etwa Monte Paschi den von der Consob genehmigten Kauf der Banca Antonveneta unter anderem mit solchen Papieren.

Schröpft Renzi die Sparer, gefährdet das seinen Erfolg beim Verfassungsreferendum. Bei einem Verzicht auf einen bail-in stellen sich aber Brüssel, Berlin und deutsche Bankenaufseher quer.

Doch nun zeichnet sich eine Lösung ab. In Banken- und Aufsichtskreisen heißt es, Italien werde sich an die Abwicklungsrichtlinie halten. Wirklich verzichten müssten aber nur Profi-Investoren, Privatanleger sollen offenbar in einem zweiten Schritt mit Steuergeld für Verluste entschädigt werden. Um das System ausreichend zu stabilisieren, dürften auch direkte Staatshilfen für Banken zum Einsatz kommen.

In welchem Umfang Banken gestützt werden, ist offen. Alle Beteiligten wollen die Ergebnisse eines Stresstests abwarten, den die europäische Bankenaufsicht derzeit bei rund hundert Instituten durchführt.

zi seine Banken mit etlichen Milliarden Euro stützt, muss der ohnehin hoch verschuldete Staat dafür frische Kredite aufnehmen oder bürgen. Die Folgen könnten tragisch sein: Die Banken wären stabilisiert, dafür geriete die Staatskasse womöglich in Schieflage.

Renzi möchte eine vorbeugende Rekapitalisierung im Rahmen des Stresstests, dadurch würde vermieden, dass Banken zur Abwicklung an das SRB übergeben werden. Die Abwicklungsrichtlinie sieht für diesen Fall aber zwingend vor, dass ein Beihilfeverfahren eingeleitet wird – das ebenfalls eine teilweise Aktionärs- und Gläubigerbeteiligung vorsieht sowie möglicherweise strenge Auflagen für die geretteten Banken. Derzeit verhandeln Beamte der EU-Kommission und des italienischen Finanzministeriums.

Damit liegt der Ball bei Wettbewerbskommissarin Margrethe Vestager. „Aus gutem Grund sehen die einschlägigen Richtlinien in Ausnahmefällen Restrukturierungsmaßnahmen vor“, sagt Markus Ferber, stellvertretender Chef im Finanzausschuss des Europaparlaments. „Diese jetzt als rechtswidrige Staatsbeihilfe einzustufen wäre reichlich absurd.“

Ob es in den kommenden Wochen zum Großreinemachen im italienischen Bankensektor kommt, ist fraglich. Selbst Deutsche und Franzosen tun sich schwer damit, die Lage der italienischen Banken zu dramatisch darzustellen. Erstens haben deutsche Institute noch immer 12 Milliarden Euro bei italienischen Banken investiert, die Franzosen sogar 35 Milliarden Euro.

Zweitens müssen gerade die Deutschen fürchten, im Zuge des Stresstests selbst in die Schusslinie zu geraten. „Es gibt mindestens drei Eurostaaten, die ihre strukturellen Bankenprobleme nicht gelöst haben: Italien, Portugal und Deutschland“, sagt Alberto Gallo, Ökonom beim Londoner Hedgefonds Algebris.

Ähnlich wie Italien leidet auch Deutschlands Bankenmarkt an Überkapazitäten, die Negativzinsen dürften in den kommenden Jahren vielen Instituten Probleme bereiten. Selbst die Deutsche Bank gilt als kapitalschwach, aus Italien wird gern lanciert, der Frankfurter Konzern könnte von der EZB per Stresstest zu der lange erwarteten Kapitalerhöhung gezwungen werden.

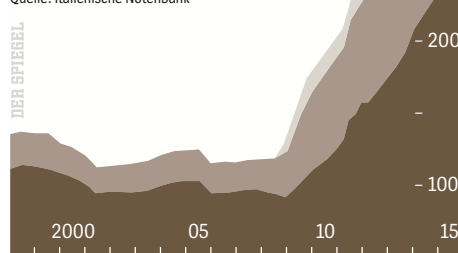
Richtig ist, dass Europa sich seit 2008 einen kranken Finanzsektor leistet und eine grundlegende Lösung scheut. „Das europäische Bankensystem steckt nicht in einer akuten Krise, aber es gibt strukturelle Probleme, die nicht weiter verschleppt werden sollten“, sagt SRB-Chefin König. „Ansonsten wird es leider immer einen Grund geben, das Problem nicht gerade jetzt anzugehen.“

Martin Hesse, Peter Müller,  
Christian Reiermann

### Volumen fauler Kredite im italienischen Finanzsektor Entwicklung seit 1998, in Milliarden €

notleidende Kredite  
gefährdete Kredite  
Kredite in Verzug  
geratener Gläubiger

Quelle: Italienische Notenbank



# Alles wird gut – vielleicht

**Arbeitsmarkt** Deutschland kann laut einer Studie von der Digitalisierung profitieren, auch bei der Beschäftigung.

**D**er Kollege hat kein Herz, er besitzt keine Seele. Alles an ihm ist berechnend, gefühllos.

Doch das ist nicht der Grund, warum er gefürchtet wird. Es sind seine anscheinend omnipotenten Fähigkeiten, die Lernfähigkeit, sein unerschöpfliches Wissen und die rasende Geschwindigkeit, mit der er es anwenden kann. Seine Rastlosigkeit, die keinen Hunger kennt und keine Müdigkeit. Deshalb ist es die bange Frage der Zeit: Wird der Kollege den Menschen ersetzen?

Darüber, wie viele Jobs der zunehmende Einsatz von Robotern kostet, wird seit Jahren kontrovers diskutiert. Und bei der Frage, ob die Digitalisierung der Arbeitswelt mehr Arbeitsplätze vernichten wird, als sie neue schafft, gibt es viele Antworten: Die düstersten Vorhersagen reichen bis hin zu einem wahren Kahlschlag auf den Arbeitsmärkten.

Jetzt hat eine Studie im Auftrag des Bundesarbeitsministeriums die möglichen Auswirkungen der Digitalisierung auf den Arbeitsmarkt bis 2030 untersucht: Entgegen den vielfach geäußerten Erwartungen, die Digitalisierung gefährde Arbeitsplätze in großem Umfang, so das Ergebnis der Wissenschaftler, könne es „durch eine beschleunigte Digitalisierung gelingen, wirtschaftliches Wachstum und Beschäftigung zu erzeugen“.

Wenn das Land beim technologischen Wandel das Tempo beschleunige, dann sei bis 2030 gar ein Beschäftigungsgewinn von rund 250 000 Arbeitsplätzen möglich, ein um vier Prozent höheres reales Bruttoinlandsprodukt und eine um 20 Prozent geringere Erwerbslosigkeit als ohne eine beschleunigte Digitalisierung.

Die Botschaft „Alles wird gut“ ist allerdings mit einem „Vielleicht“ versehen. „Eine solche Entwicklung ist sicherlich kein Selbstläufer, sondern hat eine Vielzahl von Weichenstellungen zur Voraussetzung“, heißt es in dem Bericht. Denn auch diese Studie macht klar, dass das Land vor einem gewaltigen Strukturwandel steht: Die Digitalisierung wird Gewinner und Verlierer produzieren, selbst wenn am Ende unter der Bilanz ein Plus stehen sollte.

Arbeitsministerin Andrea Nahles (SPD) beauftragte vor fünf Jahren ein internationales Konsortium von Wissenschaftlern unter der Leitung des Münchner Instituts Economix Research & Consulting mit der Erstellung von Prognosen für den Arbeitsmarkt bis zum Jahr 2030. In Studien und

Berichten soll frühzeitig auf mögliche Veränderungen hingewiesen werden.

Die vorgelegte Studie unterscheidet zwischen 44 Wirtschaftszweigen, 147 Berufen und 29 fachlichen Berufsausbildungen. Vor allem aber berechnet sie nicht nur die negativen Gefährdungspotenziale, sondern versucht, die positiven Nachfrageeffekte, Kosten- und Preissenkungen durch die digitale Technik zu berücksichtigen.

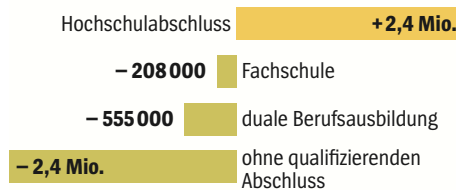
Die Digitalisierung führt zu einem grundlegenden Strukturwandel der Arbeitswelt. Zu den Gewinnern bei einer beschleunigten Digitalisierung würden, so der Economix-Bericht, 13 Branchen gehören, in denen der Beschäftigungsgewinn bis 2030 bei einer Million Erwerbstätigen liegen könne. Zu ihnen werden die klassischen Industriebranchen wie die Elektronikindustrie oder der Fahrzeugbau zählen. Weil die digitale Welt nach Software verlangt, werden auch IT-Firmen und Unternehmensdienstleister profitieren, ebenso wie Forschung und Entwicklung.

Auf der Verliererseite werden 27 Wirtschaftszweige stehen, bei denen 750 000 Erwerbstätige ihren Job verlieren werden. Zu ihnen gehört der Einzelhandel, der durch das Internet schon heute unter Druck ist.

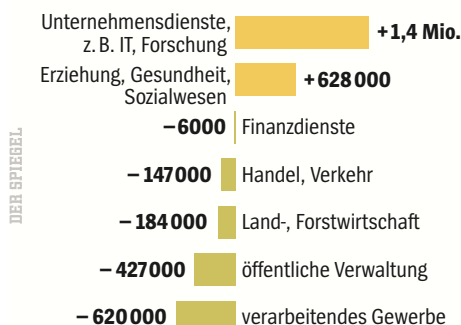
## Arbeitsmarkt-Prognose für 2014 bis 2030\*

Quelle: Economix

### Berufsbildung der Erwerbsspersonen



### Erwerbstätige in ausgewählten Bereichen



\* bei weitgehender Digitalisierung aller Lebens- und Arbeitsbereiche, um die Folgen des demografischen Wandels abzufedern; Studie zu „Wirtschaft und Arbeitsmarkt im digitalen Zeitalter, Prognose 2016“ im Auftrag des Bundesministeriums für Arbeit und Soziales

Ebenso das Druck- und Papiergewerbe, die Textilindustrie oder die Finanzdienstleistungen. Allein in der öffentlichen Verwaltung rechnet der Bericht bis 2030 mit 427 000 weniger Erwerbstätigen. Wo Verwaltung – ob beim Staat oder den Unternehmen – im Spiel ist, wird die Digitalisierung zuschlagen: „Hier eröffnen die automatisierte Sachbearbeitung, elektronische Dokumentenerkennung und die Verfahren der künstlichen Intelligenz weitreichende Möglichkeiten, Büroarbeit zu automatisieren.“

Mit dem Strukturwandel verändern sich auch die Anforderungen an die Qualifikation der Menschen. „In erster Linie werden mehr Experten mit Master- oder höherem Hochschulabschluss sowie eine größere Zahl von Spezialisten mit Bachelor- oder ähnlichem Abschluss benötigt“, so der Bericht. Die Nachfrage nach Fachkräften, die eine duale Ausbildung durchlaufen oder Fachschulen absolviert haben, werde sinken, ebenso wie die nach Helfern. Allerdings würden Arbeitskräfte ohne Berufsausbildung nicht massiv entlassen, denn es bleibe ein, wenn auch schrumpfender, Bedarf an einfacher menschlicher Arbeit.

Damit die Digitalisierung sich durchsetzt, müsse in die digitale Infrastruktur investiert werden – und in das Humankapital. Vor allem braucht die Wirtschaft trotz schrumpfender und alternder Gesellschaft weiter Fachkräfte. Die Gesellschaft könne weder auf weitere qualifizierte Zuwanderer verzichten noch auf das Potenzial der Menschen, die bis heute schlecht ausgebildet sind. Um den Bedarf in Zukunft stillen zu können und den Menschen in einer sich stetig wandelnden digitalen Arbeitswelt eine Zukunft zu bieten, bedürfe es einer Qualifizierungs- und Weiterbildungsoffensive.

Die Arbeitsministerin fordert daher ein gesetzliches Recht der Arbeitnehmer auf Weiterbildung. Künftig soll sich die Bundesagentur für Arbeit auch um die Qualifizierung der Arbeitnehmer kümmern. „Es geht nicht mehr darum, nur Menschen ein Angebot zu machen, die bereits arbeitslos sind oder akut davon bedroht sind“, sagt Nahles. Die Arbeitnehmer müssten das Recht haben, die Bundesagentur fragen zu können, was für eine Weiterbildung sie machen könnten, damit sie auch in ein paar Jahren noch eine Perspektive haben.

Doch noch gebe es keinen gesellschaftlichen Konsens für einen schnelleren technologischen Wandel, so die Experten, allerdings werde die Dynamik der Digitalisierung ein „zögerliches“ Deutschland auf Trab bringen. Denn bliebe es beim bisherigen Tempo, gingen mehr alte Jobs verloren, als neue gewonnen würden – im Maschinenbau würde dann etwa aus einem möglichen Plus von 150 000 Erwerbstätigen ein Minus von mehr als 280 000.

Markus Dettmer

# „Die Integration ist kein Sprint“

**Interview** Ministerin Andrea Nahles, 46 (SPD), über den Arbeitsmarkt für Flüchtlinge

**SPIEGEL:** Frau Nahles, vor einem knappen Jahr haben Sie die Flüchtlinge als Segen für den Arbeitsmarkt bezeichnet. Müssen Sie das heute revidieren?

**Nahles:** Keineswegs. Angesichts des Fachkräftemangels können wir uns glücklich schätzen, dass wir diese nicht geplante Zuwanderung haben. Vorausgesetzt, die Integration in den Arbeitsmarkt gelingt.

**SPIEGEL:** Daran gibt es Zweifel. Eine Studie, die Ihr Ministerium in Auftrag gegeben hat, sagt, dass die Arbeitslosenquote zunächst um 0,8 Prozentpunkte steigen wird.

**Nahles:** Der Arbeitsmarkt steht weiter sehr gut da. Doch es kann passieren, dass die Beschäftigung auf Rekordniveau bleibt und die Arbeitslosenzahl trotzdem ansteigt. Nach Abschluss ihrer Asylverfahren werden sich die Migranten aus dem vergangenen Jahr demnächst arbeitssuchend melden, weil sie wegen notwendiger Nachqualifizierung und mangelnder Sprachkenntnisse zunächst keine Stelle finden. Die Integration ist kein Sprint, sondern ein Langstreckenlauf. Aber die Studie zeigt auch, dass in gelungener Integration eine große Chance für unser Land steckt.

**SPIEGEL:** Allerdings weicht die anfängliche Willkommenskultur zunehmend der Sorge: Wir schaffen das nicht.

**Nahles:** Für Verzögerung gibt es keinen Grund. Niemand muss in Deutschland Angst haben, wegen der Flüchtlinge seine Arbeit zu verlieren. Im Gegenteil: Die Beschäftigung steigt, genauso wie die Zahl der offenen Stellen – auch wegen der Flüchtlinge. Das bedeutet: Wer als Einheimischer einen Job sucht, hat in diesen Tagen beste Chancen, eine Stelle zu finden. Selbst die Zahl der Langzeitarbeitslosen sinkt.

**SPIEGEL:** Die Integration der Migranten kostet viel Geld. Daher fürchten viele, dass sich der Eindruck festsetzt, für die Flüchtlinge tut die Politik alles und für die Einheimischen nichts.

**Nahles:** Es gibt dieses Gefühl. Aber wir sollten es nicht noch befeuern. Daher lassen wir in unseren Anstrengungen für die Einheimischen nicht nach. Wir verdoppeln zum Beispiel die verfügbaren Mittel für das Programm „Soziale Teilhabe“, um Langzeitarbeitslosen bessere Chancen am Arbeitsmarkt zu geben. Wir haben die Jobcenter gut aufgestellt, das Integrationsgesetz beschlossen und planen, die Zahl der berufsbezogenen Sprachkurse bis zum



**Arbeitsministerin Nahles:** „Für Verzögerung gibt es keinen Grund“

nächsten Jahr zu verzehnfachen. Was fehlt, ist mehr Mut und Bereitschaft – etwa in Teilen der Wirtschaft.

**SPIEGEL:** Wen haben Sie da im Blick?

**Nahles:** Jedenfalls nicht das Handwerk. Deren Vertreter haben zugesagt, in den nächsten Jahren mindestens 10 000 Flüchtlingen eine Stelle anzubieten. Die 30 größten Aktiengesellschaften dagegen haben bislang 54 Flüchtlinge eingestellt. Ich erwarte, dass sich die Wirtschaft hier einen Ruck gibt. Wenn die Integration gelingen soll, müssen alle Verantwortung übernehmen. Das kann nicht nur die Politik leisten.

**SPIEGEL:** Die Unternehmen beklagen, dass die Flüchtlinge längst nicht so gut qualifiziert sind wie anfangs gedacht. Wurden vielleicht Illusionen genährt?

**Nahles:** Nein, ich habe immer gesagt, das sind eher die Fachkräfte von übermorgen, da liegt noch Arbeit vor uns. Aber wir dürfen die Qualifikation der Flüchtlinge nicht unterschätzen. Sicher, 75 Prozent haben keinen formalen beruflichen Abschluss nach deutschen Standards. Doch den haben viele Europäer auch nicht. Aber ein Großteil ist zur Schule gegangen, es gibt nur wenige Analphabeten, und viele haben vor ihrer Flucht gearbeitet. Da müssen wir ansetzen. Die Frage lautet: Was haben die Menschen in ihrer Heimat gemacht, auf welchen beruflichen Erfahrungen können wir aufbauen?

**SPIEGEL:** Die bisherigen Erfahrungen sind nicht besonders ermutigend.

**Nahles:** Ich bin nicht so pessimistisch. Die Flüchtlinge kommen aus einer Arbeitswelt, die mit unserer wenig gemein hat. Sie werden Zeit brauchen, um sich umzustellen. Aber die Hälfte von ihnen ist jünger als 30 Jahre, lernwillig und hoch motiviert. Und so paradox es klingt: Wir müssen darauf achten, dass die Flüchtlinge nicht zu schnell irgendeinen Job annehmen.

**SPIEGEL:** Wie meinen Sie das?

**Nahles:** Wir haben derzeit 150 000 offene Stellen für ungelernete Kräfte. Viele Flüchtlinge würden nur zu gern einen solchen Job annehmen, weil sie dringend Geld brauchen. Wir sollten aber alles tun, um sie für eine Aus- oder Weiterbildung zu begeistern. Denn auf dem Arbeitsmarkt mangelt es weniger an Hilfs- als an Fachkräften.

**SPIEGEL:** Mithilfe der Flüchtlinge werden Sie Deutschlands Fachkräftelücke nicht ganz schließen können.

**Nahles:** Sie leisten einen Beitrag, aber wir brauchen dauerhaft qualifizierte Zuwanderung und darum ein Einwanderungsgesetz, wie es die SPD-Fraktion plant. Wir müssen den Zugang zum Arbeitsmarkt erleichtern. Es gibt solche Regelungen für Akademiker. Wir müssen dafür sorgen, dass auch qualifizierte Facharbeiter einfacher als bisher kommen können. Das liegt nicht nur im Interesse der Wirtschaft, sondern aller Menschen, die hier leben.

Interview: Markus Dettmer, Michael Sauga



**CHAMPIONS VON MORGEN (V)** Neue Technologien krepeln ganze Branchen um. Der SPIEGEL stellt in loser Folge deutsche Unternehmen vor, die das Zeug haben, in der Wirtschaft von morgen eine große Rolle zu spielen.



EOS-Gründer Langer

e-Manufacturing Solutions

gegründet: **1989**

Umsatz 2015: **260 Mio. €**

bisher verkaufte Maschinen: **rund 2100**

FLORIAN JAENICKE / DER SPIEGEL

# Revolution aus gebündeltem Licht

**Zukunft** Industrielle 3-D-Drucker können jetzt große Stückzahlen produzieren – sogar Bauteile für Flugzeugturbinen und Raketen. Beim Branchenpionier EOS brummt seither das Geschäft.

Rein äußerlich versteht es Hans J. Langer geschickt, seinen Lebensinhalt zu verbergen. Der Auftritt des 64-Jährigen entspricht ganz der alten Schule: Langer trägt gern Seidenschal und Einstecktuch, seine weißen Locken hat er streng nach hinten gekämmt, was die hohe Stirn betont. So umweht den bayerischen Unternehmer eine konservative Aura, was so gar nicht zu seinen Ideen und Geschäften passt. Denn da geht es um Innovation, neueste Technologien und den Bruch mit ehernen Traditionen.

In seinem neuen Hauptsitz in einem Industriegebiet vor Krailling bei München wirkt der Firmengründer deshalb fast wie ein Fremdkörper. Das Technologiezentrum ist mit einer silbrig schimmernden Aluminiumhaut überzogen, aus der ein Laser präzise Muster herausgeschnitten hat. Die verbliebenen Stege wurden nach außen gebogen, dadurch ergibt sich ein dreidimensionaler Effekt. Wenn das Sonnenlicht darauf glitzert, wirkt es wie eine Hightech-Bienenwabe.

Auch im Inneren dreht sich alles um die Macht des gebündelten Lichts. Langers Firma EOS, einst ein Nischenplayer, hat

sich zu einem weltweit führenden Hersteller von industriellen 3-D-Druckmaschinen entwickelt. Inzwischen fliegen Teile aus EOS-Druckern in SpaceX-Raketen durchs Weltall oder rasen in Formel-1-Wagen über die Parcourts. Millionen Bundesbürger kaufen täglich darauf herum, weil Zahnersatz wie Kronen und Brücken aus Cobaltchrom „gedruckt“ und danach mit Keramik verblendet wird.

Es sind kleiderschrankgroße Geräte, die das leisten, mit handelsüblichen 3-D-Druckern aber haben sie ungefähr so viel gemein wie eine Schienendraisine mit einem ICE: Laserstrahlen verschmelzen pulverisierte Kunststoffe oder Metalle zu neuen Objekten – das Verfahren nennt sich Laser Sintering. Durch die Sichtfenster der surrenden Maschinen kann man einem Schöpfungsprozess zusehen, kann erleben, wie aus Datensätzen Drohnen, Beinprothesen oder Turnschuhsohlen entstehen.

Herr des Ganzen ist ebenjener Hans J. Langer, der sich seit Beginn seiner Karriere mit Lasern und Lasertechnik beschäftigt hat. Erst an der Uni in München, später baute er das Europageschäft des US-Konzerns General Scanning auf. Dem unter-

breitete er auch seine Geschäftsidee als Zukunftsprojekt. Als die Amerikaner ablehnten, gründete er es selbst – das war im Wendjahr 1989, als junge Tech-Unternehmen hierzulande noch nicht Start-ups hießen.

Schon damals, sagt Langer, sei er überzeugt gewesen, dass seine „additive“ Fertigungsmethode fast allen anderen überlegen sei: „Sie ist effizienter, nachhaltiger und kann die Materialeigenschaften bekannter Werkstoffe verbessern oder sogar neue erzeugen.“ Seither blickt er deshalb prüfend auf die Welt: Sieht er ein Bauteil, egal ob es herkömmlich gefräst oder gegossen wird, überlegt er, wie er es mit seinem Druckverfahren leichter, stabiler und haltbarer machen könnte. Und im Zweifel auch noch weniger gefährlich.

Wie etwa 2009, als dem Formel-1-Fahrer Felipe Massa beim Großen Preis von Ungarn ein Metallstück vom Auto eines Vordermanns in den Helm krachte. Ein Stück des Stoßdämpfers war abgebrochen. EOS entwickelte das Bauteil neu, allerdings soll es bei doppelt so hoher Belastung nun mindestens dreimal haltbarer sein als sein Vorgänger. Mittlerweile arbeiten alle großen Rennställe mit 3-D-Druckern – auch weil

es in den Rennboliden um jedes Gramm geht: Ein gedrucktes Bremspedal, das Langer als Anschauungsobjekt hervorholt, ist genauso bruchsicher, dank seines hohlen Metallgeflechts aber deutlich leichter als sein massives Pendant.

Wirklich interessant wird die Technologie jedoch erst dann, wenn sie massentauglich ist – und genau daran glaubte der Tüftler aus Bayern von Anfang an. Anstelle von Einzelstücken oder Kleinstserien schwebte ihm die Massenproduktion vor. Und damit die Revolution ganzer Fertigungsprozesse sowie die Möglichkeit, Arbeit aus Billiglohnländern zurückzuholen.

Mit dieser Sichtweise stand Langer über viele Jahre relativ einsam da, inzwischen hat sie sich durchgesetzt: US-Präsident Barack Obama sagte mit Blick auf industriellen 3-D-Druck, die Technologie habe „das Potenzial, die Produktion praktisch aller Dinge zu revolutionieren“. China hat ein groß angelegtes staatliches Förderprogramm gestartet. Und der Industrieminister des russischen Präsidenten Wladimir Putin erklärte den Aufbau eigener Unternehmen im Feld der „additiven Fertigung“ im vergangenen Jahr zu einer „Priorität“ der russischen Technologiepolitik.

Spricht der EOS-Chef über seine Zukunftserwartungen, dann fallen sie so rosig aus, dass man ihn für vermessen halten müsste – hätten er und seine mittlerweile knapp 900 Mitarbeiter sie in den vergangenen Jahren nicht jeweils übertroffen. Der Umsatz lag 2010 bei 64 Millionen, im vorigen Jahr schon bei 260 Millionen Euro. Gerade werden die internen Pläne, die in Krailling „Zukunftsbilder“ heißen, für 2020 korrigiert – nach oben. Für 2025 geht Langer nun von einem Umsatzwachstum auf bis zu drei Milliarden Euro aus.

Bislang haben die Kraillinger weltweit rund 2100 EOS-Maschinen verkauft, die zwischen 170000 und über einer Million Euro kosten. Allein im Jahr 2018 sollen 1000 Stück ausgeliefert werden können, so der Plan.

Entsprechend wächst die Zahl der Angestellten rasant: Auf einem großen Monitor im Foyer des neuen Firmensitzes werden die 18 neuen Mitarbeiter des Monats begrüßt, 200 sollen es in diesem Jahr noch werden, wie auch 2015. Auf der anderen Straßenseite drehen sich schon wieder Baukräne, denn der Neubau kann das schnelle Wachstum nicht mehr fassen, im kommenden Jahr soll bereits das nächste, genauso große Gebäude bezugsfertig sein.

Für Langer hat sich das Durchhalten also gelohnt, zumal er die Investoren, die während verschiedener Engpässe in der Firmengeschichte eingesprungen waren,

längst wieder herausgekauft hat. Das Unternehmen befindet sich zu 100 Prozent in Familienbesitz.

Auch die Großen sind längst auf den Pionier aus Krailling aufmerksam geworden. BMW war einer der ersten Kunden, inzwischen experimentierten viele Dax-Konzerne mit industriellen 3-D-Druckverfahren, sagt Langer. Mit dem Erfolg ist auch sein Selbstbewusstsein gestiegen. Zwei Jahrzehnte lang hatte er in den Konzernen vorwiegend mit Technikern aus der Forschung und Entwicklung zu tun. Mittlerweile sind seine Produkte Vorstandsthema. „Viele Unternehmer haben verstanden, dass es sich um ein strategisches Investment handelt, mit dem man sich beschäftigen muss, wenn man zukunftsfähig bleiben will“, sagt der EOS-Gründer.

Längst gibt es weltweit Interesse an den Druckern aus Krailling. Vor ein paar Jahren rief Elon Musk an – um sich zu beschweren. Der SpaceX- und Tesla-Gründer hatte sich bei einem Servicepartner in den USA ein Teil ausdrucken lassen und war nicht zufrieden. Er habe Gutes gehört und jetzt etwas Unbrauchbares in den Händen, da könne doch etwas nicht stimmen. Langer ließ sich den Datensatz nach Krailling schicken und von seinen Experten fertigen. Seither orderte Musk zehn EOS-Maschinen. Und die Bayern entschieden, ihre Servicepartner fortan zu zertifizieren.

Der Chef von General Electric (GE), Jeffrey Immelt, wollte den EOS-Gründer gleich persönlich kennenlernen – kein Wunder, denn der GE-Mann hat eine Milliardenwette auf die additive Fertigung abgeschlossen: In den kommenden Jahren will der US-Gigant hier 3,5 Milliarden Dollar investieren. Die Entscheidung fiel, nachdem GE auf EOS-Maschinen ein einzelnes Bauteil neu erfand: eine Einspritzdüse für Flugzeugtriebwerke. Das neue Teil ist nach Firmenangaben um ein Viertel leichter und um das Fünffache haltbarer als der konventionelle Vorgänger, der aus 20 Einzelbauteilen bestand. Jedes Flugzeug mit dem neuen LEAP-Antrieb von GE, in dem 19 dieser Düsen verbaut sind, soll im laufenden Betrieb pro Flugzeug rund drei Millionen Dollar jährlich einsparen. Bis

2020 will GE deshalb in der Lage sein, 44 000 dieser Düsen jährlich zu drucken.

Die Entscheidung, ausgerechnet im straff regulierten Flugzeugbau auf 3-D-Massenproduktion umzustellen, wirkte wie der Startschuss für ein Wettrennen: Bei Airbus, wo schon seit Jahren Teile der Innenraumausrüstung aus Druckern kommen, sollen nun ebenfalls in Serie gedruckte Titanteile zum Einsatz kommen. Künftig will der europäische Flugzeugbauer zudem Drucker direkt an den großen Drehkreuzen installieren, um Ersatzteile gleich vor Ort drucken zu können.

Für EOS bedeutet all das einen Nachfrageschub – aber auch wachsende Konkurrenz. Neben etablierten Wettbewerbern wie SLM aus Lübeck und den US-Anbietern Stratasys und 3D Systems drängen neue ernst zu nehmende Anbieter auf den Markt. So verkündete der württembergische Maschinenbauer Trumpf voriges Jahr seinen Wiedereinstieg in den Markt des industriellen 3-D-Drucks – zehn Jahre nachdem die Schwaben das Segment aufgegeben hatten. Und mit HP steigt gar einer der großen US-Tech-Konzerne in das Geschäft mit den Profianlagen ein.

Bei EOS gibt sich der Chef dennoch gelassen – auch weil er sein Familienimperium längst aufgefächert hat: Neben der Druckerproduktion gehört Scanlab dazu, ein Unternehmen, das Scannerköpfe herstellt. Auch die notwendigen Pulverwerkstoffe werden selbst produziert, zudem verfügen die Bayern insgesamt über rund 700 einschlägige Patente. „Fast alle Wettbewerber sind in der ein oder anderen Form auch unsere Kunden“, sagt Langer, der zuletzt eine eigene Beratung für den Einsatz seiner Technologien und eine Beteiligungsgesellschaft gegründet hat.

Damit will EOS junge Gründer mit innovativen Geschäftsideen an sich binden, die sich die teuren Geräte selbst nicht leisten können. EOS stellt die Infrastruktur wie etwa im Fall der Firma Sols in Texas. Das Start-up druckt orthopädische Schuheinlagen, die Kunden können ihre Füße über eine App dafür selbst scannen. Funktioniert die Geschäftsidee, können die Gründer die Drucker abstopfen und bleiben an EOS als Werkstofflieferanten gebunden.

Die größte Herausforderung sei gerade, das eigene Wachstum intelligent zu organisieren, sagt Langer. Gerade hat EOS eine eigene Niederlassung im Silicon Valley eröffnet, neue Drucker-Generationen für Kunststoff und Metall stehen kurz vor der Markteinführung.

Ein Thema steht bei Langers „Zukunftsbildern“ und Wachstumsplänen nicht zur Debatte: Fremdkapital oder gar ein Börsengang. „Warum sollten wir?“, fragt Langer. „Wir können das allein stemmen und möchten gern unabhängig bleiben.“

Marcel Rosenbach



**Gurtschnalle für  
Flugzeugsitze aus 3-D-Drucker,  
herkömmliches Modell**



## Edle Mitbewohner

Auf einem Hügel in Ostjerusalem führt der 22-jährige Palästinenser Fares Salim eine weiße Araberstute vor. Auch in den ärmsten Vierteln der Stadt und im besetzten Westjordanland werden Araberpferde gezüchtet und zu Renn- oder Showpferden ausgebildet. Die Besitzer haben oft selbst kaum Raum zum Leben, doch die Beschäftigung mit den Tieren ist in den Palästinensergebieten ein beliebter Zeitvertreib.

Analyse

## Mörderischer Machtpoker

*Zwei rivalisierende Männer reißen den Südsudan in den Abgrund.*

Somalia, Ostkongo, Eritrea: Es gibt viele Konfliktherde in Afrika, doch der grausamste liegt in diesen Tagen vermutlich im Südsudan. Der jüngste Staat der Welt, der vor fünf Jahren voller Hoffnung in die Zukunft aufbrach, versinkt in Gewalt und Elend. Vorige Woche kam es in der Hauptstadt Juba wieder zu schweren Gefechten zwischen Regierungssoldaten und Exrebellern; Beobachter prophezeien die nächste Runde in dem verheerenden Bürgerkrieg.

Es ist, grob vereinfacht, ein Krieg zweier machtbesessener Männer, die den ethnischen Konflikt zwischen den zwei größten Volksgruppen instrumentalisieren: Präsident Salva Kiir vom Volk der Dinka gegen Vizepräsident Riek Machar und seine Nuer. Einst kämpften sie gemeinsam für die Unabhängigkeit, jetzt kämpfen sie um die Macht im Südsudan und um den Zugriff auf seine wertvollsten Ressourcen: Erdöl und Entwicklungsmilliarden. Dabei reißen sie ein ganzes Land in den

Abgrund. Zehntausende Menschen sind bereits getötet worden, 2,3 Millionen sind auf der Flucht, nahezu die Hälfte der 12 Millionen Einwohner ist vom Hunger bedroht.

Die Vereinten Nationen haben eine Friedensmission mit 13 000 Blauhelmen entsandt – und trotzdem müssen sie der Selbstzerstörung ratlos zusehen. Was tun? Die Erzfeinde Kiir und Machar sollten von der internationalen Gemeinschaft endlich als das behandelt werden, was sie sind: Anführer militärischer Banden, die den Staat plündern und Kriegsverbrechen verüben. Sie können ihren mörderischen Machtpoker weiterspielen, solange Uno-Sanktionen nur halbherzig umgesetzt werden. Und solange China und Russland im Sicherheitsrat ein Waffenembargo verhindern – und den Südsudan mit Kriegsmaterial beliefern. Dabei müssten die Chinesen im eigenen Interesse den Frieden erzwingen: Sie importieren rund 80 Prozent des südsudanesischen Erdöls.

Bartholomäus Grill





DANIEL BEREHULAK / NYT / REDUX / LAF

## Syrien Uno-Hilfe geht meist in Regimegebiete

Ein detaillierter Bericht syrischer Menschenrechtsaktivisten enthüllt, in welchem Ausmaß die Uno in Syrien ihre Prinzipien der Neutralität und Unabhängigkeit preisgegeben hat, um das Wohlergehen des Regimes nicht zu gefährden – und um weiterhin Einreisevisa zu erhalten. Die oppositionelle Menschenrechtsgruppe The Syria Campaign hat einen Report unter der Überschrift „Taking Sides“ veröffentlicht, der in diesen Tagen auch auf Deutsch erscheint. Der Bericht basiert auf Interviews mit Uno-Mitarbeitern und weiteren Nothelfern sowie öffentlichen Evaluationen der Uno selbst. Darin heißt es: Die Uno habe ihre Stellung in Damaskus „um jeden Preis“ halten wollen, deshalb habe sie „der Regierung erlaubt, humanitäre Hilfe fast ausschließlich in Gebiete unter deren Kontrolle gelangen zu lassen“: Im April seien 88 Prozent, im August 2015 sogar 99 Prozent der Hilfe in Regimegebiete geliefert worden. Zwar leben eine Million Syrer unter Belagerung, doch 85 Prozent von ihnen würden ausschließlich vom Regime



FADI DIRANI / AFP

Fahrzeuge der Uno in Daraja

belagert. Auch alle bislang dokumentierten 414 Hungertoten starben demnach in diesen Gebieten. „Es gibt ein systematisches Versagen in der Uno-geführten Reaktion auf die Lage“, wird Roger Hearn zitiert, der bis 2011 Direktor des Uno-Hilfswerks UNRWA in Damaskus war. Zwar beantrage die Uno immer wieder Hilfstransporte in von Rebellen besetzte Gebiete, von denen das Regime aber 2015 nur jeden zehnten passieren lasse. Die Uno nehme das klaglos hin – wie im Fall des seit 2012 ausgehun-

gerten Damaszener Vororts Daraja, zu dem am 1. Juni zwar ein erster Konvoi durchgelassen wurde, jedoch ohne Nahrungsmittel. Eine „vertrauensbildende Maßnahme“ der Uno, um weitere Lieferungen senden zu dürfen. Auch als die internationale Gemeinschaft sich im Mai darauf einigte, belagerte Orte aus der Luft zu versorgen, wenn Damaskus seine Blockade nicht aufhebe, wollte die Uno davon nichts wissen: Dies sei ohne die Zustimmung der Regierung zu riskant. cre

## Kuba Rückkehr der Mangeljahre

Gehen auf der Sozialisteninsel die Lichter aus, wenn das von einer massiven Wirtschaftskrise erschütterte Venezuela kollabiert? Diese Sorge treibt viele Kubaner um, denn der venezolanische Präsident Nicolás Maduro beliefert seinen wichtigsten Verbündeten seit Jahren mit Erdöl zu Vorzugspreisen. Havanna verkauft einen Teil davon weiter und bessert so seine Devisenkasse auf. Mittlerweile benötigt die Regierung in Caracas jedoch selbst jeden Dollar, um Lebensmittelimporte für die Not leidende

Bevölkerung zu bezahlen – und hat die Öllieferungen an Kuba gekürzt. Prompt ist die Inselwirtschaft in der ersten Hälfte dieses Jahres nur noch um ein Prozent gewachsen.

Fallende Weltmarktpreise für das Exportprodukt Nickel und eine schlechte Zuckerrohrernte verschärfen die Lage. Nun hat Wirtschaftsminister Marino Murillo ange-

kündigt, staatliche Investitionen und Importe zu kürzen – die Kubaner müssten ihren Benzinkonsum in der zweiten Jahreshälfte um fast ein Drittel reduzieren. Viele fürchten eine Rückkehr der „Sonderperiode in Friedenszeiten“ – so nannte die Regierung die Mangeljahre nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion. Damals kam es auf ganz Kuba zu Stromausfällen, Lebensmittel wurden knapp, Menschen hungerten. Karina Marrón González, Vizedirektorin der Staatszeitung „Granma“, warnte kürzlich in einer Rede vor sozialen Unruhen, wie es sie zuletzt 1994 gab: „Wir schaffen einen perfekten Sturm.“ jgl



ALEXANDRE MEGHINI / REUTERS

Graffiti von Hugo Chávez und Che Guevara in Havanna



# In Trumps innerem Kreis

**USA** In Cleveland soll Donald Trump kommende Woche zum Präsidentschaftskandidaten gekrönt werden, aber um Clinton zu schlagen, muss er neue Wählerschichten erreichen. Einblicke in den internen Machtkampf um die richtige Strategie.

**E**in Helikopter? Soll er mit einem Helikopter auf dem Nominierungsparteitag der Republikaner einschweben, als wäre er bereits Präsident?

„Ziemlich cool“ die Idee, findet Trump, aber dafür müsste er ein Football-Stadion mieten, zu groß, zu teuer. Feuerwerk? Schwierig, der Parteitag findet in einer Hal-

le in Cleveland statt, das limitiert die Pyrotechniker.

Ob er alle drei Nächte sprechen wird, wie ihn die Partei gefragt hat? Abgelehnt. „Ich möchte nicht, dass die Leute denken, ich betreibe Effekthascherei“, sagt Trump. „Die Botschaft ist das, was zählt.“ Es ist ein veränderter Kandidat, der in diesen

Tagen zu besichtigen ist. Nach den Polizistenmorden von Dallas erinnerte Trump auch an die zwei Schwarzen, die zuvor von Beamten erschossen worden waren, einen Wahlkampfauftritt sagte er mit Rücksicht auf die Toten ab.

In Cleveland lässt er in der kommenden Woche 62 Unterstützer sprechen, bevor er



## Kandidat Trump im Trump-Tower in New York

Mutiert er nun plötzlich zum Versöhner?



SIPA PRESS / ACTION PRESS

Trumps bisherige Strategie war brillant, um seine innerparteilichen Rivalen auszuschalten. Aber taugt sie auch für den Wahlkampf um das Weiße Haus? Kann er in den kommenden Monaten weiter rumpoltern wie bisher, zu allen Seiten unkontrolliert austeilern? Oder haben sich jene Berater durchgesetzt, die zu einem ausgewogeneren Wahlkampf raten? Für Amerika, dieses zerrissene, von Hass geprägte Land, wäre dies ein Zeichen der Hoffnung.

Seit Monaten tobt in Trumps Lager ein Machtkampf um die Gunst des Chefs und um die richtige Strategie. „Es ist schwer, in der Wahlkampfzentrale mit Ratschlägen gehört zu werden“, sagt sein ehemaliger Mitarbeiter Michael Caputo.

Caputo, 56, sitzt im ersten Stock eines Klinkerbaus in dem Städtchen East Aurora, eine Autostunde von den Niagarafällen entfernt, ein untergesetzter Mann mit Brille, Poloshirt und Golfschuhen. Am Mittelfinger trägt er einen Totenkopfring aus Silber. Caputo hat für den Kreml gearbeitet und für das Weiße Haus, in Lateinamerika antikommunistische Rebellen unterstützt und in Miami von einem Fischerboot aus PR betrieben. Er sieht so aus, als würde er prima zu Trump passen.

Bis zu seiner Kündigung Ende Juni war Caputo in Trumps Hauptquartier für die Vorbereitung des Parteitags in Cleveland zuständig. Die Büros der Kampagne sind im fünften Stock des Trump-Towers an der Fifth Avenue in New York untergebracht, die Wände sind unverputzt, der Boden ist roh. „Es waren die schlimmsten Arbeitsbedingungen, an die ich mich erinnern kann“, sagt Caputo, seine Bezahlung habe unterhalb des marktüblichen Gehalts gelegen.

Caputo hat wie kaum ein anderer verfolgt, wie Trump seinen Wutwahlkampf von langer Hand vorbereitete. Schon 2013 gab es ein Treffen, bei dem Parteifunktionäre der Republikaner den Milliardär überzeugen wollten, bei der Wahl zum Gouverneur von New York anzutreten. Caputo hatte es vermittelt.

Trump habe sich den Vorschlag angehört und dann entgegnet: „Vielen Dank, aber ich werde die große Sache machen.“ The big thing. Die Kandidatur für das Amt des Präsidenten. „Wie wollen Sie das schaffen?“, fragte Caputo ihn neugierig.

Trump antwortete, er werde keine teuren Meinungsumfragen und TV-Werbeplätze kaufen, sondern die Agenda mit immer neuen Ankündigungen bestimmen, so erinnert sich Caputo. Stattdessen wolle er mit lauten und spektakulären Vorschlägen überraschen. „Ich werde die gesamte Luft aus dem Raum saugen“, habe Trump gesagt, kalt lächelnd.

Damals lachte Caputo. Heute sitzt er in seinem Büro in East Aurora und sieht nachdenklich aus. „Es ist genau das eingetreten, was Donald Trump 2013 vorhergesagt hat.“

selbst auf die Bühne steigt. In diesem irren Wahlkampf, der keine Mäßigung, sondern nur Eskalation zu kennen schien, sind diese neue Töne von einem Kandidaten, der bislang als unberatbar galt.

Wie kein anderer Politiker hat Trump das Land gespalten, in die, die in ihm den Untergang der politischen Kultur sehen, und in jene, deren Wut gegen die politische Klasse eine Stimme gab. Mutiert er nun plötzlich zum Versöhner, und was steht hinter seinem veränderten Auftreten?

Im Hauptwahlkampf, der jetzt beginnt, ist seine größte Stärke zugleich sein größtes Problem: die ungezügelte Mobilisierung roher Emotionen, die seine überwiegend weißen Anhänger begeistert, aber die Mehrheit der Amerikaner verschreckt.

Bei einem gemeinsamen Abendessen im März 2013 im Jean-Georges nahe dem Central Park verfeinerten sie die Strategie. Caputo hatte Carl Paladino mitgebracht, den Republikaner, der 2010 überraschend die parteiinternen Vorwahlen für die Gouverneurswahl in New York gewonnen hatte. Paladino führte einen aggressiven Wutwahlkampf und riss damit die Wähler an der republikanischen Basis mit.

Trump fragte ihn nach den Reaktionen der Wähler. Er suchte nach einem Weg, um die Frustration der weißen Mittel- und Arbeiterklasse für sich zu nutzen. Er wollte das korrupte Washington und die entkoppelten Eliten angreifen, laut und politisch unkorrekt auftreten. Der größte Trumpf der Kampagne werde er selbst sein, so lautete der Plan schon damals.

„Er hat die Vorwahlen in diesem Frühjahr nicht wegen seiner guten Organisation gewonnen, sondern mit der schieren Willenskraft seiner Persönlichkeit“, sagt Caputo. Doch Trumps Erfolg überdeckt die Schwächen dieser Strategie.

In vielen der Bundesstaaten, in denen nicht in Wahllokalen abgestimmt wurde, sondern bei Versammlungen, den sogenannten Caucuses, hatte Trump gegen Ted Cruz verloren. Bei diesen Versammlungen kommt es darauf an, wer die meisten Helfer im Einsatz hat. Cruz verfügte über ein fein geknüpftes Netz von lokalen Unterstützern. Trump verfügte nur über Trump.

Seine Kampagne ist wie ein Start-up organisiert, das von einer Handvoll Insider geführt wird. Im Vergleich zu Hillary Clintons professionellem Kampagnenstab wirkt Trumps Lager wie ein Haufen Sponstis, die beschlossen haben, Politik zu spielen. „Ich habe an 70 Wahlkampagnen rund um die Welt mitgearbeitet, aber keine war so schlecht organisiert wie die von Donald Trump“, sagt Caputo.

Die Tage im Trump-Tower beginnen lange vor Sonnenaufgang und enden spätnachts, sie fangen mit einer Presseauswertung an, die der Kandidat um fünf Uhr früh erhält, dazu liest er fünf Zeitungen. Um sechs Uhr schaut Trump im Fernsehen „Morning Joe“, seine Lieblingssendung. Danach lädt er in den 26. Stock des Hochhauses in den großen Konferenzraum, wo sich der „inner circle“, der innerste Kreis seiner Berater, versammelt. Es ist der Ort, an dem in den vergangenen Wochen die unterschiedlichen Strategien für den Kandidaten aufeinanderprallten.

An der Runde nehmen seine Söhne Erik und Donald Junior teil sowie seine Tochter Ivanka und ihr Ehemann Jared Kushner, der wie Trump ein Immobilienimperium besitzt und dem die Wochenzeitung „New York Observer“ gehört. Der 35-jährige Kushner hat viele von Trumps Reden geschrieben, darunter das Manuskript für einen wichtigen Auftritt Trumps vor einer



JEFF MITCHELL / GETTY IMAGES

**Trump-Tochter Ivanka, Ehemann Kushner:** Kushners Einfluss ist immens

jüdischen Lobbygruppe, sein Einfluss ist immens.

„Jared ist ausnahmslos an allen Vorgängen beteiligt“, sagt Caputo. „Er ist nie ein Teil des Problems, sondern immer ein Teil der Lösung.“ Als Berater kamen lange Zeit Trumps Wahlkampfmanager Corey Lewandowski sowie Trumps Chefstrategie Paul Manafort hinzu. Bis Lewandowski im Juni das Wahlkampfteam verlassen musste.

Manafort, 67, ist ein Veteran der Republikanischen Partei, er hat schon für die späteren Präsidenten Gerald Ford, Ronald Reagan und George H. W. Bush gearbeitet. Bei seinem Arbeitsbeginn im März forderte er, die Struktur von Trumps Wahlkampf müsse nun „konventioneller werden“. Er will Trumps Energie kontrollieren, ohne den Kandidaten zu entladen.

Für Wahlkampfmanager Corey Lewandowski, der Trumps Aufstieg von Anfang an begleitet hat, stellte die Ernennung Manafort eine Bedrohung dar. Von nun an standen zwei Konzepte gegeneinander, das von Manafort und jenes von Lewandowski, das vorsah, „Trump Trump sein zu lassen“, der Kandidat sollte weiterhin reden wie bisher.

Zwischen den beiden entwickelte sich ein verbissener Machtkampf. Wenn Manafort einen Auftrag vergab, weigerte sich Lewandowski, die Rechnung zu bezahlen. Wenn Trump in seiner Boeing 757 zu Auftritten flog, schirmte Lewandowski Trump ab und kontrollierte, welche Anrufer weitertgereicht werden durften.

Manafort residierte im Hochhaus an der Fifth Avenue, wo ihm Trump ein Apartment überlassen hat. Er stieg zu Trumps wichtigstem Mann auf. „Wenn Manafort eine Anweisung herausgegeben hätte, die Toilettenspülung zweimal zu betätigen, hätte Lewandowski verfügt, dass man ma-

ximal einmal spülen dürfe“, sagt Caputo. „Lewandowski hatte zum Dschihad gegen Manafort und dessen Mitarbeiter geblasen.“ In der Wahlkampfzentrale habe „ein unglaubliches Maß an Paranoia geherrscht“.

Die internen Streitigkeiten verhinderten über Monate den Aufbau einer schlagkräftigen Wahlkampforganisation. Bis heute ist Trump in vielen Regionen nur mit wenigen Freiwilligen vertreten, noch immer verfügt er nicht über eine flächendeckende Infrastruktur in allen 50 Bundesstaaten.

Wie sehr ihm die dilettantische Organisation schadet, zeigte sich Ende Mai, als Trump einen Richter mit mexikanischen Vorfahren beschimpfte, der über eine Klage gegen die Trump-Universität zu befinden hat. Lewandowski hatte an eine Reihe von Trump-Unterstützern ein Memo verschicken lassen, man möge die Sache mit dem Richter nicht öffentlich kommentieren, um sie nicht weiter anzuhizen.

Doch in einer internen Telefonkonferenz widersprach Trump: Es sei richtig, den Richter anzugreifen, je lauter, desto besser. Der Vorfall trug mit dazu bei, dass sich Trump Ende Juni von Lewandowski trennte. Caputo, der zu Lewandowskis Gegnern zählt, twitterte ihm ein Zitat aus dem Film „Der Zauberer von Oz“ hinterher: „Dingdong, die Hexe ist tot!“ Als er sah, welche Aufregung der Tweet auslöste, reichte er seine Kündigung ein, um Trump nicht zu beschädigen.

Lewandowskis Rauschmiss markiert einen Einschnitt. Mittlerweile, so scheint es, haben Trumps Leute verstanden, dass mit dem Parteitag in Cleveland eine neue Phase des Wahlkampfs beginnt. Tritt Trump weiterhin so spaltend auf wie bisher, vergrault er viele Frauen, Hispanics, Schwarze und Homosexuelle.

Tritt er zu versöhnlich auf, läuft er Gefahr, nicht genügend Nichtwähler zu erreichen, die sich bisher vom politischen Betrieb abgewandt haben. Die Formel für einen Sieg ist klar: Trump muss entweder viele weiße Nichtwähler mobilisieren – oder aber in Wählerschichten vordringen, die jenseits seiner Kernklientel liegen.

In den meisten nationalen Umfragen lag Trump in den vergangenen Wochen durchschnittlich vier bis fünf Prozentpunkte hinter Clinton, er konnte den Rückstand in den vergangenen Tagen verringern.

Doch die Wahlen werden in den einzelnen Bundesstaaten entschieden, und gerade in jenen mit einer großen Zahl weißer Arbeiter, die traditionell demokratisch wählten, erhofft sich Trump einen Sieg. In dieser Woche zeigten Umfragen aus „Swing States“ wie Ohio, North Carolina und Florida, dass Trump dort erstaunlich gut dasteht. Die Vernehmung Hillary Clintons durch das FBI wegen ihrer E-Mail-Affäre und die Rassenauseinandersetzungen helfen Trump mehr, als seine drastischen Äußerungen ihm schaden.

Die Berater um Paul Manafort und Jared Kushner glauben, dass es möglich sei, zugleich die treuen Anhänger zu bedienen und neue Wählergruppen anzusprechen – zumindest einige. In der Wahlkampfzentrale kursieren Umfragen, nach denen Trump selbst unter Hispanics, die traditionell eher wertkonservativ und religiös sind, eine Chance hat. Aber dafür müsste der Kandidat aufhören, Mexikaner zu beschimpfen. Schwarze hingegen gelten als Hillary-Anhänger und sind für ihn wohl unerreichbar.

Kurskorrekturen sind schon jetzt zu beobachten: Bei seinen jüngsten Auftritten konzentrierte Trump sich darauf, Clinton anzugreifen, ohne gegen andere gesellschaftliche Gruppen auszuteilen. Nach den Morden von Orlando umwarb er die Schwulen- und Lesbenszene. Und bei seinen Reden setzt er seit Kurzem auch Teleprompter ein, um die eigenen Worte besser zu kontrollieren. Er scheint auf seine Berater, auf Manafort und Kushner, zu hören, aber ganz sicher kann man sich bei ihm nie sein.

„Ich habe ihn als extrem anpassungsfähig kennengelernt“, sagt sein außenpolitischer Berater Michael Flynn, der früher Chef des Militärgeschichtsdienstes DIA war. Aber Flynn glaubt auch, dass Trump „seinen Stil, die Attacken gegen politische Gegner beibehalten“ werde (siehe Interview Seite 85).

Michael Caputo vergleicht Trump mit einem Auto, dessen Unterboden durch die vielen Eklats „schwer beschädigt“, das aber noch immer fahrtüchtig sei. „Noch ist es nicht zu spät, die Strategie zu ändern, aber viele Versuche hat Trump nicht mehr.“

Holger Stark

Mail: holger.stark@spiegel.de, Twitter: @holger\_stark

# „Er hat dazugelernt“

**Wahlkampf** Mike Flynn, Berater Donald Trumps, erklärt, warum der Präsidentschaftskandidat autoritäre Führer schätzt und die US-Außenpolitik der letzten Jahre für ein Desaster hält.

**Flynn**, 57, einst Chef des Militärgheimdienstes DIA, berät seit Herbst 2015 Donald Trump in Fragen der Außenpolitik. Er gilt als möglicher Kandidat für dessen Schattenkabinett.

**SPIEGEL:** Donald Trump hat für den Fall seines Wahlsiegs angekündigt, die transatlantischen Beziehungen nicht in der bisherigen Form fortzusetzen. Er hat gedroht, die USA träten aus der Nato aus.

**Flynn:** Ich glaube, da hat die Welt Donald Trump missverstanden. Er will sich nicht einfach so davonmachen. Sein Ziel ist es, die Art, wie wir global aufgestellt sind, dort, wo die Vereinigten Staaten eine globale Führungsmacht sind, zu überdenken. Es geht darum, dass diese Allianzen auch für das 21. Jahrhundert passen müssen. Damit ist nicht gemeint, dass Trump ins Amt kommt und aus der Nato austritt – aber die Nato braucht als politisches Bündnis eine grundsätzliche Überprüfung.

**SPIEGEL:** Sie stellen die Nato also doch infrage.

**Flynn:** Die Nato ist jetzt älter als ein halbes Jahrhundert. Wollen wir, dass sie ein weiteres halbes Jahrhundert besteht? Wenn ich wetten müsste, würde ich sagen: Ja, aber ich weiß es nicht sicher. Bündnisse wie die Nato müssen sich weiterentwickeln – und es muss geklärt werden, wer dafür bezahlt.

**SPIEGEL:** Eine Rolle in Trumps Überlegungen spielt Deutschland. Er hat das Land aufgefordert, künftig für die gewährte Sicherheit zu bezahlen – andernfalls könnten die auf deutschem Boden stationierten US-Truppen abgezogen werden.

**Flynn:** Wir müssen darauf schauen, was uns der Unterhalt unseres Militärs kostet und wer dafür bezahlt. Die Chinesen beziehen 40 Prozent ihres Öls aus dem Persischen Golf, aber haben Sie dort jemals einen chinesischen Flugzeugträger gesehen? Wir garantieren seit mindestens 40 Jahren die Sicherheit im Nahen Osten und damit die Energieversorgung der Chinesen. Wir unterstützen heute 99 Prozent der Länder auf diesem Planeten finanziell. Wir leisten sogar Nordkorea humanitäre Hilfe und schicken Lebensmittel, und nur Gott weiß, was damit geschieht – wahrscheinlich werden damit die Betrüger in der Parteizentrale durchgefüttert. Es geht nicht um Amerika gegen Deutschland oder die Nato, sondern um die Frage, was unsere Rolle im 21. Jahrhundert ist und wer dafür zahlt.

**SPIEGEL:** Im Dezember hat Trump Angela Merkel beschimpft, sie sei in der Flücht-



Berater Flynn

„Die Welt hat Trump missverstanden“

lingskrise zu weich. Ist das nicht kontraproduktiv für die Zusammenarbeit?

**Flynn:** Ja.

**SPIEGEL:** Mal abgesehen von der unverschämten Sprache, die Trump benutzt.

**Flynn:** Ich denke, dass ganz Europa in der Flüchtlingskrise zu soft gehandelt hat.

**SPIEGEL:** Aber Trump hat Merkel beleidigt.

Dient das der Stärkung von Bündnissen?

**Flynn:** Wenn Merkel beleidigt war, dann war sie halt beleidigt, so ist das Geschäft. Der Punkt war die wirklich unglaublich armselige Entscheidung, diese Flüchtlingskrise zuzulassen. Warum fliehen diese Leute nicht in ihre eigenen Hauptstädte oder in die Hauptstädte der islamischen Welt, sondern in das schöne Europa und die Vereinigten Staaten? Wir sollten diese Menschen zurück in ihre Boote setzen und sie zu den Orten bringen, von denen sie kommen und den arabischen Führern sagen: Ihr seid dafür ebenso verantwortlich. Europa hat nicht so reagiert, wie es das hätte tun sollen. Das hat Trump gemeint.

**SPIEGEL:** Woher stammt Trumps Faszination für Führer wie Wladimir Putin oder Saddam Hussein, den er jüngst als guten Terroristenjäger gelobt hat?

**Flynn:** Er respektiert Leute, die sich ganz egoistisch zuerst um ihr eigenes Land kümmern. Putin ist jemand, der sich sehr um Russland kümmert. Da kann man nicht sagen: Ich mag dich nicht. So jemanden muss man respektieren. Er ist ein Weltführer.

**SPIEGEL:** Ist Putin für Amerika ein verlässlicher Partner?

**Flynn:** In manchen Fragen, ja. Wir brauchen ein Verhältnis, das von der Führung ganz oben bis nach unten funktioniert. Das gilt auch für unser Verhältnis mit China.

**SPIEGEL:** Trump hat Saudi-Arabien und Japan aufgefordert, sich Atomwaffen zu beschaffen. Startet er damit nicht ein gefährliches nukleares Wettrüsten?

**Flynn:** Die Gefahr eines Atomkriegs ist sehr, sehr gering. Trump ist kein Narr, er hat einen globalisierten Blick auf die Welt. In unseren Gesprächen reden wir über die Geschichte einzelner Weltregionen. Nicht dass er Nachhilfe in Weltgeschichte nötig hätte, aber es ist wichtig, die Geschichte von Europa, Afrika oder dem Nahen Osten zu verstehen. Wir reden über die großen Entwicklungen der nächsten 10 bis 50 Jahre. Wird es einen neuen Krieg geben? Einen Krieg zwischen China und den USA? Es geht um die Frage, auf was man vorbereitet sein muss, wenn man das Präsidentenamt übernimmt.

**SPIEGEL:** Nordkoreas Diktator Kim Jong Un hat Trump gelobt und will ihn im Wahlkampf unterstützen.

**Flynn:** Ich vermute, Donald Trump hat darüber so herzlich gelacht wie ich. Nordkoreas Staatschef sitzt in seinem Büro, raucht Zigarren und schaut sich dabei seine Raketenstarts an.

**SPIEGEL:** Wie wichtig ist Trump die Außenpolitik?

**Flynn:** Priorität hat die amerikanische Wirtschaft. Aber die nationale Sicherheit und die Außenpolitik zählen zu den zwei, vielleicht drei wichtigsten Themen.

**SPIEGEL:** Seine Reden zur Außenpolitik klingen vage und in vielen Punkten widersprüchlich. Kann es sein, dass er noch keinen Plan hat?

**Flynn:** Nein. Trump geht es um die Rückkehr eines simplen Gedankens: Die Außenpolitik muss so ausgerichtet werden, dass sie der nationalen Sicherheit der USA dient und nichts anderem. Er ist kein Isolationist, er will sich und die USA nicht abkapseln von der Welt. Die Reden wurden oft falsch verstanden.

**SPIEGEL:** Allerdings fordert er bei seinen Reden, dass sich andere Länder um ihre eigenen Probleme kümmern sollen.

**Flynn:** Das stimmt, ja, es kann nicht sein, dass die USA bei jedem Problem weltweit eingreifen müssen. Die Wähler, die sich Trump jetzt anschließen, wollen das nicht mehr. Sie sind frustriert von den lausigen Entscheidungen der vergangenen Jahre von George W. Bush und Barack Obama. Schauen Sie sich den Schlamassel doch an.



US-Flugzeugträger „Theodore Roosevelt“: „Warum zur Hölle haben wir in Libyen interveniert?“

**SPIEGEL:** Sie sprechen vom Irakkrieg?

**Flynn:** Wir reden von drei unglaublich dummen Entscheidungen. Die erste betrifft den Einmarsch im Irak. Sie wollten uns weismachen, dass es um Massenvernichtungswaffen gehe, die Saddam gehabt habe. Tatsächlich ging es um eine Reaktion auf die Terroranschläge des 11. September.

**SPIEGEL:** Dafür war George W. Bush verantwortlich. Und Obama?

**Flynn:** Obama ist überstürzt aus dem Irak abgezogen. Nach acht Jahren hartem und verlustreichem Kampf hatten wir 2011 endlich gewonnen, doch wir haben den Erfolg nicht abgesichert, sondern unsere Truppen abgezogen. Das war eine unglaublich dumme Entscheidung, die Obama nur getroffen hat, weil er im Wahlkampf das Ende der amerikanischen Kriege versprochen hatte. Für die nationale Sicherheit ist es ein Albtraum. Ganz ähnlich wie im Fall Libyens, der dritten desaströsen Entscheidung.

**SPIEGEL:** Sie meinen den Sturz des libyschen Diktators Muammar al-Gaddafi mit Hilfe der Nato im Herbst 2011?

**Flynn:** Man muss sich doch fragen, warum zur Hölle wir in Libyen interveniert haben. Das war jenseits von dumm, es war unverantwortlich und gefährlich für unsere Sicherheit und die Sicherheit Europas. Die Folgen sehen wir heute. Das Land ist im Chaos versunken, und die Flüchtlinge können ungehindert die Boote in Misrata und Tripolis besteigen.

**SPIEGEL:** Trump würde solche Fehler nicht wiederholen?

**Flynn:** Nein, würde er nicht. Die Geschichte wird hart über die letzten 16 Jahre der US-Außenpolitik urteilen.

**SPIEGEL:** Die Konservativen in Amerika haben stets den Export von Demokratie und Menschenrechten vorangetrieben. Wäre das unter Trump vorbei?

**Flynn:** Auf jeden Fall – weil es falsch ist. Die USA haben es zu lange als ihre Aufgabe angesehen, dass wir die Demokratie in anderen Ländern einführen sollen.

**SPIEGEL:** Nach seinen harschen Äußerungen über Muslime steht Trump als Rassist und Feind der Religionsfreiheit da.

**Flynn:** Diese Sätze hätten so nicht fallen sollen, ich hätte sie nie so gesagt. Gleichzeitig will ich nicht politisch korrekt sein. Es muss einen Bann für den radikalen Islam geben und für Menschen, die diese Theorie verbreiten.

**SPIEGEL:** Warum spricht Trump so?

**Flynn:** Trump ist ein Kämpfer. Es ist wie in einem Boxkampf, man macht sich größer, als man eigentlich ist. Er hat dazugelernt, die Aussagen, die Sie zitieren, sind Monate alt. Man startet als Boxer, der mit der falschen Hand schlägt, dann korrigiert man seinen Stil und boxt richtig.

**SPIEGEL:** Wie reagiert er, wenn Sie ihn kritisieren?

**Flynn:** Er kann sehr gut zuhören. Er ist kein Mann, der denkt, er wüsste schon alles. Er hat mir gesagt, dass er noch viel lernen müsse.

**SPIEGEL:** Trump sagt: „Ich habe ein sehr gutes Hirn.“ Oder behauptet, Außenpolitik habe er in der Zeit als Geschäftsmann gelernt. Wie kann man ihn da noch beraten?

**Flynn:** Ich habe ihn als extrem anpassungsfähig kennengelernt. In meiner Zeit als Militär hätte ich gern so einen wie Trump in meiner Truppe im Kampf gehabt. Er passt sich an die großen Krisen an, mit seiner Street-Smartness, seinen Instinkten.

**SPIEGEL:** Machen diese Eigenschaften einen guten Präsidenten aus?

**Flynn:** Jedenfalls einen besseren als die Exgouverneure, die immer nur Politik gemacht haben. Trump hat verstanden, dass er einen Dolch ins Herz des Establishments rammen muss und sich Millionen Amerikaner von der Clique in Washington nicht repräsentiert fühlen. Alles andere kann er noch lernen, wenn er im Weißen Haus sitzt.

**SPIEGEL:** Werden wir ihn demnächst präsidentaler erleben?

**Flynn:** Seinen Stil, die Attacken gegen politische Gegner wird er beibehalten. Die meisten Amerikaner wollen einfach keinen Bullshit mehr. Sie wollen Ehrlichkeit. Sie wollen wieder glauben, was die Politiker ihnen erzählen. Trump ist ein Underdog, er begehrt auf gegen das Etablierte, er rennt gegen alle Widerstände an. Und das wiederum lieben die Amerikaner.

Interview: Matthias Gebauer, Holger Stark

Twitter: @gebauer, @holger\_stark

# SPIEGEL-Sommeraktion!

## JETZT 7 x SPIEGEL TESTEN + GUTSCHEIN + iPad PRO GEWINNEN.

**Gratis**  
zur Wahl



### €10,- Gutscheine zur Wahl

Ein Amazon.de Gutschein\*, BestChoice-Universalgutschein oder DriversChoice-Tankgutschein im Wert von je €10,- als Prämie.

### Mitmachen & gewinnen

### iPad Pro zu gewinnen (Wert ca. € 900,-)

Mit 12,9"-Retina-Display, iOS 9, Wi-Fi, 32 GB, Touch-ID und 4 Lautsprechern. Nur 6,9 mm dick. Einfach Preisfrage lösen und Glück haben!

**Teilnahmebedingungen:** Der Gewinn wird unter allen Teilnehmern mit der richtigen Lösung verlost. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Keine Barauszahlung möglich. Der Gewinner wird schriftlich benachrichtigt. Teilnahmeschluss: 30.9.2016

\* Amazon.de ist kein Sponsor dieser Werbeaktion. Amazon.de Gutscheine („Gutscheine“) sind für den Kauf ausgewählter Produkte auf Amazon.de und bestimmten Partner-Webseiten einlösbar. Sie dürfen nicht weiterveräußert oder anderweitig gegen Entgelt an Dritte übertragen werden, eine Barauszahlung ist ausgeschlossen. Aussteller der Gutscheine ist die Amazon EU S.à r.l. in Luxemburg. Weder diese noch verbundene Unternehmen haften im Fall von Verlust, Diebstahl, Beschädigung oder Missbrauch eines Gutscheins. Gutscheine können auf [www.amazon.de/einloesen](http://www.amazon.de/einloesen) eingelöst werden. Dort finden Sie auch die vollständigen Geschäftsbedingungen. Alle Amazon™ & ©-Produkte sind Eigentum der Amazon.com, Inc. oder verbundener Unternehmen. Die Gutscheine sind bis zu dem angegebenen Ablaufdatum einlösbar. Es fallen keine Servicegebühren an.

Ja, ich möchte 7x den SPIEGEL für nur €21,- testen, **34 % sparen**, einen Gutschein und die Gewinnchance sichern!

### Meine SPIEGEL-Testvorteile:



- ✓ 7x den SPIEGEL testen
- ✓ 34 % Preisvorteil
- ✓ Kostenfreie Lieferung
- ✓ Inklusive LITERATUR SPIEGEL
- ✓ Praktischer Urlaubsservice

#### Gleich mitbestellen!

Ja, ich möchte zusätzlich den digitalen SPIEGEL für nur €0,50 pro Ausgabe beziehen statt für €3,99 im Einzelkauf.

SD16-029

Preisfrage: „Nach welchem Teil des Auges ist das iPad-Display benannt?“  Iris  Retina

Mein €10,- Wunschgutschein von:  Amazon.de (5065)  BestChoice (4508)  DriversChoice (5034)

#### Anschrift:

Frau  Herr  
Name/Vorname

Straße/Hausnr. Geburtsdatum 19

PLZ Ort

Telefon (für eventuelle Rückfragen) E-Mail (für eventuelle Rückfragen)

Wenn ich mich nach Erhalt der 5. Ausgabe nicht melde, möchte ich den SPIEGEL weiterbeziehen, dann für zurzeit €4,40 pro Ausgabe statt €4,60 im Einzelkauf. Der Bezug ist zur nächsterreichbaren Ausgabe kündbar.

Ja, ich wünsche unverbindliche Angebote des SPIEGEL-Verlags und der manager magazin Verlagsgesellschaft (zu Zeitschriften, Büchern, Abonnements, Online-Produkten und Veranstaltungen) per Telefon und/oder E-Mail. Mein Einverständnis kann ich jederzeit widerrufen.

#### Ich nutze die bequemste Zahlungsart: per SEPA-Lastschrift\*

DE IBAN  Die Mandatsreferenz wird separat mitgeteilt.

Datum Unterschrift SP16-217

Coupon ausfüllen und senden an:  
DER SPIEGEL, Kunden-Service, 20637 Hamburg

040 3007-2700

abo.spiegel.de/sommer2016

Der Vorzugspreis von €0,50 für den digitalen SPIEGEL gilt nur in Verbindung mit einem laufenden Bezug der Printausgabe, enthalten sind €0,48 für das E-Paper. Meine Prämie erhalte ich direkt nach Zahlungseingang. Alle Preise inklusive MwSt. und Versand. Das Angebot gilt nur in Deutschland. Hinweise zu den AGB und Ihrem Widerrufsrecht finden Sie unter [www.spiegel.de/agb](http://www.spiegel.de/agb). SPIEGEL-Verlag Rudolf Augstein GmbH & Co. KG, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg, Telefon: 040 3007-2700, E-Mail: [aboservice@spiegel.de](mailto:aboservice@spiegel.de)

\* **SEPA-Lastschriftmandat:** Ich ermächtige den Verlag, Zahlungen von meinem Konto mittels Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise ich mein Kreditinstitut an, die vom Verlag auf mein Konto gezogenen Lastschriften einzulösen. Hinweis: Ich kann innerhalb von acht Wochen, beginnend mit dem Belastungsdatum, die Erstattung des belasteten Betrags verlangen. Es gelten dabei die mit meinem Kreditinstitut vereinbarten Bedingungen.



Demonstranten in Baton Rouge, Louisiana, am 9. Juli: 127 getötete Schwarze allein in diesem Jahr

# Obamas Tragödie

**Rassismus** Am Ende der Amtszeit des ersten afroamerikanischen Präsidenten hat sich der Konflikt zwischen Schwarz und Weiß im Land verschärft. Können neue Polizeikräfte etwas bewirken?

Er kennt die Situation schon, er hat vor trauernden Witwen in Tuscon gestanden, vor fassungslosen Eltern in Newtown, er hat mit brüchiger Stimme „Amazing Grace“ in der Kirchengemeinde von Charleston gesungen. Er musste Trost spenden, den es nicht geben konnte. Die Geschichte hat für Barack Obama vorgesehen, dass er große Reden seiner Präsidentschaft nach Tragödien halten muss.

Und doch ist etwas anders am vergangenen Dienstag im Morton H. Meyerson Symphony Center im Künstlerviertel von Dallas, als Obama die Bühne betritt und das Orchester der Polizei „Star Spangled Banner“ anstimmt, die Nationalhymne. Die Trauer hat plötzlich keine Richtung mehr. Gedenkt die Gemeinde an diesem Mittag in Dallas nur der erschossenen Polizisten? Oder geht es zugleich um die Opfer von Polizeigewalt?

Er muss diese Frage beantworten, denn jetzt blickt er in die Gesichter einer erschütterten Stadt. Er verschont beide Seiten nicht mit harten Wahrheiten. „Wir können uns nicht einfach abwenden und Leu-

te, die friedlich protestieren, als Unruhestifter oder paranoid abtun“, sagt er an die Adresse der Polizisten. Und den Demonstranten sagt er: „Ihr wisst, wie gefährlich manche der Gegenden sind, wo diese Polizisten ihren Dienst tun, und ihr tut so, als gäbe es da keinen Zusammenhang.“

Es klingt fast verzweifelt, als er sagt: „Ich bin hier, um zu bekräftigen, dass wir als Land nicht so gespalten sind, wie wir scheinen.“

Vor acht Jahren war Barack Obama als erster schwarzer Präsident mit dem Versprechen angetreten, das Land zu einen. Seine Wahl im November 2008 sahen viele als entscheidenden Schritt in einem 150 Jahre dauernden Kampf der schwarzen Bevölkerung um Gleichberechtigung. Doch zum Ende seiner Präsidentschaft scheint das Land weniger geeint denn je.

Am vergangenen Samstag entsteht in Baton Rouge, der Hauptstadt von Louisiana, ein ikonisches Bild: Es zeigt die 35-jährige Krankenschwester Ieshia Evans in Ballerinas und einem langen Sommerkleid. Sie steht schwer bewaffneten Polizisten

gegenüber, die durch Helme, Schilde, Handschuhe geschützt sind. Beamte greifen nach der Frau, sie wollen sie von der Straße zerren. Das Bild ist verstörend: Eine Übermacht des Staates tritt gegen Demonstranten an – autoritär und gerüstet wie im Krieg.

Allein in diesem Jahr wurden 127 Schwarze von der Polizei getötet. Für junge Schwarze ist die Gefahr, durch die Kugel eines Polizisten zu sterben, sechsmal höher als für junge Weiße. Innerhalb von 48 Stunden in der vergangenen Woche töteten zwei Polizisten bei Straßenkontrollen die Afroamerikaner Alton Sterling in Baton Rouge und Philando Castile in Falcon Heights, Minnesota. Einen Tag später rächt sich der Armeeveteran Micah Johnson und erschießt fünf Polizisten während einer bis dahin friedlichen Anti-Rassismus-Demonstration in Dallas, Texas. Der Rassenkonflikt ist wieder da auf den Straßen Amerikas.

In Baton Rouge, Chicago, New York, Washington und vielen anderen Städten der USA erlebt „Black Lives Matter“ ei-



nen großen Zustrom, die Aktivistenbewegung, die sich gegen Polizeigewalt einsetzt, die sich vor allem gegen Schwarze richtet. Es ist zwei Jahre her, dass sie erstmals national wahrgenommen wurde – nach der Tötung des 18-jährigen Michael Brown in Ferguson im Bundesstaat Missouri. Es war der Erste in einer Reihe prominenter Fälle, die offenlegten, wie tief der Alltagsrassismus sitzt. Wochenlang lieferten sich Polizisten und Demonstranten damals Scharmützel, es folgten Rufe nach einer Reform des Polizeikorps. Was ist daraus geworden?

Einiges hat sich in Ferguson seither verändert. Der Stadtverwalter, eine Art Bürgermeister, ist neu, der Stadtrat ausgetauscht. Und an der Spitze der Polizei steht seit Mai dieses Jahres erstmals ein Afroamerikaner.

Delrish Moss ist ein drahtiger 52-jähriger Mann, der ein komfortables Leben im Dienst der Polizei von Miami aufgegeben hat, um an den Stadtrand von St. Louis zu ziehen. „Entlang des Mississippi soll man toll fotografieren können“, witzelt er. Als brauchte es eine Portion Ironie, um den neuen Job ertragen zu können.

Moss sitzt in einem Konferenzraum im Erdgeschoss der Polizeiwache von Ferguson, einem Rotklinkerbau, der die benachbarten Flachbauten in der Florissant Road überragt. Wenige Hundert Meter von hier entfernt stehen noch immer die verkohlten Grundmauern eines Restaurants, das während der Proteste 2014 niederbrannte.

Der neue Polizeichef gilt als radikaler Reformier. Als Teenager saß er eines Abends an einer Bushaltestelle in Miami, als ein vorbeikommender Polizist seine Ta-

schen durchsuchte, ihn als „Nigger“ beschimpfte und ihm riet, abends besser nicht draußen herumzulungern. „Seit dieser Nacht wollte ich Polizist werden“, erinnert sich Moss, „ich wollte genau diese Leute entlassen.“

Nach dem Tod Michael Browns legte ein Untersuchungsbericht des US-Justizministeriums ein rassistisches Grundmuster in der Arbeit der Polizei in Ferguson offen. Der Bericht sprach von „ungleicher Behandlung“, die „zumindest in Teilen aufgrund von ungesetzlicher Voreingenommenheit und Stereotypen gegenüber Afroamerikanern erfolgte“. Zitiert wurde unter anderem die Mail eines Beamten, der schrieb, Abtreibungen afroamerikanischer Frauen seien ein Beitrag zur Verbrechensbekämpfung.

Schwarze machen zwei Drittel der Bevölkerung Fergusons aus, allerdings waren sie in 85 Prozent der Verkehrskontrollen verwickelt und in 93 Prozent aller Festnahmen. Demgegenüber steht die Polizei, in der 2014 kein einziger Schwarzer Dienst schob, aber 53 Weiße.

„Wir müssen das Vertrauen der Menschen zurückgewinnen“, sagt Polizeichef Moss heute. „Die Leute sind nicht naiv.“ Seit einigen Wochen läuft er regelmäßig von Haus zu Haus und versucht, die Bewohner davon zu überzeugen, dass die Polizei nicht mehr Feind, sondern Partner sei. Um Beschwerden zu erleichtern, will er eine Außenstelle einrichten, bei der die Bürger ruppige Polizisten anzeigen können. „Ich erwarte hier ein sauberes Haus“, sagt er, „es gibt keinen Platz mehr für Leute, die das nicht respektieren.“ Mittlerweile arbeiten unter ihm immerhin vier

schwarze Polizisten. Für mehr Veränderung fehlt das Geld.

Ferguson hat in den vergangenen Jahrzehnten einen wirtschaftlichen Niedergang erlebt. Der Vorort der einstigen Industriestadt St. Louis ist schwärzer und ärmer geworden. Noch 1970 war Ferguson zu 99 Prozent von Weißen bewohnt. 1990 waren es noch drei Viertel. Viele Menschen verloren durch die Deindustrialisierung ihren Job und zogen von St. Louis in die Vororte, viele von ihnen waren Schwarze.

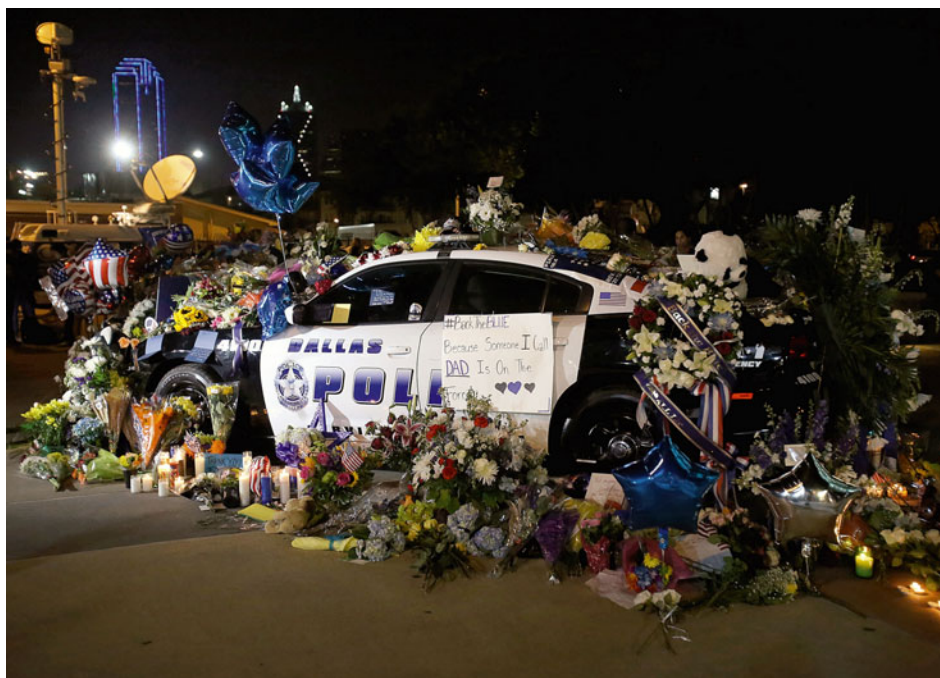
Die Arbeitslosigkeit unter Schwarzen liegt in Ferguson deutlich höher als im Durchschnitt der USA. Die Armut hat sich allein zwischen den Jahren 2000 und 2012 verdoppelt, jeder vierte Bewohner lebt mit weniger, als er für ein akzeptables Leben benötigt.

Über Jahrzehnte hat die Politik tatenlos zugesehen, wie Vorstädte zu Gettos verwahrlosten. Wie der Drogenhandel mit der Arbeitslosigkeit stieg. Wie Schulen zerfielen und weniger Jugendliche bis zum Abschluss blieben. Wie die Zahl der jugendlichen Mütter und inhaftierten Väter stieg.

Auch die Justiz benachteiligt Schwarze systematisch. Schwarze werden nicht nur deutlich häufiger kontrolliert und verdächtigt, sie werden auch öfter und härter verurteilt, und sie können sich aufgrund ihrer oft weit schlechteren finanziellen Lage nicht so leicht freikaufen wie Weiße. „Es ist unsere Generation, die all das geschehen ließ“, sagte Mike Rawlings, der Bürgermeister von Dallas, in einer ergreifenden Rede am Tag nach den Todesschüssen auf die Polizisten. „Es ist unsere Verantwortung, das zu ändern.“

Es wirkt wie eine absurde Wendung der Geschichte, dass Amerika die heftigsten Spannungen zwischen Weißen und Schwarzen seit Jahrzehnten ausgerechnet während der Präsidentschaft Barack Obamas erlebt. Aber auch unter dem ersten schwarzen Präsidenten der Vereinigten Staaten hat sich die wirtschaftliche Situation vieler Afroamerikaner nicht gebessert. Die Armut unter der schwarzen Bevölkerung ist angestiegen, das durchschnittliche Einkommen gesunken. Im Jahr 2015 nutzten mehr Schwarze staatlich subventionierte Essensmarken als 2008. Auch die Immobilien- und Wirtschaftskrise hat sie stark getroffen.

Hätte Obama trotzdem oder gerade deshalb mehr tun müssen? „Obama hat viel versucht“, sagt Peniel E. Joseph, Professor an der Universität von Texas in Austin, „er hat das Justizsystem reformiert und die Gesundheitsversorgung verbessert.“ Aber gegen einen unversöhnlichen, von den Republikanern geführten Kongress habe er schnell die Grenzen seiner Möglichkeiten erfahren. „Nachdem er gewählt worden war, entstand eine mächtige Bewegung gegen ihn“, sagt Joseph, „für manche schien



**Gedenken an die toten Polizisten in Dallas:** Die Trauer hat keine Richtung mehr

# 10 x digital lesen + Prämie!



Testen Sie **10 x den digitalen SPIEGEL** mit vielen multimedialen Inhalten auf Tablet, Smartphone und PC/Mac – auch offline und schon ab freitags 18 Uhr. Alle SPIEGEL-E-Books und der digitale LITERATUR SPIEGEL sind inklusive!

## 10 € Amazon.de Gutscheine

- ✓ 10 Wochen lesen, 50 % sparen
- ✓ SPIEGEL-E-Books inklusive
- ✓ digitaler LITERATUR SPIEGEL inklusive
- ✓ 10 € Amazon.de Gutscheine gratis

## USB-PowerBank

- ✓ 10 Wochen lesen, 50 % sparen
- ✓ SPIEGEL-E-Books inklusive
- ✓ digitaler LITERATUR SPIEGEL inklusive
- ✓ Mit Universalakku fürs Smartphone, Zzlg. € 1,-

**Prämie**  
zur Wahl



(Lieferung ohne Smartphone)

Jetzt 10 x den digitalen SPIEGEL für  
nur € 19,90 + Prämie sichern!



[abo.spiegel.de/digital10](http://abo.spiegel.de/digital10)

## Ausland

der erste schwarze Präsident der schlimmste aller Alpträume zu sein.“

Lange hielt sich Obama vom Thema Rassismus fern. Im Wahlkampf, im März 2008, hielt er in Philadelphia eine große Rede zur Rassenfrage, auch weil er umstrittene Äußerungen seines damaligen Pastors Jeremiah Wright kommentieren wollte.

Doch in seiner ersten Amtszeit tat er sich schwer, einen Zugang zum Thema zu finden. 2009 kritisierte Obama weiße Polizisten, die einen schwarzen Harvard-Professor vor seinem Haus festgenommen hatten – plötzlich stand der Präsident selbst in der Kritik und musste alle Beteiligten zu einem „Bier-Gipfel“ ins Weiße Haus einladen. Als 2012 der 17-jährige Schüler Trayvon Martin in Florida von einem Weißen erschossen wurde, sagte Obama, dies hätte auch sein Sohn sein können. Es war das erste Mal, dass er sich öffentlich so deutlich äußerte.

Erst 2014, nach Ferguson, trat er öffentlich dem Rassismus und der daraus folgenden Gewalt entgegen. Diese Bemühungen seien nicht ohne Erfolg gewesen, sagt Danyelle Solomon vom Center for American Progress: „Obama hat geholfen, dass in den USA überhaupt offen über Rassismus gesprochen werden kann.“

Doch dadurch sind die Gräben auch tiefer geworden. Denn seit über die Ungerechtigkeit gesprochen wird, die Schwarzen widerfährt, steigt gerade in der weißen Unterschicht das Ressentiment gegen Minderheiten. Der republikanische Präsidentschaftskandidat Donald Trump heizt genau diesen Hass an. Für viele seiner weißen Anhänger ist der erste schwarze Präsident ein Beleg dafür, dass sie nicht mehr im Mittelpunkt stehen. Sie sehen sich als die eigentlichen Opfer, und Trump bestärkt sie darin. Eine Verständigung zwischen diesen Polen der amerikanischen Gesellschaft ist wenig wahrscheinlich. Das scheint auch Barack Obama zu ahnen.

„Ich habe auf zu vielen Trauerveranstaltungen geredet, ich habe zu viele Familien umarmt“, sagt er am Ende seiner Rede vor den trauernden Gästen im Morton H. Meyerson Symphony Center in Dallas. Seine Worte sind nicht wütend wie in Newtown, nicht traurig wie in Charleston. Obama wirkt in diesem Moment hilflos und resigniert, wie der machtloseste mächtigste Mann der Welt.

„Ich habe gesehen, wie wenig hilfreich Worte sein können, um wirklich Wandel zu bringen“, sagt Obama. „Ich habe gemerkt, wie wenig hilfreich meine eigenen Worte sind.“

Gordon Repinski

Mail: [gordon.repinski@spiegel.de](mailto:gordon.repinski@spiegel.de)

Twitter: @GordonRepinski



**Video:**  
**Chronik der Polizeigewalt**

[spiegel.de/sp292016usa](http://spiegel.de/sp292016usa)  
oder in der App DER SPIEGEL

# Die Angst vor dem schwarzen Mann

**Justiz** Dem Land fehlt die Kraft, sein Trauma zu überwinden. Das zeigt das Scheitern der Prozesse gegen die Polizisten, die Freddie Gray getötet haben. *Von Philipp Oehmke*

**W**er schockiert von den jüngsten Tötungen junger schwarzer Männer durch weiße Polizisten nach Erklärungen sucht, sollte nach Baltimore fahren. Hier, in einem Gerichtssaal, wird seit Monaten das kaputte Verhältnis zwischen einer frustrierten Ordnungsmacht und der schwarzen Bevölkerung seziert.

Die Prozesse sind eine Ausnahme. Kaum einer der Polizisten, die in den vergangenen Jahren Schwarze erschossen haben, in Ferguson, in North Charleston, in New York, sind vor Gericht gestellt worden, keiner ist verurteilt, keiner ins Gefängnis gekommen. Dieses Versagen ist gefährlich für die psychische Unversehrtheit der Nation. Das Strafrecht ist in westlichen Demokratien das Instrument, kollektivtraumatische Erlebnisse zu bewältigen. Ein Prozess vor einem Gericht soll nicht nur die Täter bestrafen, sondern Erklärungen liefern, das Vertrauen in die Rechtsordnung wiederherstellen, mittelbar den Opfern Trost spenden und schließlich so etwas wie Gerechtigkeit schaffen.

Im Circuit Court von Baltimore stehen seit nunmehr einem halben Jahr sechs Polizisten vor Gericht. Sie sind angeklagt, den Tod des Drogendealers Freddie Gray verschuldet, mitverschuldet oder sogar in mörderischer Absicht herbeigeführt zu haben. Gray wurde im April vergangenen Jahres in Baltimore auf dem Weg auf die Wache im Polizeitransporter so massiv an der Wirbelsäule verletzt, dass er eine Woche später starb.

Tag für Tag geben die Polizisten, sowohl im Zeugenstand wie auch auf der Anklagebank, widerwillig Auskunft über ihre Polizeiarbeit in einer Stadt, in der östlich und westlich eines gläsern restaurierten Downtown ganze Straßenzüge mit zugenagelten Reihenhäusern stehen, in denen sich, nachdem die Bewohner die Häuser verlassen mussten, die Heroin- und Crack-süchtigen ihre Lager aufgebaut haben.

Im Gerichtssaal lernen wir den kühlen, technischen Blick der Polizisten auf dieses Elend kennen, aber auch auf die Menschen, die in ihm leben müssen. Wir hören von der Wirklichkeit weggerückten Polizeisprache zu, in der es für alles Unangenehme kein Wort, sondern einen Zahlencode gibt. Wir spüren die Angst, die besonders die jungen Polizisten mit ihren weichen Gesichtern und etwas schwabbeligen Körpern ergreifen muss in diesen Gegenden in West Baltimore, in die doch sonst kein Weißer gehen würde.



**Freddie-Gray-Wandbild in Baltimore:** 18 Verhaftungen in einem 25-jährigen Leben

Wegen dieser Furcht, so die Argumentation ihrer Anwälte, hätten die Polizisten Gray im Transporter nicht angeschnallt. Sie hätten Angst gehabt, diesem „wütenden schwarzen Mann“ zu nahe zu kommen, sie fürchteten, er wäre trotz Hand- und Fußfesseln imstande, sie zu überwältigen oder die Waffe zu entwenden.

Es geht in den Verfahren um die Praxis von Festnahmen und den Transport der Verhafteten, zum Beispiel auch durch „rough rides“, bei denen der Polizeitransporter absichtlich wild gesteuert und abrupt abgebremst wird, damit der gefesselte Gefangene hinten in seiner Zelle hin- und herfliegt wie ein loses Paketbündel.

Auch von „community policing“ ist in den Verhandlungen immer wieder die Rede. Das ist der polizeitaktische Ansatz, über den seit den Schüssen von Dallas wie von einer Zauberformel gesprochen wird, demzufolge Polizisten in Problemvierteln nicht mehr wie eine hochgerüstete Besatzungsmacht, sondern als Teil der Gemeinschaft agieren sollten.

Was das für ihn bedeute, wurde ein Polizist in Baltimore gefragt. Für ihn heiße das, antwortete der, dass er neuerdings auf dem Fahrrad und in Radlerkleidung in die gefährlichen Gegenden fahren solle und nicht mehr wie früher im Panzerwagen.

Der Mehrheit der Bevölkerung in West Baltimore scheint es trotzdem immer noch

sicherer, sofort wegzulaufen, wenn Polizisten sich nähern, ob auf dem Fahrrad oder im Panzer. Für einen Bewohner in Sandtown, wo auch Gray lebte, liegt die Wahrscheinlichkeit, im Gefängnis zu landen, 13-mal höher als im Bundesdurchschnitt.

Tatsächlich war es an diesem Morgen im April 2015 bereits Freddie Grays 18. Verhaftung in seinem gerade mal 25-jährigen Leben. Meistens war er schnell wieder freigekommen, auf Kautions, auf Bewährung oder weil sein Prozess aus Überlastungsgründen immer weiter verschleppt wurde. Nur einmal verbüßte er tatsächlich eine Haftstrafe von anderthalb Jahren.

Das große und einmalige Verdienst der Verfahren von Baltimore ist es, die Arbeit der Polizei und die Lebensbedingungen der ärmsten Bevölkerung kühl zu dokumentieren. Der Blick in den Gerichtssaal zeigt, wie kompliziert es sich mit der Rassismusfrage verhält: Drei der sechs angeklagten Polizisten sind schwarz. Der Richter, der bereits zwei Polizisten freigesprochen hat, einen weißen und einen schwarzen, ist selbst schwarz. Die Chefanklägerin, die den schwarzen Demonstranten bei ihrer Anklageverkündung zugerufen hat: „This is your moment“, ist ebenfalls schwarz. Ihre beiden Staatsanwälte wiederum, die sich um Gerechtigkeit für Freddie Gray so verzweifelt bemühen, sind weiß. Die Kampflinie, so viel weiß man



JONATHAN BACHMAN / REUTERS

**Polizisten in Baton Rouge:** Ist es auch Rassismus, wenn ein schwarzer Polizist einen Schwarzen misshandelt?

nach Monaten hier im Verhandlungssaal, verläuft, zumindest nicht linear, über die Hautfarbengrenze.

Die Prozesse offenbaren eine strukturelle Vertrauenskrise zwischen den staatlichen Institutionen und seinen ärmsten und machtlosesten Bürgern, die schlicht aufgegeben werden und zumeist schwarz sind. Sie sind diejenigen, die wegen eines kaputten Rücklichts angehalten werden wie Philando Castile in Minnesota; sie sind diejenigen, bei denen wie in Freddie Grays Fall eine Polizeikontrolle morgens um 8.40 Uhr einen Fluchtreflex auslöst, der dann zur Verhaftung führt.

Ausführlich haben sich die Verfahren mit der Frage befasst, ob eine Verhaftung überhaupt rechtmäßig ist, nur weil einer wegrennt – und haben eine interessante Antwort zutage gefördert: Sie ist rechtmäßig, allerdings nur dort, wo Freddie Gray wohnte. In sogenannten High-Crime-Areas ist es Polizisten erlaubt, Verdächtige festzunehmen, die grundlos flüchten. Hätte Gray in einer anderen Gegend gewohnt, zum Beispiel dem hippen Fell's Point, hätte er nicht verhaftet werden können.

Die Frage, die juristisch zwar unerheblich, politisch aber lohnenswert ist, lautet, ob genau dies systemischer Rassismus ist. Schließlich werden die High-Crime-Gegenden in Baltimore zu 80 bis 100 Prozent von Schwarzen bewohnt.

Eine diese Woche erschienene Studie des Harvard-Ökonomen Roland Fryer kam zu Ergebnissen, die Fryer selbst als die verblüffendsten seiner Karriere bezeichnet. Fryer, ein junger schwarzer Starprofessor, begann als wütende Reaktion auf die Todesfälle von Freddie Gray in Baltimore und Michael Brown in Ferguson, mehr als tausend Polizeitötungen in zehn verschie-

denen Städten zu untersuchen. Seine Ergebnisse bestätigten erwartungsgemäß, dass die Ordnungsmacht schwarze Bürger schlechter behandelt als weiße. Schwarze Männer und Frauen sind einer höheren Wahrscheinlichkeit ausgesetzt, von Polizisten physisch angegangen zu werden als ihre weißen Mitbürger. Bei den Polizisten, die Schüsse abgeben, tödliche wie nichttödliche, ist das Verhältnis allerdings ausgeglichen. Dieser Befund hat in den vergangenen Tagen einen kleinen Skandal ausgelöst.

Wer die angeklagten schwarzen Polizisten vor Gericht erlebt, ihre Gleichgültigkeit, ihren Mangel an Empathie, stellt sich irgendwann die Frage: Ist eigentlich auch dann von Rassismus zu sprechen, wenn ein schwarzer Polizist einen schwarzen Bürger misshandelt oder tötet? Dieser Rassismus wäre insofern systemisch, als der schwarze Polizist das diskriminierende Verhalten dann von seinen weißen Vorgesetzten übernommen hätte.

Der Musiker Ice Cube, der seine Jugend im berüchtigten Compton bei Los Angeles verbracht und 1988 für seine Hip-Hop-Formation N.W.A. den Text für den heute ikonischen Song „Fuck tha Police“ geschrieben hat, berichtete vergangenes Jahr, wie er und seine Eltern immer wieder von der Polizei gestoppt sowie durchsucht wurden.

Die schlimmsten und gefährlichsten Cops, so Ice Cube, seien stets die schwarzen gewesen. Sie hätten unter doppeltem Druck gestanden: Gegenüber den weißen Vorgesetzten mussten sie einerseits beweisen, dass sie sich von ihrer Herkunft emanzipiert hatten. Und andererseits, vonseiten der schwarzen Bewohner der Viertel, glaubten diese Polizisten den Vorwurf zu spüren, dass sie die Seite gewechselt und ihre Herkunft verraten hätten.

Auch in Baltimore ist ausgerechnet der Polizist, den die Anklage mit den schwersten Vorwürfen bis hin zum Mord konfrontiert, ein Schwarzer. Er hat den Transporter gefahren, er war für Freddie Gray verantwortlich. Der Richter hat ihn inzwischen freigesprochen.

Die Verhandlungen zeigen, dass die Probleme juristisch schwer zu greifen sind. Es gelingt der Staatsanwaltschaft bislang weder, die genauen Umstände von Grays Tod deutlich zu machen, noch die Schuldfrage zu klären. Die Verhandlung des ersten angeklagten Polizisten wurde ergebnislos abgebrochen. Die Jury, genauso gespalten und dialogunfähig wie die Nation, konnte sich auf kein Urteil einigen. Die beiden nächsten Polizisten machten von ihrem Recht Gebrauch, ihr Urteil in die Hände des Richters zu legen – der sie freisprach.

Der vierte steht in dieser Woche vor Gericht, doch man kann den Prozess, zumindest juristisch, jetzt schon als gescheitert bezeichnen. Was das für das Land bedeuten wird, ist noch gar nicht abzusehen.

Das Ganze sei schlecht vorbereitet, heißt es unter den Beobachtern im Gerichtssaal, viele der Anklagepunkte seien nicht zu halten, die Chefanklägerin habe ein politisches Zeichen setzen wollen und die Polizisten zu hastig „überbeschuldigt“, also mit Anklagepunkten überzogen, von denen klar war, dass sie sich schwer würden beweisen lassen.

Wenn in Dallas die Übertragungstrucks wieder abziehen und sich die Karawane aufmacht zum nächsten Shooting, wird in Baltimore weiter seziert, von 9.30 Uhr morgens bis circa 17 Uhr am Nachmittag. Wahrscheinlich ist es das Beste, was das Land im Moment tun kann.

Twitter: @oehmke

# Der Schlafwandler

**Großbritannien** Von David Cameron bleibt nicht viel, außer dem Brexit. Nachruf auf einen Gescheiterten. *Von Christoph Scheuermann*

**L**ord North war kein schlechter Regierungschef. Er galt als gewissenhaft und rhetorisch talentiert, beim Volk war er beliebt, im Parlament glänzte er. Leider machte er einen Fehler, der für das britische Empire teuer wurde. Er verlor die amerikanischen Kolonien.

David Cameron ist der Lord North der Gegenwart. Wie sein Vorgänger aus dem 18. Jahrhundert ging er in Eton zur Schule, studierte in Oxford und verspielte als Premier einen historischen Moment. Beide Politiker stolperten in ein Desaster, Lord North als Hauptfigur in einer amerikanischen Tragödie, Cameron in einer europäischen Farce. Das verlorene EU-Referendum wird sein Vermächtnis sein.

Der Mann, der am Dienstag nach sechs Jahren aus 10 Downing Street auszog, war kein Stratege und kein Visionär. Er blieb ein Taktiker, der aus dem Modus der Krisenbewältigung nicht herauskam. Am Ende, an seinem letzten Arbeitstag als Premierminister, war Cameron der fröhlichste Mensch der Insel. Seine Rede im Parlament beendete er selbstironisch mit den Worten: „Ich war einmal die Zukunft.“ Keiner freut sich wie er, dass seine Nachfolgerin Theresa May das Brexit-Chaos sortieren muss. Cameron schien es nicht zu kümmern, dass er ein ausgehöhltes Land zurücklässt, dessen globaler Einfluss unter seiner Regierung schrumpfte.

Als er vor sechs Jahren mithilfe der Liberaldemokraten an die Macht gelangte, steckte das Land in einer der tiefsten Krisen seit der Nachkriegszeit. Er trat mit drei Ideen an. Erstens wollte er die Wirtschaft ankurbeln und die Schulden reduzieren; zweitens verfolgte er den Plan, die Nation zu einen und Schottland an den Süden zu binden; drittens wollte er das lästige Europa-thema loswerden und mit dem gewonnenen EU-Referendum in seiner Partei für Ruhe sorgen. All das ist gescheitert oder zumindest in Gefahr. Das Plebiszit hat er verloren, Schottland driftet weg vom Süden, die Wirtschaft taumelt in den Brexit-Wirren, die Staatsschulden werden wohl steigen. Dabei hätte David Cameron ein ordentlicher, unauffälliger Premier werden können. Seine Regierung zwang den Briten einen harten Sparkurs auf und steuerte das Land aus der Finanzkrise. Heute ist die Wirtschaft lebendiger als die vieler anderer europäischer Länder, die Arbeitslosigkeit liegt weit unter dem EU-Durchschnitt – nicht zuletzt wegen billiger Arbeiter aus Osteuropa. Auch deshalb ist der Brexit eine wirtschaftliche Bedrohung für die Insel.

Hätte Cameron das Referendum gewonnen, wäre er in Europa als Sieger und vom liberalen Establishment zu Hause als Held gefeiert worden. Er ging ein gewaltiges und unnötiges Risiko ein, indem er sein politisches Erbe an einen einzigen Volksentscheid knüpfte.

Dabei war er als progressiver Regierungschef gestartet. Er wollte den Ruf der Tories als „nasty party“ widerlegen, entschuldigte sich für das „Bloody Sunday“-Massaker der britischen Armee 1972 in Nordirland und hob die Entwicklungshilfe trotz des Sparkurses weiter an. Außerdem setzte er die gleichgeschlechtliche Ehe durch, was bei der konservativen Basis für viel Unmut sorgte. Cameron hat bewiesen, dass er Entscheidungen auch gegen den konservativen Mainstream durchsetzen konnte.

Außerhalb der Hauptstadt blickten viele Tories skeptisch auf seinen Notting-Hill-Konservatismus, benannt nach dem Londoner Stadtteil, in dem Cameron und einige seiner Weggefährten lebten. Die Partei fand sich mit Camerons liberalen Anwendungen zähneknirschend ab. Denn immerhin machte er aus den Tories wieder eine Regierungspartei, führte sie zweimal hintereinander an die Macht, zuletzt mit einer absoluten Mehrheit, und half dabei, die Liberaldemokraten in die Irrelevanz zu stoßen.

Außenpolitisch waren die Cameron-Jahre von Selbstbespiegelung geprägt, von einem unbritischen Rückzug aus der Welt. Die Verteidigungsausgaben gingen zunächst zurück, in globalen Krisen spielte das Königreich kaum noch eine Rolle, weder im Ukraine-Konflikt noch im Nahen Osten. Einen militärischen Einsatz in Syrien lehnte das Parlament vor drei Jahren in einer spektakulären Entscheidung ab. Das lässt sich zwar nicht Cameron allein anlasten, die Episode zeigt aber, wie fahrlässig seine Regierung den Krieg vorbereitet hatte.

Wer in den Jahren vor dem Referendum mit britischen Diplomaten sprach, bekam den Eindruck eines europapolitisch ahnungslosen, desinteressierten Premiers. Auf der Brüsseler Bühne fehl-

ten ihm die Souveränität und das strategische Geschick, die nötig sind, um 27 Kollegen zu überzeugen. Es bleibt das Bild eines jovialen Gentlemans, der seinen Hotdog mit Messer und Gabel isst und der seinen gesamten Einsatz verloren hat. Im Herbst wird er 50, für den Ruhestand ist er zu jung. Schwer vorstellbar, dass er wie Tony Blair in die internationale Beraterszene einsteigt. Wer möchte von Cameron Ratschläge haben? Er will sich nun angeblich um arme Briten kümmern und dem Unterhaus treu bleiben, anders als Blair, der am Tag seines Rücktritts das Parlament mit den Sätzen verließ: „Das war's. The end.“

Von Cameron dagegen wird die Melodie in Erinnerung bleiben, die er am Montag nach seinem Rücktritt summt, „Dub-duu-du-du“. Er wirkte unbeschwert, fast gleichgültig, als er ein letztes Mal durch die Eingangstür von Downing Street ging. Ein Junge aus der Oberschicht, der versehentlich sein Land in die Luft jagte.

Twitter: @chrischeuermann



**Scheidender Premier Cameron**  
„Dub-duu-du-du“

# Die Heimkehr der Löwenjungen

**Terror** Der „Islamische Staat“ hält im Irak und in Syrien Tausende kleine Jungen in seiner Gewalt. Kindersoldaten, denen er den Koran und das Töten beibringt. *Von Katrin Kuntz*

In einem Zelt in Dohuk in einem Flüchtlingscamp, am Fuße ockerfarbener Berge, rollen Amir und Ahmed, 15 und 16 Jahre alt, ihre Matten auf dem Fußboden aus, um das Böse zu vergessen. Es ist ein kühler Abend im Herbst, sie klemmen sich Kissen hinter den Rücken und schalten den Fernseher ein. Ein halbes Jahr zuvor sind die Brüder aus der Gefangenschaft des „Islamischen Staats“ (IS) geflohen. Jetzt wollen sie eine Comiserie sehen, mehr nicht.

Die Brüder zappen sich durch die Programme. Auch der IS hat einen eigenen Propagandakanal, den man hier, im kurdischen Nordirak, gut empfangen kann. Ahmed hält die Fernbedienung in der Hand, dann sieht er es. „Da sind wir, Amir!“, ruft er, „wir sind das!“ Die Brüder entdecken sich auf dem Bildschirm: in schwarzer Kluft, mit vermmumten Gesichtern, neben anderen Kindersoldaten, beim Kampftraining in Mossul.

Inzwischen ist es Frühling geworden, einige Monate ist dieser Abend vor dem Fernseher nun her, Ahmed und Amir erzählen davon in demselben kleinen Zelt im Camp, sie sitzen eng beieinander. Ahmed, der Ältere, spricht mit rauer Stimme über ihre Zeit beim IS, Amir schaut zu Boden. „Sie gaben uns Drogen, danach glaubten wir alles“, beginnen sie.

Ahmed und Amir waren neun Monate lang Geiseln des IS, gefangen in einem Militärcamp in der irakischen IS-Hochburg Mossul. Dort bildete die Terrormiliz sie mit Schlägen, Tritten und Waffen zu Kindersoldaten aus – zu „Löwenjungen des Kalifats“, wie der IS sie nennt. Die „Löwenjungen“ sprengen sich in die Luft, um vermeintlich Ungläubige zu töten. Sie stehen bei Enthauptungen daneben, um zu lernen, wie das geht. Sie spenden Blut, wenn erwachsene Kämpfer verletzt sind. Und sie denunzieren Verräter.

Wie viele Kindersoldaten der IS heranzieht, ist schwer zu überprüfen. Experten schätzen, dass rund 1500 Jungen im Irak und in Syrien der Terrorgruppe dienen. Einige werden den Kämpfern geboren, über 31000 Frauen im Gebiet des IS sind zurzeit schwanger. Andere Kinder werden von den Eltern aus dem Ausland gebracht, wenn diese sich dem Dschihad anschließen. Oft sind die „Löwenjungen“ auch

Kinder lokaler Kämpfer oder Waisen, die sich dem IS freiwillig anschließen. Andere, wie Ahmed und Amir, werden entführt.

Die Brüder wuchsen in einem Dorf der Region Sindschar auf, sie hatten ein gutes Leben, so erzählen sie, spielten Fußball, kletterten auf Berge und fingen Hühner, bis der IS ihr Zuhause im August 2014 überfiel. Mit Pick-ups kamen die Männer ins Dorf gefahren, drohten, bis die Menschen vor Angst rannten – dann war es zu spät. Auch die Brüder zerrten sie auf einen Wagen und fuhren sie zu einer Sammelstelle in Tall Afar, wo über ihre weitere Verwendung entschieden wurde.

Der IS stellte die Jungen in zwei Gruppen auf. Die jüngeren, schwächeren sollten in einer Schule bleiben, um zuerst den Koran zu lernen. Die älteren schickten sie direkt zum Militärtraining nach Mossul. Ahmed und Amir kamen in ein Ausbildungslager mit 200 Kindern. Sie sollten vergessen lernen, dass sie Jesiden sind. Sie seien still geblieben, erzählen sie, hätten sich nicht getraut, etwas zu sagen.

Seit der IS Gebiete in Syrien und im Irak verliert und militärisch unter Druck geraten ist, hat er auch seine Propagandaarbeit mit Kindern verstärkt. Forscher des britischen Thinktanks Quilliam Foundation, die IS-Propaganda auswerten, stellten fest, dass 2015 deutlich mehr Kinder medial für die Zwecke der Terrormiliz missbraucht wurden als im Jahr davor. Gleichzeitig nahm die Brutalität der Bilder zu, immer mehr Dokumente tauchten auf, die Kinder als Henker des IS zeigten beziehungsweise in Szene setzten. Es sei ein Versuch, Widerstandskraft gegen die Luftschläge in Syrien zu demonstrieren, sagt Nikita Malik, die die Untersuchung leitete.

Indem der IS Kinder abbildete, wolle er zeigen, dass Bomben ihn wenig beeindruckten: „Egal was ihr tut, wir züchten hier eine radikalisierte Generation heran“, das sei die Botschaft. Innerhalb des Systems, so Malik, hätten die Kinder die Aufgabe, langfristig das Gedankengut des IS zu verbreiten, die Gesellschaft so tief und nachhaltig zu infiltrieren, dass Anhänger bleiben, auch wenn Gebiete verloren gehen.

Morgens, bevor die Sonne aufging, beteten Ahmed und Amir jetzt. Dann lernten



MARIA FECK / DER SPIEGEL

sie, was Kindersoldaten wissen müssen: Wie baut man eine Kalaschnikow auseinander? Wie legt man eine Sprengfalle? Wie löst man die Zündung eines Sprengstoffgürtels aus? IS-Männer schlugen sie mit Stöcken und traten ihnen in den Bauch – um sie abzuhärten, so sagten die Männer. Abends sanken die Brüder auf Matratzen voller Flöhe. Ihre Körper seien wie tot gewesen, erinnern sie sich. Ihre Gedanken kreisten um die Mutter, den Vater, den sie zum letzten Mal sahen, wie er auf einem Truck des IS davonfuhr und ihnen winkte.

Der IS habe ihnen einen schwarzen afghanischen Dress zum Anziehen gegeben und sie an die Front geführt, erzählt Ahmed. Sie sollten ihre Feinde sehen: PKK, Jesiden, Peschmerga. Einmal enthauptete ein Kämpfer einen Jesiden vor ihren Augen. Sie sagten: „Wenn ihr nicht konver-



**Brüder Ahmed und Amir:** „Wie löst man die Zündung eines Sprengstoffgürtels aus?“

tiert, ermorden wir euch.“ Es war die Zeit, in der Amir, der Zarte, verstummte.

Der IS gab ihnen auch Pillen. Zuerst wollten sie sie nicht schlucken. Sie beobachteten die Erwachsenen, die sie nahmen und danach selbstbewusster wirkten. „Als wir sie schluckten, änderte sich alles“, sagt Amir. Die Angst verschwand und das Stechen im Herz. Die Brüder begannen zu glauben, dass Jesiden minderwertig seien.

Jeden Abend, nach dem Training, schlich Ahmed zu den Büschen neben dem Schlafsaal. Dort, unter den Ästen auf der Erde, versteckte er ein Handy, auf dem er Nachrichten mit seiner Mutter schrieb: „Hallo Mama, wir leben.“ „Ich vermisse dich.“

Als ein Aufpasser ihn eines Abends mit dem verbotenen Handy sah, zerrte er ihn in einen Raum, riss ihm das Hemd vom Oberkörper und schlug mit dem Holzstück

einer Wasserpfeife auf ihn ein, 250-mal, bis Ahmeds Brustbein brach. Der Knochen wuchs schief zusammen und ragt heute unter seinem T-Shirt hervor wie eine Beule, ein Mal, das auf ewig an das Böse erinnert. Wenn Ahmed davon spricht, beginnen seine Augen zu flackern.

Irgendwann, so erzählen es Ahmed und Amir, wagten sie die Flucht. Mit zwei anderen Kindern rannten sie nachts davon, als die Wächter nicht aufpassten. Neun Tage waren sie unterwegs, bis Peshmerga sie fanden. Sie schliefen tagsüber unter Büschen, hatten kaum zu trinken. Ein Junge war dabei, dem der IS beim ersten Fluchtversuch mit einem Gewehrkolben den Fuß zertrümmert hatte, weite Strecken mussten sie ihn tragen.

Schon der irakische Diktator Saddam Hussein hatte Kinder als Soldaten missbraucht. Seit Mitte der Neunzigerjahre

wurden im Irak militärische Sommercamps für Tausende Jungen eingerichtet, ihre Militarisierung sollte dem Regime einen Zugang zur Gesellschaft verschaffen. „Die Löwenjungen Saddams“, so nannte sich die Kindersoldaten-Einheit, die nach dem Irak-Iran-Krieg entstand; auch im Jahr 2003, im Irakkrieg, kämpften Schätzungen zufolge mehrere Tausend Kinder. Der IS übernahm den Begriff ebenso wie Grundzüge der Ausbildung der „Löwenjungen“ von Hussein.

Im Camp von Ahmed und Amir bildet sich eine Traube am Zelteingang, während sie erzählen. Ihre Mutter sitzt daneben, sie möchte, dass aus ihren Söhnen wieder Kinder werden. Sie bringt ihnen Wasser, wenn sie nachts weinen. Legt sanft die Hand auf ihren Mund, wenn sie den Koran zitieren. Hofft, dass die Stimmen der gefolterten Menschen im Kopf

ihrer Jungen mit der Zeit leiser werden.

Die Rekrutierung von Kindern vollzieht sich in mehreren Phasen, sie beginnt mit einer harmlosen Sozialisierung. Der IS veranstaltet Events, bei denen Kinder Süßes bekommen, kleine Jungen dürfen eine IS-Flagge halten, dann zeigt man ihnen Videos voller Gewalt. Später, in den kostenlosen Schulen des IS, mit denen er wirbt, lernen sie islamisches Fachwissen, üben Zählen und Rechnen mit Büchern, in denen Panzer abgebildet sind. An blonden Puppen in orangefarbenen jumpsuits müssen sie das Köpfchen probieren. Mit einer neuen App, entwickelt vom IS, lernen sie, Lieder zu singen, die zum Dschihad aufrufen.

Es gibt in den Gebieten des IS keine Alternative zu diesen Schulen, sie sind Sammelbecken für Kinder, die der IS für seine Militärcamps auswählt. Scouts besuchen die Klassen und bestimmen, welcher Schüler ein „Löwenjunge“ werden soll. Sind sie einmal in diesem System gefangen, ist es sehr schwer, sie wieder daraus zu lösen.

Drei Tage ist es erst her, dass Wahad, elf Jahre alt, aus einer Koranschule des IS in Tall Afar die Flucht gelang. Jetzt sitzt er auf einem Stuhl im Büro einer Hilfsorganisation in Dohuk, ein schmaler Junge mit blauen Augen, roten Haaren und Sommersprossen wie Pumuckl. Sein Onkel Idriz, ein stattlicher Mann mit dichtem Schnauzer, hat ihn hergebracht, auch er hat unter dem IS fast sein Leben verloren.

Für Kindersoldaten, die wieder freikommen, gibt es kaum Beistand. Mirza Dinnayi, ein Mitarbeiter der „Luftbrücke Irak“, sammelt ihre Daten, vielleicht wird ja eines Tages ein Hilfsprojekt für sie entstehen. „Zurzeit haben die Behörden aber genug mit den vom IS vergewaltigten Frauen zu tun“, sagt Dinnayi. Trotzdem notiert er Wahads Geschichte.

Dinnayi hat ein Blatt mit Fragen vor sich liegen, die Wahad beantworten soll. Aber Wahad kann sich kaum konzentrieren. Eine Sure des Koran kommt ihm in den Kopf, immer wieder. Dinnayi will wissen, wie weit der IS Wahad auf seine Seite gezogen, umgedreht hat.

„Sprichst du Arabisch?“, fragt er, es klingt freundlich, bemüht.

„Nein“, sagt Wahad.

„Was sprichst du?“

„Kurdisch“, sagt Wahad.



MARIA FECK / DER SPIEGEL

**Traumatisiertes Kind Wahad**  
„Rechenbücher mit Panzern darin“

„Und wie liest du den Koran? Der ist doch auf Arabisch.“ Wahad schweigt.

„Bist du Muslim oder Jeside?“

Wahad schaut auf den Boden, Hitze steigt in seine Wangen, sie glühen vor Scham. „Jeside“, sagt er, kaum mehr als ein Flüstern. Er hält die Vorstellung, die Jesiden verraten zu haben, auf der falschen Seite zu stehen, kaum aus.

Auch Wahad stand vor der Schule in Tall Afar, als der IS seine Geiseln sortierte. Er gehörte zu den Schwachen, die in die Koranschule mussten. 34 Jungen blieben bei ihm, der IS sperrte alle in einen kargen Saal, der für die nächsten 20 Monate ihr Gefängnis sein würde. Jeden Morgen vor Sonnenaufgang kam eine Lehrerin des IS, um sie zum Beten zu wecken. Danach studierten sie sieben Stunden lang den Koran. Damit sie sich anstrengten, versprach man ihnen, wie im Märchen: „Wenn ihr brav seid, dürft ihr eure Mütter sehen.“

Wahad wurde kein Soldat, hat nicht gekämpft, aber er ist so traumatisiert, dass er kaum noch spricht. Im Mental Health Center von Dohuk arbeiten Psychologen

mit Kindern wie ihm, „wenn die Eltern nicht selbst zu traumatisiert sind, um sie zu bringen“, sagt Thikra Ahmed Muhammed, Psychiaterin, in einem bunten Spielzimmer. Früher kamen Kinder mit Traumata nach einem Autounfall oder Bettnässer zur Therapie. Jetzt gebe es sehr viele Depressionen, verhinderte Selbstmorde selbst bei Kindern unter zehn.

Ein vierjähriges Kind, erzählt die Psychologin, probiere an seiner sechsjährigen Schwester aus, was es gesehen habe. Drücke Zigarettenstummel auf ihrem Arm aus, binde ein Seil um ihren Hals. Ein fünfjähriger Junge wecke in der Dunkelheit seine Mutter und sage: Du musst beten. Muhammed malt Bilder mit den Kindern. Oft zeichneten sie sich selbst, mit großen Augen und kleinem Mund.

Am Abend steht Wahad vor einem der Hochhäuser in Dohuk, in dem er mit seinem Onkel untergekommen ist. Die Nachbarkinder spielen mit Murmeln, Wahad schaut ihnen zu, immer wieder verliert sich sein Blick in der Ferne. Sein Onkel Idriz, der auf einer Bank neben ihm sitzt, erzählt, wie der IS ein Kind, das fliehen wollte, umbrachte und seine Leiche mitten unter die anderen Kinder warf. Wahad sagt fast nichts, aber wenn er spricht, klingt seine Stimme hell wie das Piepsen eines kleinen Vogels.

Auch sein Onkel Idriz kann die Bilder aus der Vergangenheit nicht vergessen. Er musste sich, als der IS in sein Dorf einfiel, mit anderen Jesiden auf den Boden legen, in einer Reihe. Der IS schritt die Reihe ab und erschoss 380 Männer, an Idriz schossen sie vorbei. Er stellte sich tot und überlebte, weil Nomaden ihn fanden, sie fütterten ihn mit Tomaten und roher Leber.

Es ist schwer für Idriz zu akzeptieren, dass Wahad ein stummes Kind geworden ist, dass er das Grauen wohl nicht so gut bewältigen wird wie er. Idriz will etwas tun, er stellt sich zu den Kindern, die Murmeln schnipsen, klopfte Wahad auf die Schulter, massierte fest seinen Nacken.

„Ich bringe dich morgen in den Park“, sagt er. „Dort wirst du ein normales Leben sehen. Ich mache dich stark, Wahad.“ Idriz gibt ihm einen kleinen Stoß. Und Wahad, beschämt, nimmt ein paar Murmeln in seine Hand, blickt zu seinem Onkel auf, lehnt seinen Kopf an dessen Bauch, und mit seiner sehr hellen Stimme sagt er: „Ja, stark wie ein Krieger.“



# Mit SZ Plus in den Urlaub.

Jetzt  
kostenlosen  
Urlaubszugang  
sichern!  
[sz.de/plus](http://sz.de/plus)



**SZ Plus** ist Ihr digitaler Zugang zu allen Inhalten der Süddeutschen Zeitung – online und mobile. Egal, welches Gerät Sie nutzen.

Jetzt passend zur Urlaubszeit zwei Wochen kostenlos testen:

[sz.de/plus](http://sz.de/plus)

Seien Sie anspruchsvoll.

**Süddeutsche Zeitung**

# Digital lesen + Denver-Tablet!



Für nur  
**€ 1,-\***

**Denver-Tablet 10,6" 16 GB –  
ohne Vertrag**

Mit 26,9-cm-Touchscreen, 1,3-  
GHz-Prozessor und Android 5.1.

\*Zuzahlung: € 1,- bei einem  
Jahresbezug des digitalen SPIEGEL  
für nur € 50,70 vierteljährlich.

„**Darauf hast du gewartet:** dein neues Tablet von Denver, das dich nur einen einzigen Euro du den **digitalen SPIEGEL** 18 Uhr. So würdest du bes-  
 kostet. Und darauf könntest lesen – schon freitags ab  
tens informiert ins Wochen-  
ende starten und all die Vorteile deines **neuen Denver-Tablets**  
nutzen. Das Warten hat jetzt ein Ende.“

Jetzt den digitalen SPIEGEL + Tablet sichern.

**Gleich bestellen unter:**

 [www.spiegel.de/tab2016](http://www.spiegel.de/tab2016)

SD16-080



Noch vor Erscheinen  
der Print-Ausgabe.  
Schon ab freitags  
18 Uhr.



Ausgaben auch  
offline lesen oder  
als PDF speichern.



Mit vielen multimedialen  
Inhalten und zu-  
sätzlicher Visual Story.  
Ab jetzt auch viele  
Artikel vorlesen lassen!



Exklusiv: Mit der  
SPIEGEL-ID jede  
Ausgabe auf bis zu  
5 verschiedenen  
Geräten lesen.



Kostenloser Zugriff  
auf den neuen  
digitalen  
LITERATUR SPIEGEL.



Alle E-Books aus  
dem SPIEGEL-Verlag  
inklusive.

Fifa

## Hilferuf aus dem Hauptquartier



Samoura, Infantino

ALEXANDER HASSENSTEIN / UEFA / GETTY IMAGES

Mitarbeiter des Weltfußballverbands in Zürich, die mögliche Verstöße ihrer Vorgesetzten gegen den Fifa-Ethikcode melden, werden von dem neuen Präsidenten Gianni Infantino und der neuen Generalsekretärin Fatma Samoura angeblich unter Druck gesetzt. Das geht aus einer Mail hervor, die der Leiter der Fifa-Reiseabteilung am 27. Juni an Cornel Borbély schickte, den Chef der Untersuchungskammer der Fifa-Ethikkommission. In dieser Mail berichtet der Fifa-Angestellte P. von einem Treffen, zu dem ihn Samoura am 24. Juni, vier Tage nach ihrem Dienstantritt in Zürich, in ihr Büro gebeten haben soll. Am Ende dieser Unterredung, zu der P. zunächst eine Fifa-Kollegin hinzugezogen hatte, die dann jedoch den Besprechungsraum verlassen musste, soll Samoura dem Abteilungsleiter unmissverständlich zu verstehen gegeben haben, dass sie sein Verhalten missbillige und „Loyalität“ von ihm erwarte. Tatsächlich hatte P. zuvor seinen Vorgesetzten schriftlich über mögliche Verstöße sowohl Samouras als auch Infantinos gegen Compliance-Regeln bei Flugbuchungen infor-

miert. Die Mail, die P. an Borbély schickte, klingt wie ein Hilferuf. Untergebene wie er, denen als Whistleblower „Schutz geboten“ werden müsste, fürchteten nun um ihren Job, nur weil sie die Einhaltung von Regeln anmahnten. Am 30. Juni, drei Tage nach seinem Schreiben an Borbély, kündigte die Fifa dem Leiter ihrer Reiseabteilung. Nach Darstellung der Fifa soll es P. selbst gewesen sein, der Generalsekretärin Samoura bei dem Treffen darüber informierte, dass er die Ethikkommission eingeschaltet hat. Seine Anschuldigungen entstammten „persönlichen Gründen“ und seien „haltlos“. Die Untersuchungskammer der Ethikkommission wollte den Eingang des Schreibens „weder bestätigen noch dementieren“. P. selbst war auf Anfrage für den SPIEGEL nicht zu erreichen. Er ist bereits der dritte Fifa-Angestellte, der Auftreten und Führungsstil des neuen Präsidenten Infantino gegenüber der Ethikkommission moniert – und der seinen Job nun los ist. Prominentester Fall ist der frühere Fifa-Finanzchef Markus Kattner, der Ende Mai vom Weltverband fristlos entlassen wurde. wul

### Torjäger-Debatte Kopiert Lewandowski!



TANDUCLAW / WITTEKERS

**Bernhard Peters**, 56, Leiter der Nachwuchsabteilung beim Hamburger SV, über die Ausbildung von Stürmern

**SPIEGEL:** Die Torausbeute der Nationalmannschaft bei der Europameisterschaft war mager. Hat Deutschland ein Stürmerproblem?

**Peters:** In der Altersklasse, die bei der EM gefragt war, sind wir derzeit dünn besetzt. Aber in den Nachwuchskadern gibt es sehr interessante Stürmertalente. Die muss man durch positionsspezifisches Training fördern.  
**SPIEGEL:** Was meinen Sie damit genau?  
**Peters:** Mal ganz banal: Schießen die Jungs im Training genügend oft pro Woche aus allen Situationen aufs Tor? Ich glaube nicht. Auch die Ballannahme, die Ballmitnahme und das Spiel mit dem Rücken zum Tor

muss man systematisch mit Spezialisten, den Stürmertrainern, trainieren. Das wird zu wenig gemacht.

**SPIEGEL:** Experten bemängeln, das moderne Kurzpaspenspiel sei schuld daran, dass sich in deutschen Profiklubs keine großen, kräftigen Strafraumstürmer entwickeln können.

**Peters:** Das kann man so nicht sagen. Robert Lewandowski ist groß und kräftig, Mario Gomez auch. Ich war überrascht, wie gut er bei der EM ins Kombinationspiel eingebunden war. Ein

moderner Mittelstürmer muss variabel sein. Wenn er zudem so kopfballstark ist wie Lewandowski, dann ist er Weltklasse. Von ihm kann ein Trainer sich alles abschauen, wie er mit jungen Spielern arbeiten müsste.

**SPIEGEL:** Also einfach Lewandowski zuschauen und nachmachen – und alles wird gut?  
**Peters:** Bei ihm sieht man jedenfalls genau, welche Anforderungen an diese Position gestellt werden. Man muss die Stärken der Besten analysieren und dann gezielt trainieren lassen. red

# Mourad und das Monster

**Schicksale** Der Ältere zündete am Flughafen in Brüssel eine Bombe, der Jüngere reist für sein Land zu den Olympischen Spielen nach Rio. Die Geschichte zweier Brüder, die sich vor langer Zeit verloren haben. *Von Lukas Eberle*



Attentäter Najim Laachraoui, Komplizen am 22. März

Er stand im Labor seiner Hochschule und schraubte an einem Kran aus Plastikteilen herum, als ihm ein Kommilitone sein Smartphone reichte. „Lies mal.“ Auf dem Bildschirm erschien eine Eilmeldung: „Explosion am Airport Brüssel-Zaventem“. Es war der Morgen des 22. März, grauer Himmel, sieben Grad.

Der Flughafen liegt nur wenige Kilometer von der Haute École entfernt, der Hochschule für Wirtschaft und Technik, an der Mourad Laachraoui Elektromechanik studiert. Immer mehr Studenten aus seinem Kurs kramten ihr Smartphone aus der Tasche. Eilmeldung: Tote nach Explosion. Eilmeldung: Die Behörden gehen von einem Anschlag aus.

Mourad wollte später noch zum Training. Es war gegen Mittag, als auf seinem Handy die nächste Nachricht aufploppte. Einer der vier Attentäter sei identifiziert, hieß es. Der Mann sei 24 Jahre alt. Dann las Mourad den Namen: Najim Laachraoui.

In diesem Moment gab es eine weitere Explosion. In Mourads Kopf.

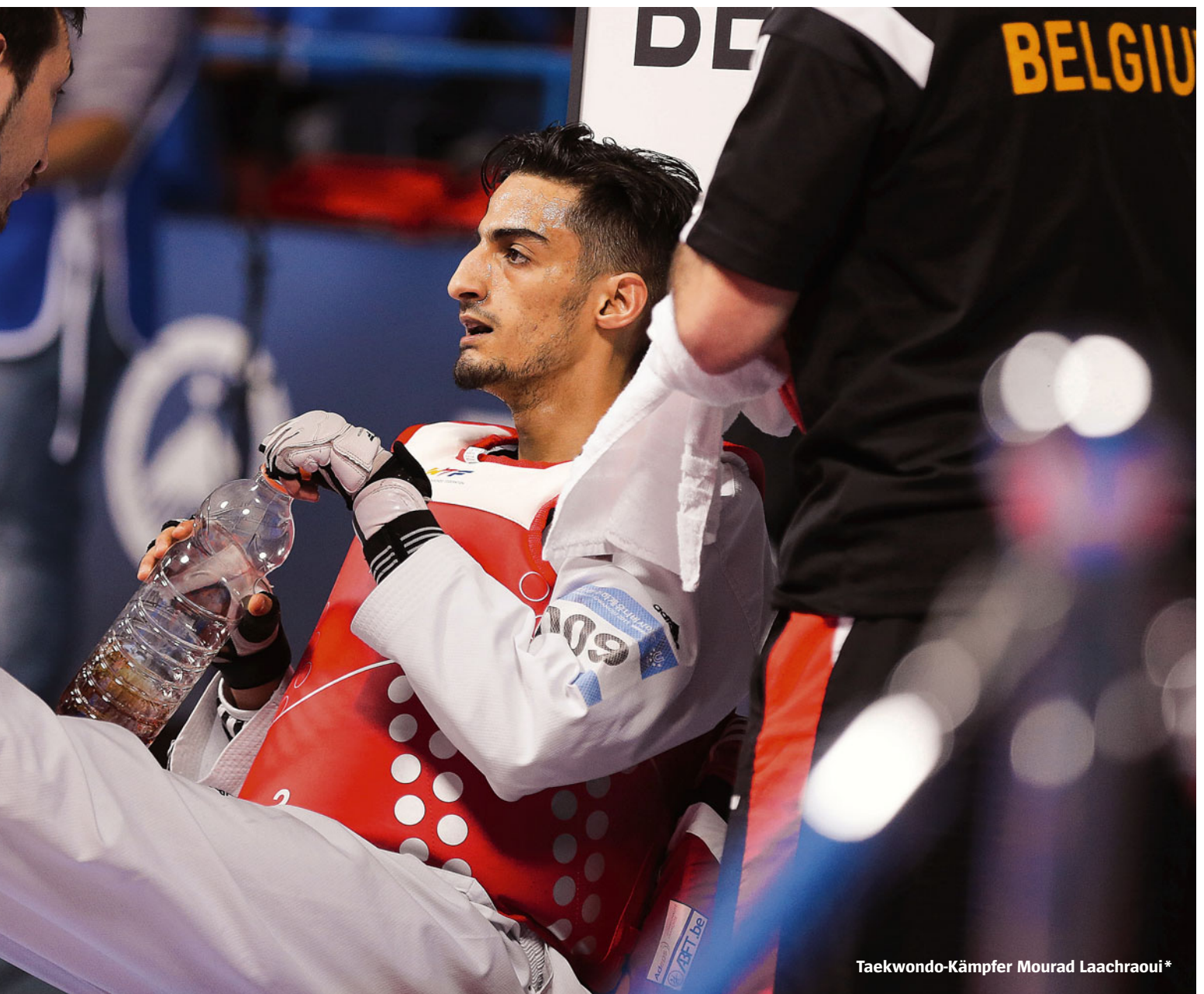
Er sagte erst mal nichts zu seinen Kommilitonen. Aber die hatten es auch schon mitbekommen. „Hey, Mourad“, rief einer der Studenten im Labor, „der heißt ja wie du, ist das vielleicht dein Cousin?“ Es sollte ein Witz sein.

So erzählt es Mourad Laachraoui selbst. Er hat in einem Restaurant in Brüssel Platz genommen, es ist ein sonniger Tag im Mai, zwei Monate nach den Attentaten mit 35 Toten und über 300 Verletzten. Mourad trägt eine graue Strickjacke über einem weißen Shirt. Seine schwarzen Haare sind an den Seiten raspelkurz und oben lang und dicht. Wer ihm die Hand schüttelt, erkennt die lange Narbe auf seinem Handrücken. Er ist Taekwondo-Kämpfer, Mitglied der belgischen Nationalmannschaft. Vor ein paar Jahren hat er sich bei einem Kampf den Mittelhandknochen gebrochen. „Ich hab’s erst nach dem Fight bemerkt“,

sagt Mourad, „weil in meinem Handschuh alles voller Blut war.“

Es hat mehrere Woche gedauert, bis er diesem Treffen zustimmte. Es ist vereinbart, dass er das Gespräch jederzeit abbrechen kann, doch er antwortet auf alle Fragen. Als es um seinen älteren Bruder geht, um Najim Laachraoui, den Selbstmordattentäter, bricht seine Stimme, und er beginnt, an seinen Fingernägeln zu kauen. „Es ging uns extrem schlecht in den vergangenen Wochen, meinen Eltern, meinen zwei kleinen Brüdern und mir. Wenn früher etwas Schlimmes in meinem Leben passiert ist, konnte ich es immer schnell verdrängen, schnell vergessen. Aber das hier ist etwas anderes. Es war für mich unvorstellbar, dass mein Bruder so etwas tut.“ Mourad macht eine Pause, räuspert sich. „Man hat uns geraten, unseren Nachnamen zu ändern. Aber das ist auch keine Lösung. Es ist mein Name, der Name meines Vaters.“

DANIEL MITCHELL / PICTURE ALLIANCE / AP



Taekwondo-Kämpfer Mourad Laachraoui\*

Die Geschichte von Mourad und Najim Laachraoui ist die zweier Brüder, die einander vor langer Zeit verloren haben. Der eine tritt für Belgien bei Taekwondo-Wettkämpfen an und reist bald zu den Olympischen Spielen in Rio de Janeiro, der andere zündete am 22. März im Auftrag des „Islamischen Staats“ (IS) eine Nagelbombe im Flughafen von Brüssel.

Wie konnte es dazu kommen? Warum hat er nichts bemerkt? Diese Fragen sollte Mourad Laachraoui, 21, schon zwei Tage nach den Anschlägen beantworten. Weil er ein bekannter Sportler ist, musste er eine Pressekonferenz geben. Aber er hatte keine Antworten, keine Erklärung, keine Worte. „Ich hatte da noch nicht die Zeit gehabt, alles zu erfassen. Aber ich hatte keine Wahl, ich musste das machen, die Fragen mussten aufhören.“

Werden die Fragen jemals aufhören?

Zwei Stunden nach dem Treffen im Restaurant trainiert Mourad in einer Turnhalle im Süden Brüssels. Aus Lautsprecherboxen kommt Dancehall und Hip-Hop, in der Luft hängt Schweißgeruch. Er kämpft gegen einen Kollegen aus der Nationalmannschaft. Im Taekwondo zählen nur Treffer auf den Oberkörper und den Kopf des Gegners. Bei jedem seiner Angriffe stöhnt Mourad wie ein Tennisspieler.

An der Sprossenwand neben der Matte lehnt Leonardo Gamblich, er ruft: „Nehmt die Hände höher, Jungs!“ Gamblich, 42, rundes Gesicht, Dreitagebart, stammt aus Argentinien, er ist Mourads Trainer, doch seit März ist er eigentlich noch viel mehr. Beschützer, Psychologe, Pressesprecher. Zwei Dinge habe er Mourad nach den Anschlägen gesagt, erzählt Gamblich. Erstens: „Niemand kann sich seinen Bruder aussuchen.“ Zweitens: „Du musst so schnell wie möglich wieder zum Training kommen.“

Fünf Tage nach den Bomben stand Mourad in der Trainingshalle vor einer lebensgroßen Gummipuppe. Taekwondo-Kämpfer üben an solchen Puppen, Mourad und seine Jungs nennen ihre „Bob“. „Bob“ musste viel aushalten an diesem Tag, Mourad bearbeitete ihn zwei Stunden lang. Seitwärtshaken, Ellenbogenschläge, Fußtritte mit Sprung. „Er prügelte seine bösen Gefühle aus sich raus wie ein Wilder“, sagt Trainer Gamblich, „danach war er ruhig, das tat ihm gut.“

Mourad und Najim Laachraoui wuchsen gemeinsam auf, im gleichen Haus in Brüssel im Einwandererstadteil Schaerbeek. Ihr Vater, der aus Marokko stammt, liebte die Filme mit Bruce Lee und Jackie Chan, und weil er wollte, dass seine Söhne nicht auf der Straße herumlungern, schickte er sie zum Taekwondo. „Der Sport war Erziehung für mich“, sagt Mourad, „immer

\* Bei der Europameisterschaft im Mai in Montreux.



BENOIT CHATAWAY / DER SPIEGEL

**Sportler Mourad Laachraoui (r.):** „Er prügelte seine bösen Gefühle aus sich raus wie ein Wilder“

pünktlich zu sein, Regeln zu respektieren, das ist Teil meines Lebens geworden.“

Es geht im Taekwondo nicht nur darum, den anderen zu besiegen. Der Sport verlangt von seinen Kämpfern, dass sie sich Werten wie Integrität und Gerechtigkeit verschreiben. Taekwondo ist eine Lebensschule. Bei Mourad hat das funktioniert, bei Najim nicht.

Mit 14 Jahren begann Mourad, an Wettkämpfen teilzunehmen, Najim war damals 18 und hörte mit dem Sport auf. Er ließ sich einen Kinnbart wachsen, gab Frauen nicht mehr die Hand. Er ging häufig in die Moschee Ettaouba d'Evere im Norden Brüssels, dort hat er sich radikalisiert. So steht es in einem Urteil der 90. Kammer des Strafgerichtshofs in Brüssel, das im vergangenen Mai gegen 30 Dschihadisten gefällt wurde. Najims Fall trägt die Nummer 03521.

„Er las Bücher, die sich mit aktueller Politik befassen“, sagt Mourad, „aber auch Bücher von Victor Hugo. Wir haben uns seltener gesehen, weil ich oft beim Training war. Aber wenn wir uns zu Hause getroffen haben, gab es immer etwas zu lachen. Er war überhaupt nicht unglücklich. Er lebte gut, hatte keine Probleme.“

Najim schrieb sich 2011 an der Universität ein, er wählte Elektromechanik, dasselbe Fach, das Mourad heute studiert. Najim arbeitete als Putzkraft im EU-Parlament, später bekam er einen Job als Zeitarbeitskraft auf der Rollbahn des Flughafens, dort, wo er Jahre später die Bombe zünden wird. Er hatte Kontakt zu einem Marokkaner, der im berühmten Stadtteil Molenbeek Nachwuchs für den dschihadistischen Kampf anwarb. Am 17. Februar 2013 stieg Najim in ein Flugzeug von Brüs-

sel nach Antalya in der Türkei, einen Tag später rief er seine Eltern an, unter einer syrischen Nummer. Zwei Wochen danach ging sein Vater zur Polizei. Er meldete, dass sein Sohn nach Syrien ausgereist sei.

Dort schloss sich Najim einer Islamisten-Gruppe an, er lebte nördlich von Aleppo, kämpfte für den IS an der Front. Später wurde er befördert, zum Aufseher über Geiseln. Er bewachte Journalisten, die die Terroristen gefangen genommen hatten. Najim sei weniger brutal gewesen als die anderen, sagten die Geiseln später, doch auch er hätte „keine Sekunde gezögert, jemanden zu exekutieren, wenn man es ihm befohlen hätte“.

Einmal schrieb Najim aus Syrien auf Twitter: „Muslime leben in einer Situation des totalen Krieges.“ Die belgische Justiz erließ einen Haftbefehl, Najim wurde im März 2014 international zur Fahndung ausgeschrieben.

Mourad sagt: „Wir hatten Angst um ihn.“ Er habe versucht, seinen Bruder zu kontaktieren. Auf Facebook habe er ihn aber nicht mehr finden können. Ab und zu meldete sich Najim noch bei seinem Vater, aber immer unter einer anderen Telefonnummer.

2015 kehrte Najim nach Belgien zurück. Er hatte einen Auftrag. Er sollte im Namen des IS so viele Menschen wie möglich töten. Er mietete in einem belgischen Örtchen namens Auvelais ein Haus. Es wurde zur Basis einer neuen Terrorzelle, die Europa erschüttern sollte. Najim war Teil der Gruppe, die im vergangenen Herbst die Anschläge in Paris verübte. Er hatte sich in Syrien zum Sprengstoffexperten ausbilden lassen, seine DNA wurde an Bomben gefunden, die am 13. November bei den Anschlägen in Paris

gezündet wurden. Eine vor dem Fußballstadion im Vorort Saint-Denis, die andere im Musikklub Bataclan.

Er lebte auch wieder in Brüssel, in einem Haus in Schaerbeek bereitete er die Bomben für den 22. März vor. Die Wohnung liegt nur 400 Meter von der Hochschule entfernt, in die Mourad geht.

Mourad sagt, er habe seinen Bruder 2013 zum letzten Mal gesehen. Dass er wieder in Brüssel gelebt hat? „Das wusste ich nicht, bis zum Anschlag haben wir überhaupt nichts gewusst“, sagt Mourad.

Der eigene Bruder wohnt im gleichen Stadtteil, ohne dass man es mitbekommt, ohne dass man sich über den Weg läuft? Mourad kämpft jetzt mit den Tränen, er sagt: „Selbst wenn man sich begegnet, kann man immer noch nicht wissen, was der andere gerade macht.“

Während Najim die Attentate plante, reiste Mourad um die Welt, von Turnier zu Turnier. Er trat bei Wettbewerben in Russland, den Vereinigten Arabischen Emiraten und Südkorea an. In Reno gewann er die US Open, auf Facebook postete er ein Bild von seiner Goldmedaille, dazu schrieb er: „Es war super, aber nächste Woche in Montreal werde ich noch besser sein. Inshallah!“

Dann kam der 22. März. Najim Laachraoui betrat um kurz vor acht Uhr mit seinen Komplizen Ibrahim El Bakraoui und Mohamed Abrini den Flughafen. Sie schoben die Kofferbomben auf Gepäckwagen vor sich her. El Bakraoui zündete seine Bombe als Erster. Najim versuchte, zwischen die fliehenden Menschen zu rennen, dabei rutschte sein Koffer vom Wagen und explodierte früher, als er es geplant hatte.

Das ergaben Zeugenaussagen und die Aufzeichnungen der Überwachungskameras. Abrini, der dritte Attentäter, flüchtete. Seine Bombe ließ er zurück.

Ein paar Minuten später sprengte sich ihr Komplize Khalid El Bakraoui in der Metro-Haltestelle Maelbeek in die Luft. Er stand im Waggon eines Zuges.

Es sind oft Geschwister, die islamistische Attentate verüben. Wail und Walid al-Schari entführten am 11. September 2001 ein Flugzeug bei den Anschlägen auf das World Trade Center, Tamerlan und Dschochar Zarnajew deponierten 2013 beim Boston-Marathon Sprengsätze, Saïd und Chérif Kouachi stürmten im Januar 2015 die Redaktion des Satiremagazins „Charlie Hebdo“ in Paris. Sie alle waren Brüder, im Leben und in ihrem Hass auf den Westen. Die meisten neuen Kämpfer rekrutiert der IS aus dem Freundes- und Verwandtenkreis der Dschihadisten.

Das ist für Mourad ein Problem. Er muss nicht nur akzeptieren, dass sein Bruder ein Monster geworden ist, er muss der Welt auch beweisen, dass er keines ist. Seit vier Monaten erklärt er den Menschen, dass er nicht gefährlich ist, dass er keine Wut in sich trägt. Er weiß, dass er das wohl für den Rest seines Lebens machen muss.

In den Wochen nach dem Anschlag machten ein paar Studenten aus Mourads Unikurs einen Bogen um ihn. Niemand beschimpfte ihn, aber er spürte die Blicke, das Tuscheln. Die Polizeibehörde schickte eine E-Mail an seine Lehrer und Professoren. Man solle darauf achten, dass Mourad nicht belästigt werde.

Im Training, erzählt Mourad, seien die Bomben nie ein Thema gewesen. Alle hätten zu ihm gehalten. „Wie in einer Familie.“ Der Sport ist für Mourad ein Schutzraum. Leonardo Gambloch, sein Trainer, führte lange Gespräche mit Mourad. „Ich sagte zu ihm: Das ist alles nicht dein Fehler. Du bist nicht der mit der Bombe. Im Gegenteil, du bist einer der besten Sportler in diesem Land, du bist ein Vorbild für die Gesellschaft“, erzählt Gambloch. Mourad habe das gut verstanden. „Er ist ein intelligenter Junge, er hört zu.“

Gambloch ist ein Trainer, dem es um mehr geht als ums Gewinnen. Wenn er mit Mourad zu Wettbewerben um die Welt reist, achtet er darauf, dass sie nicht nur die Sporthallen sehen. In Alexandria besuchten sie die Bibliothek, in Luxor die Tempel, in Mexiko die Sonnenpyramide von Teotihuacán. Und dann redeten sie darüber, diskutierten.

Nach den Anschlägen las Gambloch in Artikeln und Kommentarspalten, dass manche Leute Mourads Familie für Najims Verbrechen mitverantwortlich machten. Gambloch fürchtete, jemand, der durch die Bomben Angehörige verloren hatte, könnte sich an Mourad rächen. Er organisierte, dass Mourad mit dem Auto zum

Training gebracht wurde, vom Vater eines Teamkameraden. Mit der Straßenbahn ließ er seinen Sportler erst mal nicht mehr fahren. „Wir mussten ihn schützen“, sagt Gambloch, „und er sich selbst.“

Mourad erstellte eine neue Facebook-Seite, keine privaten Bilder mehr, nur noch Fotos vom Training und vom Wettkampf. Kürzlich schrieb er: „Taekwondo hat mich gelehrt, wie man andere Menschen respektiert.“ Dazu postete er ein rotes Herzchen und ein Foto, auf dem er nach einem Kampf seinen Gegner umarmt.

Es ist sein Weg, sich von seinem Bruder zu distanzieren, ohne ihn zu verteufeln.

Es fällt Mourad schwer, durch Brüssel zu gehen. In der Stadt patrouillieren Soldaten mit Sturmgewehren, er sieht sie an Straßenecken, in Bahnhöfen, in Einkaufshallen. Und er weiß, dass sein Bruder dafür verantwortlich ist. Wenn Mourad am Flughafen ist, um zu Wettkämpfen zu reisen, beschleiche ihn „ein komisches Gefühl“, sagt er. Viele Bereiche sind seit dem Attentat abgesperrt, überall stehen Zäune, vor denen schwarze Sichtschutzplanen hängen. Im Terminal trennen Wände aus Sperrholz den Anschlagort vom Rest des Gebäudes ab. Mourad versucht immer, so schnell wie möglich zu seinem Schalter zu gehen.

## „Ich weiß nicht, was passiert ist“, sagt Mourad, „und ich werde es wohl nie wissen.“

Mitte Mai ist er zur Europameisterschaft nach Montreux in der Schweiz gereist. Rund 400 Sportler aus 47 Ländern kämpfen im Salle Omnisports du Pierrier. Mourad sieht bleich aus, er hat in den vergangenen Tagen kaum etwas gegessen, damit er in seiner Gewichtsklasse starten darf. Er ist 1,80 Meter groß und musste sich auf 54 Kilogramm runterhungern.

Es ist Mourads erster Wettkampf seit dem Anschlag, auf seinem weißen Kampfanzug ist die belgische Fahne aufgeklebt. Er tritt gegen einen Moldawier an. Ein Taekwondo-Kampf hat drei Runden, in den Pausen bekommt Mourad von seinem Trainer einen Eisbeutel in den Nacken gedrückt. Er gewinnt mit 4:3, dann beißt er in einen Energieriegel. Mourad ist gut in Form, er gewinnt auch die nächsten Kämpfe, und am Abend steht er tatsächlich im Finale. Acht Wochen nach den Bomben.

Hat er inzwischen eine Erklärung für die Taten seines Bruders?

„Ich habe viel darüber nachgedacht, doch dabei ist nicht viel rausgekommen“, sagt Mourad Laachraoui. „Ich weiß nicht, was passiert ist, und ich werde es wohl nie wissen.“

Auf der Tribüne in der Sporthalle in Montreux rufen die Fans: „Belgium, hey! Belgium, hey!“ Mourad stülpt sich den roten Helm über den Kopf. Sein Gegner im Finale kommt aus Spanien. In den ersten beiden Runden tasten sich die Kämpfer ab, umkreisen sich wie Tiger. Kaum Angriffe, keine Punkte. In der dritten Runde versucht der Spanier einen Kick aus der Drehung, doch Mourad weicht zur Seite aus. „Geh in die Offensive“, ruft Gambloch neben der Matte. Ein Tritt, Mourad trifft den Spanier mit dem Fuß am Kopf. 3:0. 30 Sekunden noch, Mourad gelingt ein zweiter Kopftreffer, der Spanier taumelt. Die Uhr läuft runter, vier Sekunden noch, Mourad rennt los, er rennt vor dem Spanier davon, bis die Zeit abgelaufen ist.

6:3. Mourad hat es geschafft, er ist Europameister.

Er brüllt, hüpfert zu Gambloch, springt ihm um den Hals. Dem Trainer rollen schon die Tränen über die Wangen. Alles fällt jetzt von den beiden ab.

Bei der Siegerehrung schließt Mourad die Augen, als die belgische Hymne gespielt wird. Er zeigt seine Goldmedaille in die Kameras, gibt Autogramme und Interviews. Den Sieg, sagt er, widme er seiner Familie.

In ein paar Wochen wird Mourad nach Rio de Janeiro reisen, zu den Olympischen Spielen, auch wenn er dort wahrscheinlich nicht um Medaillen kämpfen wird. Beim Taekwondo sind nur vier von acht Gewichtsklassen Teil des olympischen Programms, Mourads Klasse gehört nicht dazu. Er ist als Sparringspartner aber Teil des belgischen Teams. Und er ist als Ersatzmann nominiert, falls sich ein Kämpfer aus der Mannschaft verletzt.

Mourad erzählt, dass er sich in den vergangenen Wochen oft gefragt habe, ob er um Najim weinen darf, um einen Menschen, der so viel Leid über andere gebracht hat, der aber trotzdem sein Bruder war. Mourad hält kurz inne, sagt dann: „Ja, ich habe getrauert, und die Trauer ist auch noch nicht überwunden.“

Ist er wütend auf Najim?

„Nein. Es ist schrecklich, was er gemacht hat, aber ich bin vor allem wütend auf die, die ihn dazu gebracht haben.“

Fehlt ihm Najim?

„Er fehlt mir als Bruder. Aber er fehlt mir nicht für das, was er getan hat.“

Mourad hat sich dazu entschlossen, seinen Bruder weiter zu lieben und gleichzeitig den Mörder zu verachten. Er weiß noch nicht, ob das funktionieren wird.

Mitarbeit: Petra Truckendanner

Mail: lukas.eberle@spiegel.de



Video:

Die ungleichen Brüder

spiegel.de/sp292016brueder  
oder in der App DER SPIEGEL



## Wisch mal das Licht an

Das schummrige Blau, das die Nacht in der Andamanensee vor der thailändischen Küste erhellt, stammt von sogenannten Dinoflagellaten, die zur Biolumineszenz fähig sind. Die Einzeller erzeugen das Licht in einer chemischen Reaktion, vermutlich als Warnsignal an die Artgenossen. Badende lösen den Algenalarm aus, indem sie durchs Wasser wischen.

Kommentar

## Matschen, nicht lutschen

*Ist Daumennuckeln doch gesund?*

Im Mutterleib, ungefähr von der 15. Woche an, stecken sich schon Föten den Finger in den Mund. Knapp ein Drittel der Kleinkinder nuckelt noch am Daumen, aber auch erwachsene Frauen und Männer bekennen sich anonym im Internet zu der Angewohnheit, die ihnen selbst die Geschichte vom Daumenlutscher („Klipp und klapp – Mit der Scher’ die Daumen ab“) des Arztes Heinrich Hoffmann (1809 bis 1894) nicht austreiben kann. Die Lutscherei scheint eine beruhigende Wirkung zu haben, aber so genau wissen das die Forscher nicht. Im Fachblatt „Pediatrics“ liefern nun Mediziner aus Neuseeland und Kanada eine neue Facette: Die Lust am Lutschen, und übrigens auch am Fingerkauen, sei verbunden mit einem geringeren Risiko, an Allergien zu erkranken. Die Forscher werteten die Daten von mehr als 1000 Menschen aus. Im Alter von 13 Jahren hatte fast die Hälfte der Nuckelabstinenten eine Allergie – von den Däumlingen waren es nur 38 Prozent. Wer

sich ständig mit dem Daumen Viren und Bakterien in den Mund steckt, schult offenbar das Immunsystem. Es lernt, zwischen Gut und Böse zu unterscheiden, und neigt weniger dazu, auf harmlose Stoffe heftig zu reagieren. Die Geschichte vom guten Daumenlutscher klingt sonderbar, aber wer sie nüchtern einordnet, kann von ihr lernen – als Aufruf zum Nuckeln sollte sie allerdings nicht gedeutet werden. Denn das verformt den Oberkiefer, drückt Zähne schief; auch lässt es die Kassen von Kieferorthopäden klingeln. Und sie offenbart, dass zumindest die westliche Welt zu sauber geworden ist. Gegen die Allergieepidemie – in Deutschland ist fast jeder Dritte betroffen – hilft der allgemeine Hygienefimmel nicht weiter. Eltern sollten ihren Kindern nicht mit Desinfektionsmitteln hinterherwischen, sondern sie zum Spielen in den Matsch schicken. Auch gegen Stress wirkt das besser als Daumenlutschen.

Jörg Blech

Mail: joerg.blech@spiegel.de



## Medizin Tumortod im Säurebad

Eine sanftere Alternative zur oft brutalen Chemotherapie gegen Krebs entwickeln Mediziner der University of Texas in San Antonio. Sie spritzen krebserkrankten Mäusen eine Flüssigkeit mit einem

Nitrobenzaldehyd direkt in den Tumor. Dann werfen sie einen ultravioletten Lichtblitz auf das Gewebe und lösen auf diese Weise eine chemische Reaktion aus: Die Nitrobenzaldehyde verwandeln sich in Säuren. Dadurch wird das Milieu in den Krebszellen offenbar dermaßen ungemütlich, dass bis zu 95 Prozent

von ihnen innerhalb von zwei Stunden sterben. Die umliegenden Zellen hingegen werden durch das UV-Licht nicht beeinträchtigt, sodass es keine unerwünschten Nebenwirkungen gibt. Das Beste aber ist: Im Vergleich zu unbehandelten krebserkrankten Artgenossen leben die Mäuse länger. ble

## Ökologie „Gelegentlich schnappen sie sich Enten“



**Christian Wolter**, 51, Fischereibiologe am Leibniz-Institut für Gewässerökologie und Binnenfischerei in Berlin,

über die rasante Zunahme von Welsen in deutschen Seen

**SPIEGEL:** Warum breiten sich die Welse aus?

**Wolter:** Angler haben viele Gewässer mit ihnen besetzt, in die der Wels natürlicherweise nicht so leicht hineingekommen wäre. Deshalb kommen diese Raubfische inzwischen bundesweit vor. Sie profitieren vom Klimawandel,

weil sie hohe Temperaturen und wenig Sauerstoff im Wasser vertragen. Überdies sind Flüsse und Seen immer sauberer geworden. Deshalb gedeihen Welse bei uns so gut wie noch nie. Sie werden 1,50 bis 2,20 Meter lang und 60 Jahre alt.

**SPIEGEL:** Wovon leben die Riesen?

**Wolter:** Sie packen andere Fische mit ihrem Bürstengebiss, das aus Hunderten Zähnen in Ober- und Unterkiefer besteht. Gelegentlich schnappen sie sich Frösche, Mäuse oder Enten von der Oberfläche.

**SPIEGEL:** Greifen Welse auch Menschen an?

**Wolter:** Nur in Ausnahmefällen. In der Laichzeit, die noch bis Ende Juli geht, bewacht der Wels sein Nest im Schilf oder bewachsenen Uferbereich. Wenn sich dann

ein Schwimmer nähert, dann ist es nicht völlig auszuschließen, dass der Wels ihn beißt. Die Wunde schmerzt und heilt schlecht. Der Wels kann jedoch kein Kind unter Wasser ziehen und auch keinen Fuß abbeißen.

**SPIEGEL:** Aber im Mai haben Angler aus der Elbe einen Wels gezogen, in dessen Innereien sie eine rechte Hand fanden.

**Wolter:** Die Hand muss schon abgetrennt gewesen sein, als sie dem Wels vors Maul schwamm.

**SPIEGEL:** Ist denn umgekehrt der Wels für Menschen genießbar?

**Wolter:** Er ist ein guter Speisefisch. Viele Leute denken, alte Exemplare würden nach Moder, Sumpf und Schlamm schmecken, dabei wird der Geschmack mit dem Alter besser. ble

WIL STRATHMANN / NATIONAL GEOGRAPHIC

## Fußnote

# 300 000

Fledermäuse sterben jedes Jahr in Deutschland durch Windräder, schätzen Forscher des Leibniz-Instituts für Zoo- und Wildtierforschung in Berlin. Deren Studien in Brandenburg offenbarten: Auf der Suche nach Quartieren halten Weibchen die Anlagen offenbar für abgestorbene Bäume und fliegen ins Verderben. Sie werden von den Rotoren erschlagen oder verenden, weil der veränderte Luftdruck Organe zerreißt.



Wels

HERBERT MEYERL / PICTURE ALLIANCE / DPA

# „Miii-AAAAU“

**Phonetik** Fauchen, Kreischen, Fiepen – Forscher versuchen, den Code der Katzen zu knacken. Und fanden heraus: Manche Laute dienen allein der Kommunikation mit dem Menschen. Bloß, was wollen die Tiere uns eigentlich sagen?



Wissenschaftlerin Schötz, Katze Vimsan: „Da steckt viel T und K drin“

**D**ie Frau, die untersucht, in welcher Melodie Katzen miauen, hört privat gern Rammstein.

Susanne Schötz sieht so gar nicht aus, als könnte sie grölen; nicht, wie sie da jetzt sitzt in ihrem Häuschen in Schweden: T-Shirt mit Katze, Ohrringe in Katzenform, eine Katze auf dem Schoß. Aber Töne faszinieren Schötz, das Rauere wie das Liebliche. Metal wie Miau.



JAN GRARUP / DER SPIEGEL

Schötz ist Phonetikerin an der Universität Lund. Wissenschaftler wie sie erkunden, wie die Stimme schwingt, wann sie nach oben geht und wieder runter.

Sie selbst hat einen deutschen Vater und spricht dessen Sprache perfekt, wenn auch mit schwedischer Betonung. Manchmal klingt es so, als sänge sie. Ihre Stimme hüpfert dann auf und ab, einmal, zweimal.

Sie leide an der Krankheit ihres Berufs, sagt sie: „Ich höre nicht nur, was jemand sagt, sondern immer auch, wie.“ Das geht ihr mit Menschen wie mit Tieren so.

Vergangenes Jahr stand Schötz vor ihrem Kühlschrank. Eine ihrer vier Katzen hockte sich zu ihren Füßen, sie miaute, und Schötz leuchtete sofort ein, was das Tier wollte: Käse. Ein anderes Mal saß sie am Computer. Ihre Katze vor der Kellertür. Sie miaute. Und wieder verstand Schötz.

Aber sie dachte auch: Warum klingt das eine Miau nicht wie das andere? Mal tief, mal jäh abfallend, manchmal schrill. Könnte es sein, fragte sie sich, dass Katzen mir etwas Bestimmtes mitteilen wollen?

Der Gedanke klang im ersten Moment ein bisschen verrückt. Aber dann auch wieder nicht. Was viele nicht wissen: Ausgewachsene Katzen miauen eigentlich nicht.

Es ist ein Laut, den sie als Junges von sich geben, als Signal an ihre Mutter, ihnen die Zitzen anzubieten. Später im Leben fauchen, kreischen und fiepen Katzen, aber miauen nur noch selten.

Warum sollten sie auch einen Laut ausstoßen, der zwischen Hilflosigkeit und Nörgelei schwankt? Eine Wildkatze, die durch den Wald streift und dabei jeder Maus im Umkreis lauthals mitteilt, dass sie auf der Pirsch ist? – wäre Wahnsinn.

Katzen miauen für den Menschen, dieses Muttertier auf zwei Beinen, und dabei, glaubt Schötz mittlerweile, verändern sie die Betonung und die Melodie bewusst – je nachdem, was sie ausdrücken wollen.

Sie hat die Rufe ihrer Katzen beim Tierarzt aufgenommen und am Futternapf. Ein Programm im Computer zeigt die Auswertung. Balkengrafiken erscheinen. Eine Welle schlängelt sich über den Monitor, das ist die Frequenz. Schötz fährt mit dem Finger darüber. Es ist die akustische Analyse eines Miaus.

Das Miau einer verängstigten Katze schlägt einen Bogen, dann fällt der Ton steil ab: „MIII-au.“ Eine bettelnde Katze hingegen zieht die Stimme am Ende hoch: „Miii-AAAAU.“

Schötz sagt: „Katzen verwenden unter Umständen eine Art Code, indem sie die Frequenz ihrer Töne verändern.“ Dabei variiere eine glückliche Katze ihre Melodie stärker. Und hat eine Katze Hunger, schlägt die Kurve höher aus.

Natürlich sprechen die Tiere nicht im eigentlichen Sinne. Sie kennen keine Wörter. Aber ihre Laute sind auch nicht willkürlich. Katzen benutzen eine Melodie, deren Klang sie variieren. Die der Mensch deutet und dabei überraschend oft richtig liegt.

Forscher, darunter auch Schötz, haben Probanden Katzenlaute vorgespielt. Die Menschen konnten erkennen, ob es sich um eine hungrige Katze handelt, eine verängstigte, eine liebesbedürftige oder eine, die sich wohlfühlt. Dabei schnitten Katzenhalter besser ab als Laien. Als hätten sie gelernt, die Laute ihres Schützlings zu deuten.

Miauen, so zeigt sich, ist Teil einer einzigartigen Mensch-Tier-Kommunikation, eine Art Pidgin zwischen zwei Spezies. Sie ist das Ergebnis eines jahrtausendalten Prozesses: der Zähmung eines wilden Tieres.

Seit 10 000 Jahren leben Mensch und Katze zusammen. Damals schlich sich, so stellt man sich das vor, die Katze in die Kornkammern der frühen Bauern und fing dort Mäuse. Es war der Beginn einer großen Freundschaft: Der Mensch fand einen Gefährten, die Katze ihren Lieblingskavalen.

Die Umstände ihres neuen Lebens veränderten die Feliden: Aus Raubtieren wurden Schmusetiger. Aus leisen Jägern verwöhnte Stubenhocker. Denn nun galt: Wenn ich etwas will, gebe ich Laut.

Dass Domestizierung beeinflusst, wie sich Tiere mitteilen, ist gut belegt. Wildhunde bellen nur als Welpen. Silberfuchse, die in Experimenten gezähmt wurden, fingen an zu klaffen. Wieder ausgewilderte Katzen „miauen vielleicht einmal alle hundert Stunden“, sagt der britische Zoologe John Bradshaw, der sich auf das Zusammenleben von Mensch und Tier spezialisiert hat.

Hauskatzen miauen vor allem aus einem Grund: um unsere Aufmerksamkeit zu erregen. Jedes Miau ist ein langer Schrei nach Liebe.

Denn wenn es darum geht, die eigentlichen Signale der Katze zu deuten, versagt der Mensch: Die Tiere versprühen Gerüche, um untereinander zu kommunizieren. Sie heben den Schwanz, drehen die Ohren, krümmen den Rücken. Sie grollen, zirpen und schreien. Authentische Laute, aber wenig betörend. Worauf der Mensch dagegen anspringt, ist das Miau, ein Ton, „so anrührend und auf der gleichen Frequenz wie Kinderweinen“, sagt Schötz.

Der Psychologe Nicholas Nicastro von der Cornell University in den USA geht sogar davon aus, dass der Mensch den Klang des Miaus entscheidend geformt hat, indem er sich als wählerisch erwies. „Der Mensch nahm jene Katzen bei sich auf, die schneller gelernt haben, sich mitzutei-

len“, spekuliert Nicastro. „Und solche mit lieblichen Stimmen.“

Über die Jahrhunderte, glaubt er, setzen sich so Katzen durch, deren Laute das menschliche Ohr entzücken. Frauchen und Herrchen tolerierten keine aggressiven Mitbewohner. Menschen gefallen solche Miaus, hat Nicastro gezeigt, die kurz sind, hoch beginnen und tief enden. Ganz anders eben als das Schreien eines wilden Tieres.

„Katzen sind schlaue Tiere“, sagt Daphne Ketter, Tierärztin an der Ludwig-Maximilians-Universität München, „sie wissen, welche Knöpfe sie drücken müssen.“ Sie geben sich süß, wenn sie quengeln; nervtötend, wenn sie Futter verlangen. Die Tiere lernen durch Ausprobieren, was funktioniert – und wiederholen das immer wieder. Dabei hilft ihnen das immense Mitteilungsbedürfnis ihrer Halter: Sie erhalten viele Rückmeldungen auf ihr Tun, wovon sie wiederum lernen. Auch Ketter hält es daher für plausibel, dass sich bestimmte Laute durchsetzen, weil sie der Katze zum Erfolg gereichen, bestehe dieser aus einer Liebkosung oder einem Leckerbissen.

Das sei wie mit Kindern, sagt die Veterinärin. „Da glauben manche auch: Wenn ich lange genug schreie, kriege ich die Schokolade.“

Oder anders ausgedrückt: Der Mensch erzieht die Katze. Und die Katze den Menschen.

Doch wenn die Veränderungen derart leicht stattfinden, dann stellt sich auch die Frage, ob Miauen universell ist. Oder ob jedes Mensch-Haustier-Paar seine eigene Sprache schafft.

Schötz möchte eben das herausfinden. Denn manchmal kommen nach Vorträgen Zuhörer zu ihr und sagen, dass ihre Katze ganz anders klinge als das, was Schötz vorgespielt habe.

Und so wird die Forscherin für ihr nächstes Projekt Katzen aus Südschweden und Stockholm miteinander vergleichen, zwei Regionen, in denen die Betonung des Schwedischen variiert. Sie wird analysieren, auf welcher Silbe eine Katze ein Miau betont, wie schnell es ist und wie viele Pausen das Tier einlegt. Dann wird sie wissen: Nehmen Katzen Dialekte an?

„Es gibt zwei Möglichkeiten“, sagt Schötz: „Alle Katzen sprechen gleich. Oder eine bayerische Katze klingt anders als eine aus Hamburg.“

Nicht undenkbar: Andere Tiere verfügen durchaus über Dialekte. Buckelwale im Westen des Indischen Ozeans singen andere Lieder als ihre Artgenossen im Osten. Der südafrikanische Löwe brüllt langsamer als der in Tansania.

Wahrscheinlich ist aber auch, dass die Wesensart eines Tieres eine Rolle spielt, ob es mit der Flasche aufgezogen wurde oder vom Muttertier. Ebenso die Rasse: Siamkatzen beispielsweise, die ein schrilles Heulen ausstoßen, sind als Plapperer bekannt.

Schötz würde gern viel mehr Tiere untersuchen, solche, die in weiter entfernten Regionen leben, wo sich die Sprachen der Bevölkerung stärker unterscheiden. Aber dafür fehlen ihr derzeit die Katzen und das Geld.

Das größte Problem ihrer Experimente ist: die Aussagekraft. Sie hat bislang nur wenige Katzen untersucht, meist die eigenen. Ihre Experimente veranstaltet Schötz mitunter im Wohnzimmer.

Einmal streute sie im Garten Äpfel, Samen und Erdnüsse aus, um Vögel anzulocken. Dann versteckte sie sich im Nachbarzimmer. Die Kamera lief, das Mikrofon zeichnete auf. Donna, Turbo und Rocky saßen auf dem Fenstersims und bäugten die Vögel. Dabei schnatterten sie (wie ein auf der Zunge gerolltes Miau) und zwitscherten (einem schrillen Telefonklingeln ähnlich, das am Ende an Intensität zunimmt).

Das Zwitschern könnte dazu dienen, den Rachen zu lockern, um einen Vogel mit Haut und Federn zu schlucken. Andere glauben, die Tiere täten es, um ihre Beute in Sicherheit zu wiegen. Wildkatzen am Amazonas beispielsweise geben Laute von sich, die an die Rufe von Affen erinnern.

Eine der Ersten, die sich der Lautgebung der Katze annahm, war die New Yorke-

rin Mildred Moelk. Fünf Jahre lang, schrieb sie Mitte des vorigen Jahrhunderts, habe sie die Laute ihrer Katzen versucht zu interpretieren. Sie fand zum Beispiel die „acht Paarungslaute“ und die „sechs Arten zu miauen“. Und dass Katzen nicht mit der Zungenspitze, sondern durch Rachenanspannung Laute hervorstoßen.

Seither haben sich Wissenschaftler vor allem dem Hund zugewandt. Katzensvideos auf YouTube zum Trotz: Der beste Freund des Menschen macht wuff und nicht miau.

Tierärzte wie Ketter in München wären begeistert, „wenn wir Katzen besser verstehen“. Sie sieht jeden Tag Besitzer, die an ihren Schützlingen verzweifeln. Solche, die glauben, ein Trillern sei ein aggressiver Akt; dabei handle es sich um eine freudige Begrüßung. Solche, die Schnattern als Fauchen interpretieren.

Wie viel schief läuft, zeigen die Mails, die Schötz bekommt; Menschen aus aller Welt haben ihr geschrieben. Wie diese Amerikanerin, die gleich ein Video mitgeschickt hat. Ihre Katze gebe so ein „bellendes Miauen“ von sich. Was das solle.

Schötz ist für diese Menschen ein Paartherapeut und deren Problem das vieler Beziehungen: gestörte Kommunikation.

Künftig will Schötz den Haltern der mittlerweile 600 Millionen Hauskatzen helfen zu entschlüsseln, was ihr Tier ihnen sagen will. Sie und zwei Linguisten werden Katzen Stimmen vorspielen und testen, welche Intonation die Tiere bevorzugen. Sie werden außerdem das Miauen von bis zu 50 Katzen aufzeichnen, um zu sehen, ob sie in verschiedenen Situationen auf unterschiedliche Art miauen.

Langfristig träumt Schötz von einer Bibliothek der Katzenlaute. Sie rückt wieder an ihren Computer, darauf hat sie viele Stunden Katzenstimmen gespeichert. Schötz spielt vor. Da ist das Rattern: eine Art ins Stottern geratener Motor, bei dem die Kiefer der Katze zittern, das Grollen (grr), das Spucken (tss) und das Zischen. „Hören Sie die plosiven Laute? Da steckt viel T und K drin.“

Sie will die Töne online stellen, dazu eine Interpretation. Wie ein Wörterbuch für Felinesisch.

Sie geht hinüber zum Kratzbaum, wo sich Vimsan, hergeleitet aus dem Schwedischen für „die mit dem Po schwingt“, gerade emporhangelt. Schötz schnipst mit dem Finger. „Ja, komm, komm“, gurr sie. Sie wedelt mit einer Plüschspinne. „Miau“, macht Vimsan.

Schötz sagt, manche Laute in der Sprache der Katzen seien leicht zu deuten: als „Ich will, ich will, ich will“.

Laura Höflinger



Wildkatze: Zwitschern, um den Rachen zu lockern

PATRICK PLEUL / DPA

# Lieber Killerkaninchen

**Computer** Die Foto-App „Prisma“ erobert das Netz. Ihre bonbonbunten Bildchen zeigen vor allem eines: die Grenzen der künstlichen Intelligenz.

„Prisma“ überflutet das Netz mit Bildern, oft quietschbunt wie eine aufgeplatzte Packung Smarties beim Kindergeburtstag. Die Aufregung ist riesig. „Prisma“. Die kostenlose App zaubert aus langweiligen Selfies faszinierende Gemälde im Stil von Malern wie Mondrian, Munch oder Lichtenstein, mit dem Versprechen: „Be an artist!“ Im Juni kam die App heraus und stürmte an die Spitze der Download-Charts.

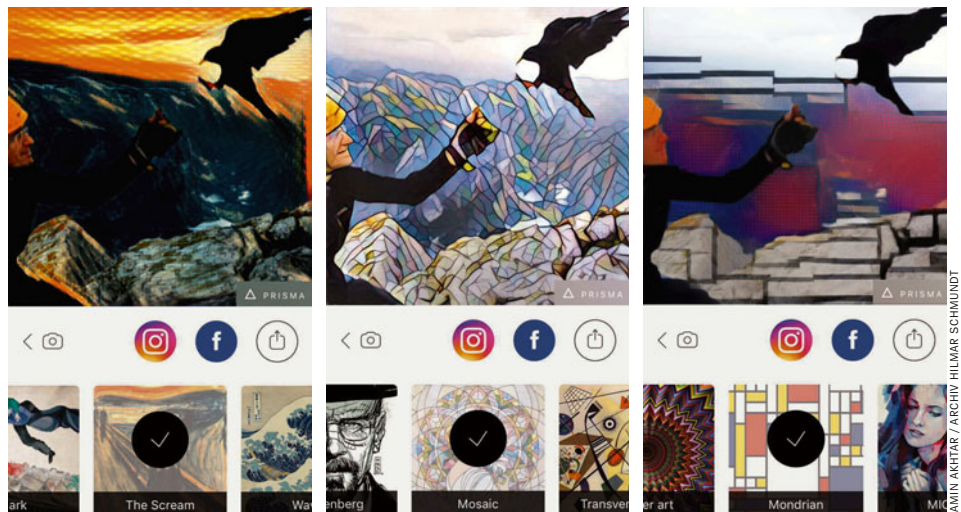
Die neue App wird verklart – und ver-teufelt. „Vergesst Instagram“, jubelte die britische „Express Tribune“; die neue App, hieß es da, verändere nicht nur die Farben, „sondern transformiert sie in Kunstwerke“. Und die „Bild“-Zeitung erklärt „Prisma“ kurzerhand zu einer Gefahr fürs Vaterland; der russische Auslandsgeheimdienst FSB könne „in den Besitz der Nutzerdaten gelangen“ – die App wurde in Russland entwickelt.

Okay, jetzt mal alle kurz durchatmen. Was genau soll vor den Russen geheim gehalten werden? Selfies? Die in der Regel für die Netzöffentlichkeit geschossen werden, um möglichst viele Likes zu ernten? Die kompletten Telefonbücher von Handys zu saugen, wie es einige Chat-Apps tun – das wäre ein Aufreger. Aber daran hat man sich mittlerweile gewöhnt. Außerdem tut „Prisma“ das gar nicht.

Auch das Jauchzen der Fans wirkt überdreht. Denn Fotofilter gibt es in Unmengen, seit Kai Krause, der Bildvisionär aus Dortmund, mit „Kai's Power Tools“ vor einem Vierteljahrhundert die Welt mit dem kinderleichtesten Aufhübschen von Bildern beglückte. Klar, „Prisma“ ist schneller und komfortabler als viele Konkurrenten. Das war's aber auch schon.

Dennoch lohnt sich ein genauer Blick auf die „Prisma“-Bilder. Denn zwischen den Pixeln zeigen sie vor allem eines: den derzeitigen Stand der künstlichen Intelligenz (KI) – das Auge denkt mit.

„Prisma“ errechnet die bunten Bildchen mithilfe neuronaler Netze, die zuvor mit Meisterwerken trainiert wurden. Die App stammt aus einer der vielen KI-Schmieden in Moskau, die der Welt vor ein paar Wochen auch die Gesichtserkennungssoftware



Handyfoto am Mittelgipfel des Watzmanns, Filtereffekte: Das Auge denkt mit

„FindFace“ beschert haben, mit der man wildfremde Menschen auf der Straße via Abgleich mit Fotos aus dem Internet identifizieren kann.

Auf den ersten Blick sind die „Prisma“-Bilder faszinierend. Noch faszinierender ist, wie schnell man sich an ihnen sattsieht.

„Prisma“ bietet zwar hochkulturelles Ambiente, aber gleichzeitig Einheitsbrei“, sagt Wolfgang Ullrich, Kunsthistoriker und Buchautor („Der kreative Mensch“). Doch während das Plaudernetz Snapchat mit seinen absurden Filtern – Hundeöhrchen, Regenbogenkotze oder Killerkaninchen-nase – wenigstens Selbstironie oder Sarkasmus transportieren könne, mache die „ästhetische Pseudomodern“ wenig Lust, mit ihr zu spielen.

All das spricht überhaupt nicht gegen den Einsatz künstlicher Intelligenz, im Gegenteil. KI ist die digitale Entsprechung der Dampfmaschine oder des Verbrennungsmotors, als sie damals neu waren und die Welt in Aufregung versetzten.

In fast allen Berufen mischt die KI mit. Die Programme der Firma Narrative Science aus Chicago veröffentlichen selbst verfasste Artikel über Quartalszahlen oder Sportveranstaltungen; die Software von Wibbitz schnipselt automatisch komplette

Nachrichtenvideos zusammen; und das IBM-System „Chef Watson“ schmeckt mit kochkünstlicher Intelligenz Rezepte ab. Oft setzen diese allerdings auf teure Zutaten wie Lachs oder Scampi, um sie dann zu traurigem Matsch verköcheln zu lassen.

„Watson“ ist nicht allein mit diesen KI-Kinderkrankheiten. Viele Robot-Rezepte, egal ob für Auge, Ohr oder Gaumen, werden erstaunlich schnell fad, denn Menschen besitzen ein feines Sensorium für programmierte Kunststückchen.

„Prisma“, Wibbitz, „FindFace“ oder „Watson“ – alle diese Dienste zeigen, dass KI gerade einmal so weit ist, dem Menschen monotone Arbeit abzunehmen, mehr nicht.

Und so wirkt die visuell aufgepimpte Langeweile auch beruhigend, jedenfalls auf Fotografen und Köche und andere Kreative: Sie müssen nicht fürchten, bald von Bots ersetzt zu werden, solange sie ein paar Klicks voraus bleiben.

Zum Beispiel mit emotionalen Fotomotiven, die Menschen tief berühren, auch ohne Filter. Man denke nur an das aktuelle Bild einer friedlich protestierenden Schwarzen im Sommerkleid, umrigt von Polizisten in Kampfmontur. Es dürfte eine Weile dauern, bis es eine App gibt, die solche Fotos generieren kann.

Hilmar Schmundt

# Alles ohne Zuzahlung!

JETZT EINEN NEUEN SPIEGEL-LESER WERBEN UND PRÄMIE SICHERN.



## KitchenAid-Toaster in 2 Farben

Toasten, warmhalten, auftauen! Mit siebenstufigem Bräunungsregler und breiten Schlitten. Ohne Zuzahlung.



## Gartenliege Ipanema

Aus Eukalyptusholz, FSC-zertifiziert. Mit Wendeauflage in Rot/Beige. Ohne Zuzahlung.



## Teasi One<sup>3</sup> Freizeit-Navi

Für Rad, Wandern, Ski und Boot. Mit 8,8-cm-Display, Routing, Gratiskarten. Ohne Zuzahlung.

**Prämie  
zur Wahl**



**DENVER Tablet 10,6" 16 GB – ohne Vertrag**

Mit 26,9-cm-Display, 1,3 GHz Quad-Core-Prozessor, Bluetooth 4.0 und WLAN. Ohne Zuzahlung.

**90 € Amazon.de Gutschein\***

Für Bücher, CDs, DVDs, Spiele, Technik und vieles mehr. Ohne Zuzahlung

**Ja, ich habe geworben und wähle meine Prämie!**

**SPIEGEL-Vorteile**

- Wertvolle **Wunschprämie** für den Werber.
- Der Werber muss selbst kein SPIEGEL-Leser sein.
- Zum Vorzugspreis: statt ~~€ 4,60~~ nur € 4,40 je Ausgabe inkl. Lieferung.
- Auf Wunsch den digitalen SPIEGEL für nur € 0,50 je Ausgabe inkl. SPIEGEL-E-Books.

**Wunschprämie**

- KitchenAid-Toaster, beige (5352)
- KitchenAid-Toaster, rot (5353)
- Gartenliege Ipanema (5351)
- Teasi One<sup>3</sup> Freizeit-Navigationsgerät (5369)
- DENVER-Tablet 16 GB (5303)
- 90 € Amazon.de Gutschein (5073)

**Anschrift des Werbers:**

Frau  Herr  
Name, Vorname

Straße/Hausnr.

PLZ Ort

**Ich bin der neue SPIEGEL-Leser.**

**Anschrift des neuen Lesers:**

Frau  Herr  
Name, Vorname

Straße/Hausnr. Geburtsdatum **19**

PLZ Ort

Telefon (für eventuelle Rückfragen) E-Mail (für eventuelle Rückfragen)

**Gleich mitbestellen!**

Ja, ich möchte zusätzlich den digitalen SPIEGEL für nur € 0,50 pro Ausgabe beziehen statt für ~~€ 3,99~~ im Einzelkauf. SD16-015

Ja, ich wünsche unverbindliche Angebote des SPIEGEL-Verlags und der manager magazin Verlagsgesellschaft zu Zeitschriften, Büchern, Abonnements, Online-Produkten und Veranstaltungen) per Telefon und/oder E-Mail. Mein Einverständnis kann ich jederzeit widerrufen.

Der neue Abonnent liest den SPIEGEL für mindestens ein Jahr für zurzeit € 4,40 pro Ausgabe statt € 4,60 im Einzelkauf, den digitalen SPIEGEL zusätzlich für € 0,50 pro Ausgabe. Das Abonnement verlängert sich jeweils um ein weiteres Jahr, wenn nicht sechs Wochen vor Ende des Bezugszeitraums gekündigt wird.

**Ich zahle bequem per SEPA-Lastschrift\*** vierteljährlich € 57,20, digitale Ausgabe halbjährlich € 13,-

**DE** IBAN

Datum **X** Unterschrift des neuen Lesers **SP16-134**

**Coupon ausfüllen und senden an:  
DER SPIEGEL, Kunden-Service, 20637 Hamburg**

**040 3007-2700**

**www.spiegel.de/p2916**

Der Werber erhält die Prämie ca. vier Wochen nach Zahlungseingang des Abonnementbetrags. Der Vorzugspreis von € 0,50 für den digitalen SPIEGEL gilt nur in Verbindung mit einem laufenden Bezug der Printausgabe, enthalten sind € 0,48 für das E-Paper. Bei Sachprämien mit Zuzahlung zzgl. € 2,- Nachnahmegebühr. Alle Preise inklusive MwSt. und Versand. Das Angebot gilt nur in Deutschland. Hinweise zu den AGB und dem Widerrufsrecht finden Sie unter [www.spiegel.de/agb](http://www.spiegel.de/agb). SPIEGEL-Verlag Rudolf Augstein GmbH & Co. KG, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg, Telefon: 040 3007-2700, E-Mail: [aboservice@spiegel.de](mailto:aboservice@spiegel.de)

\* **SEPA-Lastschriftmandat:** Ich ermächtige den Verlag, Zahlungen von meinem Konto mittels Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise ich mein Kreditinstitut an, die vom Verlag auf mein Konto gezogenen Lastschriften einzulösen. Hinweis: Ich kann innerhalb von acht Wochen, beginnend mit dem Belastungsdatum, die Erstattung des belasteten Betrags verlangen. Es gelten dabei die mit meinem Kreditinstitut vereinbarten Bedingungen.

Gläubiger-Identifikationsnummer DE50ZZZ00000030206

# Glücksspiel in der Tasche

**Essay** Smartphone-Apps machen süchtig, indem sie psychologische Schwächen des Menschen ausnutzen. Dies zu ändern ist Aufgabe der Tech-Firmen. *Von Tristan Harris*

**W**enn wir dem Smartphone nicht widerstehen können, machen wir häufig uns selbst verantwortlich. Aber wir sind es nicht. Im Wettstreit um unsere Aufmerksamkeit nutzen diese Geräte und ihre Apps unsere angeborenen Schwächen aus.

Wie leicht unser Gehirn zu beeinflussen ist, habe ich als Zauberer gelernt. Zauberer suchen nach blinden Flecken, Angriffspunkten und Vorlieben der Wahrnehmung, um unbemerkt unser Handeln zu beeinflussen. Wer diese Knöpfe einmal kennt, kann auf ihnen spielen wie auf einer Klaviatur. Und genau das macht die Technologie mit unserem Gehirn. Ich möchte zeigen, wie diese Mechanismen funktionieren. Und ich möchte darauf hinweisen, dass wir dem nicht ausgeliefert sind – wir können andere, bessere Technologien von ihren Erfindern und Herstellern einfordern.

Nur wer die wahren Kosten eines Klicks im Internet nennt, behandelt seine Nutzer mit Würde.

Wie also gelingt es Apps, uns in ihren Bann zu ziehen? Sie verhalten sich wie Glücksspielautomaten.

Der durchschnittliche Nutzer kontrolliert sein Smartphone 150-mal pro Tag. Warum ist das so? Füllen wir tatsächlich 150 be-

wusste Entscheidungen? Sicher nicht. Es ist etwas anderes, was uns treibt, und es hat zu tun mit dem wichtigsten Charakteristikum von Spielautomaten: Apparate wie einarmige Banditen liefern uns variable, sporadische Belohnungen. Man zieht am Hebel und bekommt entweder einen Preis oder nichts. Je unbeständiger der Gewinn, desto größer die Sucht.

Dieser Effekt funktioniert ziemlich gut. Mit Glücksspielautomaten wird in den USA mehr Geld verdient als mit Baseball, Kinofilmen und Vergnügungsparks zusammen. Die Menschen verfallen Spielautomaten drei- bis viermal so schnell wie anderen Glücksspielen, berichtet Natasha Dow Schüll, Professorin an der New York University und Autorin des Buchs „Addiction by Design“.

Hier ist die unselige Wahrheit: Mehrere Milliarden Menschen haben einen Glücksspielautomaten in der Tasche.

Wenn wir unser Telefon checken, spielen wir ein Glücksspiel um neue Benachrichtigungen. Wenn wir Instagram anschauen, wollen wir wissen, welches Foto als nächstes kommt. Wenn wir auf einer Dating-App wie Tinder Gesichter nach rechts oder links schieben, zocken wir um den Preis der Sympathie eines anderen.

Manchmal steckt Absicht dahinter. Manche Apps sind mit Belohnungen übersät, weil sie gut fürs Geschäft sind. In anderen Fällen jedoch, etwa bei E-Mail-Programmen oder Smartphones, sind diese Mechanismen Zufall.

Viele Apps vermitteln uns das Gefühl, ständig etwas zu verpassen. Vor allem aber beuten sie unser Bedürfnis nach sozialer Anerkennung aus. Wenn wir die Benachrichtigung „Marc hat dich in einem Foto markiert“ sehen,

fürchten wir sofort um unsere Gruppenzugehörigkeit. Das Problem: Unser soziales Wohlbefinden ist inzwischen fest in der Hand von Tech-Firmen.

Facebook oder Instagram können manipulieren, wie oft wir in Fotos markiert werden, indem sie Gesichter zu diesem Zweck anbieten. Wenn mein Freund mich markiert, trifft er also keine eigene Entscheidung, sondern reagiert auf einen Vorschlag. So kontrolliert Facebook, wie häufig Nutzer soziale Anerkennung erfahren.

Dasselbe geschieht, wenn wir das eigene Profilfoto austauschen. Facebook weiß, dass wir in diesem Moment verletzlich sind: „Was werden meine Freunde über das neue Foto denken?“ Facebook kann dafür sorgen, dass das neue Foto länger ganz oben im eigenen News-Feed angezeigt wird, sodass mehr Freunde darauf reagieren. Jeder Like, jeder Kommentar zieht uns auf die Facebook-Seite zurück.

Alle Menschen brauchen soziale Anerkennung, aber bestimmte Bevölkerungsgruppen, vor allem Teenager, sind an diesem Punkt besonders bedürftig. Darum ist es besonders wichtig, die Macht der App-Designer zu erkennen.

Auch das soziale Netzwerk LinkedIn gehört zu den Mistetären. LinkedIn will, dass so viele Nutzer wie möglich soziale Verpflichtungen eingehen. Ständig ermuntert die App ihre Nutzer dazu, neue Verbindungen zu knüpfen oder andere für deren Fähigkeiten zu loben. Für jede dieser Aktionen jedoch müssen die Nutzer LinkedIn aufrufen und schenken dem Unternehmen damit ihre Zeit.

Wie Facebook schlachtet LinkedIn eine Asymmetrie in der Wahrnehmung aus. Wer die Einladung eines anderen erhält, geht davon aus, dass der Absender sie ganz bewusst geschickt hat. In Wahrheit jedoch hat er nur auf eine automatisch erstellte Liste reagiert, die ihm LinkedIn präsentiert hat. Mit anderen Worten: Apps wie LinkedIn verwandeln Impulshandlungen in handfeste soziale Verpflichtungen, die zurückgezahlt werden müssen.

Millionen Menschen werden auf diese Weise laufend bei dem unterbrochen, was sie gerade tun, und das den ganzen Tag über. Sie alle erwidern ständig Gefälligkeiten und laufen dabei herum wie geköpfte Hühner. Die Unternehmen profitieren enorm. Denn mit jeder Interaktion verbringen die Nutzer mehr Zeit mit ihren Apps, Zeit, die die Firmen direkt in Profit verwandeln können.

Willkommen im Reich der sozialen Medien.

**D**ie westliche Kultur baut auf dem Ideal der individuellen Wahlfreiheit auf, einem Ideal, das Millionen von uns jederzeit grimmig zu verteidigen bereit wären. Gleichzeitig ignorieren wir jedoch, dass diese Wahlfreiheit häufig manipuliert wird. Zauberer arbeiten auf diese Weise. Sie gaukeln eine freie Wahl vor, schränken diese aber auf Optionen ein, die sie gewinnen lassen, ganz gleich, welche Auswahl der Zuschauer trifft.

Wer eine Liste von Möglichkeiten, etwa eine Speisekarte, bekommt, fragt sehr selten: „Was steht nicht auf der Karte?“ Oder: „Warum bekomme ich diese Auswahl präsentiert und keine andere?“ Ebenso erforscht niemand



die Motive des Kochs oder fragt danach, ob diese Auswahl die eigenen Bedürfnisse erfüllen kann – oder ein reines Ablenkungsmanöver ist.

Stellen Sie sich beispielsweise vor, dass Sie mit Freunden an einem Dienstagabend unterwegs sind; Sie wollen noch um die Häuser ziehen. Sie öffnen eine Restaurant-App wie Yelp und sehen alsbald eine Liste von Bars, die sich in der Nähe befinden. Augenblicklich verwandelt sich ihre Gruppe in eine Ansammlung von Gesichtern, die auf Telefone starren. Sie inspizieren die Fotos der Bars und vergleichen das Cocktailangebot. Ist diese Auswahl immer noch relevant für das ursprüngliche Bedürfnis der Gruppe?

Yelp hat die ursprüngliche Frage („Wohin können wir gehen, um noch weiterzuquatschen?“) durch eine andere ersetzt („Welche Bar hat die besten Cocktailfotos?“). Noch dazu erliegt die Gruppe der Illusion, dass Yelps Auswahl komplett ist, dass es also keine weiteren als die dort aufgeführten Bars gibt.

Je mehr Auswahl uns die Smartphone-Technologie in allen Lebensbereichen gibt (Informationen, Ereignisse, Veranstaltungsorte, Freunde, Lebenspartner, Jobs), desto stärker wächst unsere Überzeugung, es mit den fähigsten Instrumenten der Welt zu tun zu haben. Aber sind sie das wirklich? Die Frage „Wer ist Single und bereit für ein Date?“ wird beantwortet mit einer Reihe von Gesichtern auf Tinder, die wir nach rechts oder links wischen können. „Wer hat heute Abend Zeit?“ wird zu einer Liste von Freunden, die uns kürzlich geschrieben haben. „Was passiert in der Welt?“ wird zu einer schier endlosen Kette automatischer News.

Die Firmen entwerfen Apps, die uns mit Informationen und Benachrichtigungen füttern, obwohl wir längst nicht mehr hungrig sind. Wie das geht? Sehr einfach. Man nehme ein Ereignis, das eigentlich begrenzt und endlich ist, und verwandle es in ein bodenloses Füllhorn.

Brian Wansink, Professor an der US-amerikanischen Cornell University, hat das einmal eindrucksvoll demonstriert. Er servierte Probanten Suppe in Tassen, die sich automatisch neu füllten. Prompt nahmen die Versuchspersonen 73 Prozent mehr Kalorien zu sich.

Tech-Firmen arbeiten nach demselben Prinzip. News-Feeds sind absichtlich so programmiert, dass sie sich immer wieder mit neuen Posts füllen. Die Nutzer scrollen deshalb immer weiter – es gibt ja keinen Anlass mehr, eine Pause einzulegen oder die App zu verlassen.

Dies ist auch der Grund, warum auf Websites wie Netflix, YouTube oder Facebook automatisch neue Videos starten, ohne dass der Nutzer eine bewusste Entscheidung dafür getroffen hat.

Die Tech-Unternehmen argumentieren, sie wollten es den Nutzern nur leichter machen, jene Videos zu sehen, nach denen es sie gelüftet. Tatsächlich jedoch dient die Autoplay-Funktion vor allem Geschäftsinteressen. Die Firmen konkurrieren um die Zeit der Nutzer. Diese zu unterbrechen bei dem, was sie gerade tun, ist gut fürs Geschäft. Facebook oder Snapchat gefällt es, wenn ihre Nachrichten den User sofort erreichen. Absicht-

lich gestalten sie ihre Benachrichtigungen dringlich, um eine Reaktion zu provozieren. Facebook etwa sagt dem Absender automatisch, ob seine Nachricht empfangen und angeschaut wurde. Der Empfänger fühlt sich daraufhin verpflichtet, schnell zu antworten.

Wer die Unterbrechung des Alltags institutionalisiert, um Gewinn zu machen, ruiniert nicht nur die Aufmerksamkeitsspanne von Milliarden Menschen. Er setzt auch eine Tragödie für das Gemeinwohl in Gang.

**S**ind Sie empört, dass die Technologie Ihr Gehirn auf diese Weise kapert? Ich bin es. Und ich habe nur einige der gängigen Techniken aufgeführt. Tatsächlich gibt es Tausende solcher Methoden. Ingenieure sind tagtäglich damit beschäftigt, neue Wege zu finden, die Nutzer von Apps und Websites süchtig zu machen.

Ich will niemanden depressiv stimmen oder ihm empfehlen, offline zu gehen. Es ist unvermeidlich, dass Milliarden Menschen ein Smartphone in der Tasche haben. Aber die Dinge sollen gefälligst so funktionieren, dass sie nicht unser Bewusstsein manipulieren.

Es geht darum, einen anderen Umgang mit uns und unseren Schwächen von den Tech-Firmen einzufordern. Lassen Sie uns, ähnlich wie nach Lebensmitteln im Biomarkt, nach gesunden, nachhaltigen Technologien verlangen. Anstatt uns im Namen der Werbung Zeit zu stehlen, sollten die Apps uns helfen, unsere Zeit sinnvoll zu verbringen.

Stellen Sie sich vor, Apple und Google würden Smartphones entwerfen, die unsere Gehirne vor der App-

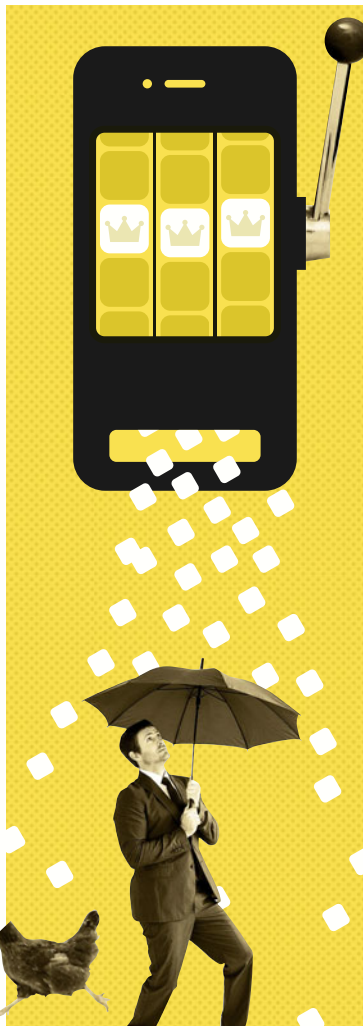
Piraterie bewahren. Stellen Sie sich vor, es gäbe eine Charta der Digitalrechte, die entsprechende Designstandards für Software definierte. App-Entwickler könnten verpflichtet werden, weniger suchtfördernde Mechanismen zu verwenden. Sie könnten es den Nutzern zum Beispiel erlauben, Zeiten für den Empfang von Nachrichten zu bestimmen, um den Glücksspiel-Mechanismus auszuhebeln.

Ein Internet der sinnvoll verwendeten Zeit würde über die Nutzer wachen und jeden jederzeit ermächtigen, bewusste und fundierte Entscheidungen zu treffen. Nur wer die wahren Kosten eines Klicks im Internet nennt, behandelt seine Nutzer mit Würde und Respekt.

Wir brauchen die Smartphones als Stütze für unseren Geist. Aber wir brauchen auch zwischenmenschliche Beziehungen, in denen nicht unsere Impulse, sondern unsere Werte an erster Stelle stehen.

Lassen Sie uns unseren Verstand, unsere Gedanken mit derselben Unerbittlichkeit verteidigen wie unsere Privatsphäre.

**Harris**, 31, ist Mitbegründer der Bewegung Time Well Spent (<http://timewellspent.io>) und Zauberer. Bis 2016 war er Produktmanager bei Google, er untersuchte, wie die Technologie die Aufmerksamkeit, das Wohlbefinden und das Verhalten von Menschen beeinflusst.



BILDER: DEPOSIT; ILLUSTRATION: DER SPIEGEL



JERRY LODRIGUSS/NASA/OKAPIA

# „Wir haben keine Kontrolle“

**Weltall** Der deutsche Astronom Alexander Scholz berichtet über mysteriöse Signale von einem fernen Stern. Handelt es sich um Hinweise auf Außerirdische? Falls ja: Was tun?

**Scholz**, 41, leitet das Observatorium der schottischen University of St Andrews.

**SPIEGEL:** Wenn auch nur eine weitere hoch entwickelte Zivilisation in unserer Galaxie existierte, hat der berühmte Physiker Enrico Fermi einst vorgerechnet, müsste sie längst unsere Nachbarschaft kolonisiert haben. Also: Wo sind die Außerirdischen?

**Scholz:** Das weiß ich natürlich auch nicht. Aber ich denke schon, dass es nicht mehr lange dauert, bis wir den Nachweis von Leben außerhalb der Erde erbringen.

**SPIEGEL:** Wie denn?

**Scholz:** Wir werden bald eine Vielzahl erdähnlicher Planeten entdecken. Und wir können deren Atmosphären systematisch absuchen nach Gasen, die Rückschlüsse auf Leben erlauben. Das passiert jetzt schon, aber in zwei Jahren geht das hervorragende „James Webb“-Weltraumteleskop in Betrieb, der Nachfolger von „Hubble“. In zehn, zwanzig Jahren wissen wir mehr.

**SPIEGEL:** Was glauben Sie – sind wir allein?

**Scholz:** Es gibt Milliarden Galaxien. Allein unsere Galaxie hat Milliarden Sterne. Es könnte durchaus Millionen Planeten mit Zivilisationen geben – oder auch keine außer uns. Ich bin in dieser Frage agnostisch.

**SPIEGEL:** Sollen wir nach Mikroorganismen in unserer Umgebung suchen oder lieber nach Intelligenz ganz weit weg?

**Scholz:** Nach beidem natürlich! Der Nachweis einer Lebensform auf dem Mars oder dem Jupitermond Europa wäre ein Meilenstein in der Wissenschaftsgeschichte. Er würde die Möglichkeit eröffnen, dass das Leben nicht nur auf der Erde entstanden ist. Dies würde nur noch übertroffen vom Nachweis intelligenten Lebens.

**SPIEGEL:** Wie würde solch ein Nachweis aussehen?

**Scholz:** Eines Morgens wachen wir auf, und über der Erde schweben große, gelbe Ufos. Das ist zum Glück die unwahrscheinlichste Variante, denn die Menschheit würde das vielleicht nicht überleben. Wahrscheinlicher ist, dass bei einem Seti-Projekt, also der systematischen Suche nach extrater-

restrischer Intelligenz, wiederholt ein Signal gefunden wird, für das es keine natürliche Erklärung gibt. Noch größer aber ist die Chance, dass solch ein Signal auftaucht, im Rahmen eines Forschungsprogramms, das mit Seti gar nichts zu tun hat.

**SPIEGEL:** Und da laufen dann plötzlich grüne Männchen durchs Bild?

**Scholz:** Nein, man fände eine Anomalie, also etwas, das nicht erklärbar ist. Und nach vielen vergeblichen Versuchen, dieses Mysterium zu ergründen, bliebe am Ende nur noch die Möglichkeit außerirdischer Intelligenz. Im Augenblick wird eine solche Anomalie übrigens intensiv diskutiert.

**SPIEGEL:** Ach ja?

**Scholz:** Das Weltraumteleskop „Kepler“ sollte eine zweite Erde suchen und war dabei äußerst erfolgreich: Es hat Tausende Exoplaneten gefunden. Wir sind noch lange nicht mit der Auswertung der Daten fertig. Aber ein Stern ist besonders auffällig: KIC 8462852 tut etwas Seltsames.

**SPIEGEL:** Nämlich?

**Scholz:** Wir können ja Planeten meist nur indirekt nachweisen. Man schaut auf einen

Stern und wartet auf einen Transit, also den Zeitraum, wenn ein Planet vor dem Stern entlangzieht und ihn für ein paar Stunden verfinstert. „Kepler“ hat nun einen Stern gefunden, der sehr unregelmäßige Bedeckungen zeigt.

**SPIEGEL:** Raumschiffe vielleicht?

**Scholz:** Bedeckungen sind nichts Ungewöhnliches. Sterne werden im Universum häufig bedeckt, durch andere Sterne zum Beispiel, durch Planeten oder Staubwolken. Aber KIC 8462852, der sehr alt und entwickelt ist, zeigt unregelmäßige Bedeckungen, die ein paar Wochen anhalten. Sie verfinstern den Stern um maximal 20 Prozent. Das heißt: Es muss eine sehr große Struktur sein, die sich vor diesen Stern schiebt und dann wieder verschwindet.

**SPIEGEL:** Und dafür gibt es keine Erklärung?

**Scholz:** Doch. Eine Hypothese lautet: Es ist ein Schwarm aus Kometen, der in den Stern hineinfliegt. Kometen sind unregelmäßig groß, sie haben Schweife, das würde die unregelmäßige Verfinsternung erklären. Dennoch ist diese Hypothese wissenschaftlich nicht komplett zufriedenstellend.

**SPIEGEL:** Wie sähe das ET-Szenario aus?

**Scholz:** Ganz einfach: Es handelt sich um eine Dyson-Sphäre.

**SPIEGEL:** Bitte was?

**Scholz:** Die Idee hinter diesen Sphären stammt von einem Science-Fiction-Autor der Dreißigerjahre und wurde von dem Physiker Freeman Dyson weiterentwickelt. Sie beruht auf der Annahme, dass Zivilisationen, wenn sie größer werden, auch immer mehr Energie benötigen. Zu Beginn verwenden sie die Energie auf ihrem Planeten, später aber ernten sie die Energie eines Sterns direkt. Dyson-Sphären sind nichts anderes als gewaltige Kraftwerke im All, eine Megastruktur, die von einer außerirdischen Zivilisation gebaut worden ist.

**SPIEGEL:** Jetzt fantasieren Sie aber.

**Scholz:** Wenn es sich so verhielte wie beschrieben, gäbe es auf jeden Fall Abwärme – und die kann man messen.

**SPIEGEL:** Und?

**Scholz:** Bisher ist keine zusätzliche Wärmestrahlung gefunden worden. Wir werden diesen Stern mit unserem „James Gregory“-Teleskop zwischen September und November beobachten. Ich denke, es ist legitim, eine Alien-Hypothese vorzuschlagen, aber unser Job als Astronomen besteht eigentlich darin, dass wir uns um andere Erklärungen kümmern.

**SPIEGEL:** Was können Sie denn bei Transiten über einen Planeten herausfinden?

**Scholz:** Sehr viel. Ein Teil des Lichts vom Stern muss ja durch die Atmosphäre des Planeten hindurch, falls er eine hat, und deren Gase verschlucken Licht bei ganz bestimmten Wellenlängen. Das heißt: Das Licht hinterlässt eine Signatur, man kann auf die Gase in der Atmosphäre schließen

und daraus wiederum auf das, was auf der Oberfläche passiert.

**SPIEGEL:** Was würden ähnlich ausgestattete außerirdische Astronomen denn von der Erde wahrnehmen?

**Scholz:** Sie würden die Ozonschicht erkennen. Sie würden folgern, dass es hier Sauerstoff gibt. Sauerstoff gibt es, weil es Photosynthese gibt. Und Fotosynthese gibt es, weil es Leben gibt.

**SPIEGEL:** Was würden sie noch bemerken?

**Scholz:** Sie würden Radiostrahlung beobachten, die über das hinausgeht, was ein toter Planet abstrahlt. Wenn sie auf der richtigen Frequenz lauschten, könnten sie sogar Fernseh- und Radioprogramme hören. Eines der frühesten starken Signale, jetzt in 80 Lichtjahren Entfernung unterwegs, ist übrigens Hitlers Ansprache bei den Olympischen Spielen 1936.

**SPIEGEL:** Ausgerechnet. Wenn Sie mal spekulieren wollen: Welcher Ihrer Kollegen hat am ehesten eine Chance, außerirdisches Leben zu finden?

**Scholz:** Jeder Astronom, der offen für diese Idee ist. Aber auch Amateure mit kleinen Geräten haben eine Chance. Seti muss nicht teuer sein.

**SPIEGEL:** Wie lange würde der Nachweis dauern?

**Scholz:** Wenn wir wieder eine Anomalie fänden wie das Signal aus der „Kepler“-Lichtkurve, bestünde der erste Schritt darin, es zu beobachten. Man untersucht es in anderen Wellenlängenbereichen, mit Radioteleskopen, Röntgenteleskopen, Infrarotteleskopen. Man versucht, Theorien zu entwickeln, die diese Anomalie erklären. Das alles beinhaltet Kooperationen mit anderen Forschern und dauert viele, viele Jahre.

**SPIEGEL:** Wie stellen Sie sich den Tag X vor, an dem der Nachweis gelingt?

**Scholz:** Die International Academy of Astronautics hat 1989 ein Post-Detektions-

Protokoll verabschiedet, das den Entdeckern als Handreichung dienen soll. Ich halte es allerdings für überholt. Es sieht Geheimhaltung bis zur Bestätigung des Signals vor; dann sollen Behörden, Verbände, Regierungen und die Uno informiert werden. Erst danach würde der Entdecker vor die Presse treten. So wird es aber nicht laufen.

**SPIEGEL:** Wie denn?

**Scholz:** Natürlich käme die Information bei vielen Beteiligten ziemlich rasch und chaotisch an die Öffentlichkeit. Ich würde mir wünschen, dass sich möglichst viele Wissenschaftler an der globalen Debatte, die dann folgen würde, beteiligen. Das Protokoll von 1989 geht noch von einem überkommenen Bild aus, einem Bild vom Forscher als einzelner Entdecker, der einsam Erkenntnisse gewinnt. Wissenschaft ist längst nicht mehr so. Wissenschaft bedeutet Teamwork.

**SPIEGEL:** Ist Leidenschaft für Seti eigentlich ein Karrierekiller?

**Scholz:** Es ist ganz klar eine Grenzwissenschaft. In Europa gibt es meines Wissens niemanden, der das hauptberuflich betreibt. Man braucht zwingend ein zweites wissenschaftliches Standbein, das solide Forschung liefert. In Amerika ist das anders. Da gibt es viele Forschergruppen, die private Fördermittel bekommen, zum Beispiel von Milliardären wie dem Microsoft-Mitgründer Paul Allen.

**SPIEGEL:** Wenn es so weit wäre – sollten wir mit den Außerirdischen in Kontakt treten?

**Scholz:** Die politischen Fragen, die dann aufkommen, sind komplexer als der eigentliche Entdeckungsprozess. Wollen wir Kontakt? Wer spricht für die Menschheit? Reden wir mit einer Stimme? Senden wir Nachrichten? Verstecken wir uns? Die Seti-Forscher sind da gespalten, die Politiker interessiert das nicht. Noch nicht.

**SPIEGEL:** Und was denken Sie?

**Scholz:** Ich denke, wir sollten auf jeden Fall in Deckung bleiben. Wir sollten Ausschau halten, aber nicht unnötig auf uns aufmerksam machen. Wir haben eben keine Kontrolle über die Dinge. Wir stehen ganz am Anfang unserer Geschichte im Universum. Erst seit hunderten Jahren können wir nennenswerte Strahlung ins All funken. Wenn es da draußen Zivilisationen gibt, die mit uns kommunizieren können, dann sind sie viel, viel weiter entwickelt als wir. Deshalb: Vorsicht!

**SPIEGEL:** Klingt pessimistisch.

**Scholz:** Wenn man sich den Menschen als Muster nimmt und sich vorstellt, was Menschen gemacht haben, wenn sie andere Menschen oder Arten entdeckt haben, dann gibt es eine Reihe von nicht so schönen Vorbildern: Da wird man domestiziert. In den Zoo gesperrt. Herumgezeigt. Ausgerottet.

Interview: Marco Evers

Mail: marco.evers@spiegel.de



**Astronom Scholz**  
„Wollen wir Kontakt?“

JO HANLEY / DER SPIEGEL



Kino

## Spielbergs Nostalgie-Trip

Steven Spielberg wird im Dezember 70 Jahre alt. Mit seinem Animationsfilm **BFG: Big Friendly Giant** (Start: 21. Juli) will er wohl zeigen, dass er nicht zum alten Eisen gehört, doch dabei wirkt er wie ein Großvater, der sich ans Bett seiner Enkel setzt, um ihnen eine Gutenachtgeschichte zu erzählen. „BFG“ beruht auf dem Kinderbuch „Sophiechen und der Riese“ des britischen Autors Roald Dahl und handelt von einem Waisemädchen, das von einem gutmütigen Riesen entführt wird. Wie ein Erzähler, der seine kleinen Zuhörer vorm Einschlafen nicht zu sehr beunruhigen will, mogelt sich Spielberg über die

düsteren Passagen der Vorlage hinweg. Ja, es gibt auch böse Riesen, Menschenfresser, aber sie stellen sich so tumb an, dass man als Zuschauer Magenknurren bekommt. Während die Riesen groß und stark sind, ist der Plot mager. Spielberg versucht dies durch Verfolgungsjagden und komödiantische Einlagen zu kompensieren. Es gibt hübsche Momente und großartige Bilder, doch letztlich ist das Ganze ein Potpourri: etwas „E. T.“, ein bisschen „Indiana Jones“, eine Portion „Jurassic Park“ – dies ist ein Nostalgie-Trip durch das Spielberg-Universum, der uns daran erinnert, wie toll das alles früher war. lob

Glosse

## Soziales Zittern

*Jetzt auch noch Theresa May. Übernehmen Frauen die westliche Welt?*

Obwohl es mehr Geschlechter gibt, gefühlt wie real, als unsere öde Blau-Rosa-Kultur es will, entzündet sich das öffentliche Interesse doch nach wie vor verlässlich am Rätsel Frau. Nun hat es Theresa May erwischt, die Nachfolgerin des summenden Abgangskünstlers David Cameron: wie Angela Merkel Pfarrers-tochter, wie Maggie Thatcher aus eher kleinbürgerlichen Verhältnissen, wie Beata Szydlo nationalkonservativ, wie Marine Le Pen zäh, wie Hillary Clinton nicht als krasse Frauenrechtlerin bekannt ... Doch halt: Bereits in mittleren Jahren posierte May, keineswegs gleichgültig in modischen Fragen und berühmt für ihre extravaganten Pumps, in einem schwarzen Durchschnitts-T-Shirt mit der Aufschrift: „So sieht eine Feministin aus“. Man kann also, auch das für manche eine Neuigkeit, trotz schöner Schuhe denken.

Wie armselig andererseits steht es um eine politische Ordnung, in der die Vorstellung, dass möglicherweise am Ende des

Jahres drei Frauen an der Spitze der westlichen Welt stehen, bereits für soziales Zittern sorgt? Wenn man schon binäre Codes walten lässt, womit wir Abendländer uns ja am wohlsten fühlen, scheint adoleszent versus adult das passendere Paar: In einer Horde pueriler Zöglinge ragt eben heraus, wer es geschafft hat, erwachsen zu werden. Was heißt: Lustgewinn aufschieben können, sich selbst als Mittelpunkt der Welt vorübergehend aussetzen, rational verhandeln und das Spiel am Automaten oder auf dem Platz betreiben. Und was die Coiffeurkosten betrifft, dürften Donald Trump und François Hollande ohnehin die Spitzenränge belegen: 9895 Euro lässt es sich der französische Premier monatlich kosten, so auszusehen wie jedermann, während der Präsidentschaftskandidat der USA sich an den beliebten Slogan hält: Ich tu was für meinen Kopf, ich gehe zum Friseur! Lasst sie spielen, die Buben. Aber nicht Politik.

Elke Schmitter

## Facebook-Streit Dicke Nudeln

Die Trolle, die sich in den Kommentarspalten des Internets auskotzen, erwarten dafür normalerweise keine Literaturpreise. Aber manchmal ist auch Literaturpreisträgern ganz übel. Den Wiener Schriftsteller Thomas Glavinic, 44, und Stefanie Sargnagel, 30, kam es diese Woche bei Facebook hoch. Glavinic ärgerte sich über einen Journalisten, der Sargnagel in einem Atemzug mit den Autorinnen Vea Kaiser und Valerie Fritsch genannt hatte. Die Siegerin des Publikumspreises beim Bachmann-Wettbewerb sei eine „talentfreie Krawallnudel“, schrieb Glavinic im nicht öffentlichen Bereich seiner Facebook-Seite. Sargnagel konterte, wohl inspiriert von der Nudel-Metapher, mit diesem Satz: „Magst nicht lieber deinen Schwanz ins Internet stellen gegen Gewaltvideos oder auf ein Bier mit Strache gehen?“ Der Hintergrund: Glavinic hat mal ein Nackt-Selfie gepostet, um gegen Facebook-Zensur zu protestieren, und in einem anderen Post dafür plädiert, mit FPÖ-Wählern zu diskutieren, statt sie pauschal niederzumachen. Heinz-Christian Strache ist der FPÖ-Parteichef. Glavinic reagierte sauer:

„Wieso kann ein sprechender Rollmops meine Seiten verschweigen?“ Für Sargnagel ein Fall von „Fatshaming“, sie schrieb: „Hätte nicht gedacht, dass du SO peinlich bist.“ Ende der Debatte, zumindest an dieser Stelle. Sargnagel, die bürgerlich Sprengnagel heißt, verlegte den Zwiß auf ihre Facebook-Seite und postete, nun öffentlich, einen Screenshot des Rollmops-Vergleichs, dazu den Hinweis: „Wer denkt, junge erfolgreiche Autorin-

nen mit der Beurteilung ihres Körpers öffentlich beleidigen zu wollen, wäre nur die verzweifelte Methode frauenhasender Burschis und wütender Hoferwähler: nope!“ Woraufhin auch alle Nicht-Literaturpreisträger und -trägerinnen loskübelten und Glavinic als Sexisten beschimpften. Ein großer Popcorn-Moment für den an Popcorn-Momenten nicht eben reichen Literaturbetrieb. „Ein Lüftchen im Wasserglas“ sei die Debatte, sagte Glavinic dem SPIEGEL, „wie im Kindergarten“. Sargnagels Vorgehen bestätige sein Urteil: „Sie hat sich ein privates Posting auf meiner privaten Facebook-Seite zu eigen gemacht. Sie ist ein bloggender Schreihals, der noch nichts geleistet hat und gern Auseinandersetzungen mit gemeinhin bekannten Menschen sucht, um sich zu profilieren.“ Sargnagel könne gern sagen, dass sie auch seine Literatur nicht möge, „aber wenn sie mich in die rechte Ecke stellt, werde ich sauer“. Sein Rollmops-Post, behauptet Glavinic, sei nicht als Figurkritik gemeint gewesen, „ich weiß gar nicht, wie die aussieht“. Aber: „Wenn jemand fett sein sollte, ist er fett, wenn jemand eine Glatze hat, so wie ich, hat er eine Glatze. Das ist dann Fakt, das darf man dann auch sagen.“

Das ist nicht sexistisch.“ Sargnagel schwieg auf Anfrage des SPIEGEL, auf Facebook ließ sie nichts ungesagt: „Eigentlich wollte ich bissl abnehmen, aber jetzt muss ich zum Trotz gegenüber psychischer Gewalt von Männern 20 Kilo zunehmen.“ Wer lieber Bücher liest als Facebook-Posts: Zumindest die Krawallnudel Glavinic verfasst auch sensationelle Romane, zuletzt „Der Jonas-Komplex“. tob



Sargnagel



Glavinic

Nils Minkmar Zur Zeit

## Kermanis Welt



Das „Salonfestival“ veranstaltet in verschiedenen Städten Lesungen in den Privathäusern literaturbegeisterter Menschen. Dieses Mal war ich in Köln mit dabei, Stadtteil Marienburg, die Tür stand einfach offen. Es war ein bemerkenswert schönes Haus, der Empfang herzlich. Auch das gehört

zur bundesrepublikanischen Lebensqualität: Die reichen Bürger müssen nicht in Gated Communities wohnen. An so einem Sommerabend können sie ihr Haus öffnen für alle, die gern lesen und diskutieren. Man kann auch als Linker feststellen, dass viele Reiche hierzulande sehr engagiert, bedacht und wirklich okay sind. Was man für einer ist, hängt nicht zwangsläufig vom Kontostand ab.

Die Leute waren an jenem Abend gekommen, um Navid Kermani zu hören. Ich sollte ihm danach einige Fragen stellen. Es war gut besucht, der Garten schon voller Menschen, die im Abendlicht plauderten und etwas tranken. Der Autor selbst war nicht darunter. Ich traf ihn in einem dunklen Nebenraum – kleiner als der Salon, in dem die Lesung stattfinden würde, aber doch so groß wie ein Saal. Er trank Wasser und trug das bequeme Zivil eines Familienvaters, der zu Hause arbeitet. Wie bei allen, die die Nachrichten verfolgen, war seine Stimmung gedämpft. War die parlamentarische Demokratie nur eine Laune der Geschichte? Haben Rassismus und Fremdenhass wieder eine Chance in Europa? Was wird aus der arabischen Welt, aus Afghanistan, der Türkei, Polen, Ungarn und Russland? Aus den USA mit Trump? Das waren unsere Themen, während draußen gelacht wurde. Kermani fragte nach Rotwein – überlegte es sich aber doch anders.

Seit seinem viel beachteten Reden, einmal im Bundestag während der Feierstunde zum 65. Geburtstag des Grundgesetzes im Mai 2014 und dann im vorigen Oktober bei der Verleihung des Friedenspreises des deutschen Buchhandels in der Paulskirche, hat sich seine Stellung verändert. Vom Experten und Journalisten ist er zum öffentlich wirksamen Intellektuellen geworden, seine Bücher sind Bestseller. Doch er dosiert seine Auftritte. Er schreibt, fährt durch das Land und besucht Kommunen, um zu schauen, wie sie mit den Flüchtlingen klarkommen. Dabei hat er nichts von einem Meisterdenker. Bei den Stücken, die er liest, stehen die Flüchtlinge und ihre Helfer im Mittelpunkt. Kermani verbindet Empirie, Analyse und eine klare humanistische Haltung. Er agitiert nicht, doziert nicht. Geduldig erklärt er später, dass die Sprache seiner Eltern, Farsi, etwas anderes ist als Arabisch. Er ist kein Politiker, kann den Leuten aber ziemlich gut klarmachen, woher wir kommen, wo wir derzeit stehen und wohin es gehen könnte. Der Philosoph Jürgen Habermas gab uns das Stichwort von der neuen Unübersichtlichkeit, Kermani bemüht sich darum, Perspektiven aufzuzeigen. Nach Joachim Gaucks Erklärung, nicht wieder als Bundespräsident anzutreten, nannten viele Navid Kermani als möglichen Nachfolger. Allein das scheint mir ein gutes Zeichen für dieses Land zu sein. Oder sagen wir es so: Es waren schon gedankenärmere Köpfe für dieses Amt im Gespräch.

An dieser Stelle schreiben Nils Minkmar und Elke Schmitter im Wechsel.



Tenor Vogt vor dem Bayreuther Festspielhaus

# „Der geht ab“

**Klassik** Die Bayreuther Festspiele bieten wieder Sommertheater.

Diesmal: das Drama vom flüchtigen Dirigenten.

Mit Andris Nelsons, Christian Thielemann – und Klaus Florian Vogt als Parsifal.

**D**er Erlöser kommt auf seiner Harley. Klaus Florian Vogt, einer der bedeutenden Heldenentore der Gegenwart, ist vom Festspielhaus die wenigen Hundert Meter zum Restaurant Bürgerreuth den Hügel hinaufgefahren. Probenende.

Bei den Bayreuther Festspielen ist er für die Titelrolle im „Parsifal“, Richard Wagners letzter Oper, engagiert. Sie spielt in sagenhafter ferner Zeit. Es geht darin um den Heiligen Gral, den Speer, der dem Heiland am Kreuz eine Wunde geschlagen hat, und um einen König, der mit seinen Gralsrittern das Gute in die Welt bringen will. Und um einen, der alle Leidenden erlösen kann: Parsifal, den „reinen Tor“.

In Bayreuth ist gerade nichts mehr gut.

Wieder einmal hat sich wenige Wochen vor der Eröffnungspremiere am 25. Juli eine Affäre zusammengebraut. Andris Nelsons, 37, der „Parsifal“-Dirigent, ist abgängig. Er ist aus einem Kurzurlaub in seiner lettischen Heimat nicht zurückgekehrt. Eine Mail seines Managements an die Presse, in der es heißt, Nelsons habe um Auflösung seines Vertrags gebeten, die „Atmosphäre“ habe sich „für alle Beteiligten“ schließlich „nicht angenehm entwickelt“. Das war's.

Viele Beteiligte an der Produktion können Nelsons' Absage sogar verstehen. Auch Klaus Florian Vogt. Er sagt, er habe Respekt vor Nelsons' Entscheidung und verstehe, dass der Dirigent gegangen sei. Vogt wundert sich, „dass es jetzt niemand gewesen sein will“. Niemand, der die Verantwortung für die Pleite übernehmen will.

Andris Nelsons kam nicht als Novize auf den Grünen Hügel von Bayreuth. Vor sechs Jahren dirigierte er hier den „Lohengrin“, es war einer seiner größten Erfolge.

Inzwischen leitet Nelsons eines der besten Orchester der Welt, das Boston Symphony Orchestra, und von 2018 an das Gewandhausorchester in Leipzig.

Der Lette ist das Gegenteil eines Diktators. Er flirtet mit seinen Musikern, er will sie dazu verführen, ihm und seinen Vorstellungen zu folgen. In einem SPIEGEL-Gespräch Anfang des Jahres sagte er: „Ich bin eigentlich sehr scheu. Ich produziere mich nicht gern. Das ist mir peinlich“ (SPIEGEL 2/2016). Und er sagte auch einen Satz, der jetzt, nach seiner Absage, prophetisch klingt: „Im Grunde braucht man als Dirigent auch moralische Werte und diplomatische und psychologische Fähigkeiten.“

Zu seinem Weggang aus Bayreuth möchte Nelsons sich nicht mehr äußern.

Seinem „Parsifal“-Team schickte er jedoch, in ungelenktem Englisch, eine Mail. Nelsons spricht darin von „künstlerischen Differenzen“ mit „den Festspielen“. Die Proben vergleicht der Dirigent mit einer Reise, die gut begonnen habe, die er aber nicht mehr zu Ende machen könne. Er habe gehofft, seine Träume verwirklichen zu können. Jeder müsse sich bei der Arbeit „frei



Wagner-Dirigent Nelsons  
Reise beendet

und wohl“ fühlen, für ihn sei durch die künstlerischen Meinungsverschiedenheiten seine „Parsifal“-Reise nicht so „aufregend“ verlaufen, wie er sie sich ausgemalt habe.

Namen von Störenfriedern nennt Nelsons nicht, aber jeder wusste sofort, wer gemeint war.

Seit vergangenem Jahr waltet bei den Festspielen ein anderer Dirigent in einem Amt, das es bei den Festspielen bisher nicht gab: Christian Thielemann, 57, der Musikdirektor. Er nimmt seine Position offenbar sehr ernst.

Diplomatische Fähigkeiten werden ihm nur selten attestiert. Und wie es mit seinen moralischen Werten steht, das wird bei den Mitarbeitern in Bayreuth gerade kontrovers diskutiert.

Wie Nelsons ist Thielemann ein Maestro mit Meriten. Sein Wagner, im vergangenen Jahr kam sein „Tristan“ in Bayreuth heraus, klingt zauberisch-schön und durchsichtig. Wie Nelsons war auch Thielemann als Nachfolger von Sir Simon Rattle als

Chef der Berliner Philharmoniker im Gespräch. Es wurde am Ende Kirill Petrenko, 44, Generalmusikdirektor in München, auch er ein Wagner-Dirigent außergewöhnlichen Formats. Drei Festspielsummer lang leitete Petrenko den „Ring des Nibelungen“ in der umstrittenen Regie von Frank Castorf. Für dieses Jahr sagte er ab.

Boston Symphony, Leipziger Gewandhaus, Berliner Philharmoniker, das sind drei große Namen. Christian Thielemann steht an der Spitze der Sächsischen Staatskapelle in Dresden. Er macht einen exzellenten Job mit einem exzellenten Orchester. Reicht ihm das?

Bei Nelsons' „Parsifal“-Proben saß er oft dabei, korrigierte den Kollegen, mäkelte am Tempo, kritisierte die Lautstärke. Die akustischen Verhältnisse im Festspielhaus sind schwierig. Richard Wagner ließ den Orchestergraben mit einem hölzernen Deckel überbauen. Der Orchesterklang strömt nicht direkt in den Zuschauerraum, sondern vermischt sich auf der Bühne mit den Stimmen der Sänger. Dieser Klang ist einzigartig, aber heikel. Der Dirigent ist bei den Proben darauf angewiesen, dass ihm jemand sagt, wie es tatsächlich klingt.

Thielemann, so sagen die, die bei den Proben dabei waren, habe Nelsons über Gebühr hineingeredet. Und Nelsons sei einer, der alles in sich hineinfresse, statt auf den Tisch zu hauen. Es sei auch um die Qualitäten eines Sängers gegangen, die Thielemann unzureichend und Nelsons für ausgezeichnet befunden habe.

Nach einer Klavierprobe, bei der der Musikdirektor wieder seine Vorstellungen durchsetzen wollte und ständig dreinredete, sei es für Nelsons genug gewesen.

In einem Interview mit der „Süddeutschen Zeitung“ rechtfertigte sich Thielemann: „Ich nehme keinen Einfluss.“ Und weiter: „Wenn ich nicht gefragt werde, tue ich überhaupt nichts.“ Zwischen Nelsons und ihm herrsche „bestes Einvernehmen“. Man sei „fast befreundet“.

Für Beteiligte der „Parsifal“-Produktion klingt das Interview wie Hohn. „Warum lügt der so?“, fragen sich viele. Seit Nelsons' Absage und dem Thielemann-Interview schweigen die Beinahe-Freunde.

„Parsifal“-Regisseur Uwe Eric Laufenberg, Intendant in Wiesbaden und früherer Opernchef in Köln, wird deutlicher. Er weist auf die Mail des Dirigenten an sein

Team: „Nelsons hat seine zugeneigte positive Haltung an uns, die Beteiligten der Produktion, geschickt. Darin ist von Freundschaft zu Thielemann oder zu der Festivalleitung nicht die Rede. Falsch verstandene Freundschaft gehört vielleicht zum Schmerzlichen, was einem passieren kann. Thielemann ist ein großer Dirigent, aber er meint, er sei Stellvertreter der Musik überhaupt, bei Wagner geht es aber um Musiktheater.“ Dann wird Laufenberg grundsätzlich: „Die Voraussetzung, mit Thielemann zusammenzuarbeiten, wäre: Freundlichkeit und Zugeneigtheit und ein Bewusstsein, dass es um ein Gesamtkunstwerk geht.“ Vernichtend sein Urteil über den Musikdirektor: „Bei mir entstand der Eindruck: Theater interessiert Thielemann nicht.“

Der Abgang Nelsons' und das vergiftete Klima in der Produktion stellte auch Festivalchefin Katharina Wagner, 38, bloß. Sie hatte weder Thielemann im Zaum halten, noch Nelsons besänftigen können.

Binnen Tagen musste sie Ersatz finden – möglichst einen großen Namen. Und sie fand Ersatz: Hartmut Haenchen, 73. Der Dirigent hat den „Parsifal“ mehrfach dirigiert, ist allerdings eher ein Kapellmeister für Kenner. Einem großen Publikum ist der Sachse unbekannt – und das, obwohl er um die 130 Alben eingespielt und 13 Jahre lang die Oper von Amstredam musikalisch geleitet hat. Er muss nun das Orchester von Nelsons auf Haenchen trimmen und die verstimmt Solisten bei Laune halten. Eine Mutprobe, dem immanenten Irrwitz der Wagner-Festspiele würdig.

Bayreuth, das ist eine kleine Stadt mit einem Open Festival. Seit 1876 spielt man hier, in der oberfränkischen Provinz, ausnahmslos die zehn letzten Opern Wagners. So monothematisch geht es sonst nur bei den Karl-May-Spielen in Bad Segeberg zu.

Das macht den Mythos aus: eine Spielstätte, ein Komponist, eine Familie.

Das nicht zu beheizende Bayreuther Festspielhaus, auch Scheune genannt, ist alljährlich das Hauptquartier der Wagnerianer, jener Menschen, die nur einen Komponisten gelten lassen, in Opernzitaten reden („Wasser, wie du gewollt“) und sich stundenlang darüber streiten können, ob Kirsten Flagstad oder doch Birgit Nilsson die beste Isolde war. Fanatiker des Feinen.

Alles konzentriert sich auf die 30 Aufführungen. Die Erwartung, Großes leisten zu müssen, erzeugt Hochspannung und manchen Kontrollverlust. Es ist ein inszenierter Ausnahmezustand. Bei allen.

Im Festspiel-Sommer steigt sogar der Umsatz der ortsansässigen Lederwerkstatt für SM-Bedarf mit angeschlossenem Sexshop um 40 Prozent. Der Renner, so erzählte der Betreiber, sei eine Lederfliege, die man nach Gebrauch als Smoking-schleife zu ledernen Handfesseln auseinanderziehen kann. Vor Festspielbeginn

geht es in dem Etablissement noch entspannter zu. Da lassen sich zwei Fränkinnen von der sachlichen Fachverkäuferin die Vorteile eines handlichen Vibrators in Pink erklären: „Der geht ab.“

Die Wagner-Gemeinde erwartet in Bayreuth allerdings vorrangig Kunst in Vollendung. Zuletzt wurde sie oft enttäuscht. Das blieb nicht ohne Auswirkungen. Die Karten, für deren Erwerb man sich früher jahrelang immer wieder neu bewerben musste, sind heutzutage vergleichsweise leicht zu bekommen. Sogar auf Ebay.

Das Renommee litt auch wegen der Kabbalen in den Kulissen. Seit dem Tod des Wagner-Enkels Wolfgang, der 58 Jahre lang bis zum Jahr 2008 die Festspiele in patriarchischer Manier geleitet hatte, ist Unruhe. Das hängt auch mit der Erbfolge zusammen.

Wolfgang holte seine einst verstoßene Tochter Eva aus erster Ehe, eine erfahrene Opernmanagerin, um sie mit seiner Toch-



**Festivalchefin Wagner, Dirigent Thielemann 2012**  
Falsch verstandene Freundschaft?

ter aus zweiter Ehe, Katharina, als seine Nachfolgerinnen durchzusetzen. Allein hätte Katharina es nicht geschafft. Und das ganze durchsichtige Manöver nur, um zu verhindern, dass Nike Wagner, seine Nichte aus dem entfremdeten Zweig seines 1966 verstorbenen Bruders Wieland, an die Macht kommt.

Inzwischen ist Eva Wagner-Pasquier nicht mehr Kocheffin, und Katharina regiert allein. Viele halten sie für überfordert. Sie sei, wie sie vor Jahren sagte, „da nun einmal hineingeboren worden. Wagner, die Festspiele, das ist ein Teil meines Lebens“. Sie ist pragmatisch-zupackend, aber sicher keine intellektuelle Visionärin. Wäre ihr eine Wurstfabrik zugefallen, sie würde auch diese managen.

Die Festspiele werden im Wesentlichen immer noch wie ein mittelständischer Familienbetrieb geführt, obwohl der Freistaat Bayern, der Bund, die Stadt und ein Freundeskreis kräftig einzahlen und im Aufsichtsgremium vertreten sind. Ein Nach-

komme Richard Wagners an der Spitze, das ist gewollt, obwohl Katharinas Inszenierungen nicht gerade als Meilensteine der Wagner-Deutung gelten. Ihre Amtsführung ist zudem, jedenfalls nach außen, von Verweigerung geprägt. Sie redet nicht gern öffentlich, und das Repräsentieren, so sagt sie selbst, „liegt mir nicht“.

Wie ein Symbol für diese Intransparenz wirken die hohen Zäune, die in diesem Jahr den Zugang zur Scheune auf dem Hügel schützen sollen, angeblich aus Angst vor Terroranschlägen. Wachmänner patrouillieren. Wer ins Festspielhaus will, muss Handynummer, E-Mail- und Wohnadresse sowie die Nummer seines Personalausweises auf einem Formular hinterlegen.

Auch Klaus Florian Vogt, in Kostüm und Maske des Parsifal, wurde schon der Zugang verwehrt. Für ihn, der bereits als Student Proben in Bayreuth besuchte, ist das „familiäre“ von einst verfliegen. Früher, da konnten die Musiker und Choristen, die ihren Urlaub im Dienste Wagners in Bayreuth verbringen und das grandiose Festivalorchester bilden, ihre Kinder und Partner mit in die Kantine bringen. Aus Sicherheitsgründen ist das nun verboten.

Das bringt die Musiker wohl mehr in Rage als die meisten der Bayreuther Kapriolen. Auch der „Parsifal“ war von Anfang an anders geplant. Eigentlich sollte Jonathan Meese, der Großkünstler mit dem Hang zu Provokationen mit Hitler-Bezug, die Oper inszenieren, doch dann waren dem Festival dessen Pläne angeblich zu teuer. 2014 trennte man sich. Vielleicht waren auch die Nazipersiflagen von Meese Katharina Wagner letztlich zu riskant. Denn das ist Bayreuths wunder Punkt.

Hitler war Stammgast bei den Festspielen, Richard Wagners Schwiegertochter Winifred bekannte sich noch lange nach dem Krieg, eine glühende Anhängerin des „Führers“ zu sein. Ein Silvester blieb die Familie so lange auf, bis der Anruf Hitlers kam, um den Wagners ein gutes neues Jahr zu wünschen.

Auf die von Katharina Wagner versprochene komplette Aufarbeitung und Dokumentation der Naziverstrickung wartet die Welt übrigens bislang vergebens.

Als Ersatz für Meese fand Katharina Wagner schließlich Uwe Eric Laufenberg. Er hatte aus seiner Kölner Zeit noch einen fertig konzipierten „Parsifal“ in der Schublade. Auch wenn er immer noch Nelsons nachtrauert und dessen Begeisterung für das gemeinsame Projekt, sagt Laufenberg: „Die Wahrheit ist kompliziert. Wir haben sie alle nicht in der Tasche.“

Joachim Kronsbein



**Video:**  
**Das System Bayreuth**

spiegel.de/sp292016bayreuth  
oder in der App DER SPIEGEL



# € 120,- Belohnung!

SICHERN SIE SICH IHREN GUTSCHEIN FÜR EINEN NEUEN SPIEGEL-LESER.



## € 120,- DriversChoice-Tankgutschein

Der universelle DriversChoice-Gutschein ist deutschlandweit bei über 8000 Tankstellen einlösbar.



## € 120,- BestChoice-Universalgutschein

Machen Sie sich eine Freude! Über 200 Händler mit über 25.000 Filialen oder Online-Shops stehen zur Auswahl.



Rosenzweig & Schwarz, Hamburg

Ja, ich habe geworben und wähle meine Prämie!

Ich bin der neue SPIEGEL-Leser.

**Tipp: den SPIEGEL + digitalen SPIEGEL testen!**



**Wunschprämie**  € 120,- Tankgutschein (3810)  € 120,- Universalgutschein (3811)

### Anschrift des Werbers:

Frau  Herr  
Name/Vorname  
Straße/Hausnr.  
PLZ Ort

### Anschrift des neuen Lesers:

Frau  Herr  
Name/Vorname  
Straße/Hausnr. Geburtsdatum 19  
PLZ Ort  
Telefon (für eventuelle Rückfragen) E-Mail (für eventuelle Rückfragen)  
 **Gleich mitbestellen!**  Ja, ich möchte zusätzlich den digitalen SPIEGEL für nur € 0,50 pro Ausgabe beziehen statt für € 3,99 im Einzelkauf. SD16-019  
 Ja, ich wünsche unverbindliche Angebote des SPIEGEL-Verlags und der manager magazin Verlagsgesellschaft (zu Zeitschriften, Büchern, Abonnements, Online-Produkten und Veranstaltungen) per Telefon und/oder E-Mail. Mein Einverständnis kann ich jederzeit widerrufen.  
Der neue Abonnent liest den SPIEGEL für mindestens zwei Jahre für zurzeit € 4,40 pro Ausgabe statt € 4,60 im Einzelkauf, den digitalen SPIEGEL zusätzlich für € 0,50 pro Ausgabe. Das Abonnement verlängert sich jeweils um ein weiteres Jahr, wenn nicht sechs Wochen vor Ende des Bezugszeitraums gekündigt wird.  
**Ich zahle bequem per SEPA-Lastschrift\*** vierteljährlich € 57,20, digitale Ausgabe halbjährlich € 13,-  
DE IBAN SP16-104  
Datum Unterschrift des neuen Lesers

**Coupon ausfüllen und senden an:**  
DER SPIEGEL, Kunden-Service, 20637 Hamburg

**040 3007-2700**

**040 3007-857085**

**www.spiegel.de/120**

Der Werber erhält die Prämie ca. vier Wochen nach Zahlungseingang des Abonnementbetrags. Alle Preise inklusive MwSt. und Versand. Im Preis des digitalen SPIEGEL enthalten sind € 0,48 für das E-Paper. Bei Sachprämien mit Zuzahlung zzgl. € 2,- Nachnahmegebühr. Das Angebot gilt nur in Deutschland. Hinweise zu den AGB und dem Widerrufsrecht finden Sie unter [www.spiegel.de/agb](http://www.spiegel.de/agb). SPIEGEL-Verlag Rudolf Augstein GmbH & Co. KG, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg, Telefon: 040 3007-2700, E-Mail: [aboservice@spiegel.de](mailto:aboservice@spiegel.de)  
**\*SEPA-Lastschriftmandat:** Ich ermächtige den Verlag, Zahlungen von meinem Konto mittels Lastschrift einzuziehen. Zugleich weise ich mein Kreditinstitut an, die vom Verlag auf mein Konto gezogenen Lastschriften einzulösen. Hinweis: Ich kann innerhalb von acht Wochen, beginnend mit dem Belastungsdatum, die Erstattung des belasteten Betrags verlangen. Es gelten dabei die mit meinem Kreditinstitut vereinbarten Bedingungen.

Gläubiger-Identifikationsnummer DE502Z000000030206



# Deutschland ist ein Dorf

**Literatur** Juli Zeh hat mit „Unterleuten“ den Roman der Stunde geschrieben: über die große Gereiztheit, über Politikverachtung und Resignation. Ein Besuch bei der Schriftstellerin in Brandenburg.

**D**er uralte Defender-Geländewagen knattert die Straße herunter. Fenster auf, die Schriftstellerin grüßt heraus. Gemalte Augenbrauen, Hand aus dem Fenster. Willkommen in Brandenburg.

Seit fast zehn Jahren lebt Juli Zeh hier draußen im Havelland in Brandenburg, eine knappe Autostunde von Berlin entfernt. „Und doch weiter weg als der Mond“, heißt es in ihrem Roman „Unterleuten“, der in einem brandenburgischen Dorf spielt. Die Literaturkritik hatte das Buch, als es im März erschien, routiniert durchgewinkt. Ein neuer Zeh. Alles klar. Gut gemeint, halb gut geschrieben. Zack. Weiter geht's. Nächstes Buch.

Doch dann kamen die Leser. Seit Monaten steht „Unterleuten“ auf der SPIEGEL-Bestsellerliste fast ganz oben, 150 000-mal hat es sich bislang verkauft, für einen

deutschen Gegenwartsroman ein sensationeller Wert. Für die Juristin Zeh, die seit ihrem Debütroman „Adler und Engel“, der vor 15 Jahren erschien, immer wieder erfolgreiche Bücher schrieb und auch im Ausland, mit Übersetzungen in 35 Sprachen, viel gelesen wird, ist das eine ganz neue Dimension. Wenn man jetzt, kurz bevor Ende Juli der Bücherherbst beginnt, innehält, sieht es so aus, als wäre „Unterleuten“ einer der Romane des Jahres.

Warum ist das so? Was macht Juli Zehs Buch so erfolgreich? Erkennen sich die Leser und Leserinnen selbst darin? Oder ihre Zeit, unsere Gegenwart? Die Fragen und Ängste von heute? Gibt das Buch Antworten? Juli Zeh ist doch dafür bekannt, Antworten auf ungefähr alles zu wissen. Es kennen sie ja mehr Menschen aus politischen Talkshows als aus ihren Büchern. Juli Zeh mahnt, klagt an, warnt – vor dem biometrischen Ausweis, Big Data, Ignoranz. Doch „Unterleuten“ warnt nicht, mahnt nicht,

kennt keine Antworten. Unterleuten ist ein Dorf mit Menschen von heute. Überforderten Großstadtbewohnern, die vor Burn-out, Erschöpfung, Enttäuschung hierher aufs Land gezogen sind, um eine kleine Gegenwart zu bauen, ein Gegenleben zu leben.

Ein politischer Kämpfer, der einst die Grünen mitgründete und sich nun, da die Träume von damals in Erfüllung gegangen sind, angewidert von der Ego-Generation von heute abwendet. Eine Pferdenärrin, die einer Managerbibel folgt und glaubt, das jeder, der Pferde versteht, die Welt beherrschen kann, und zusammen mit ihrem Mann, einem samtherzigen Computerspielerfinder, in eine idyllische Villa Kunterbunt zieht. Die Frau des Grünen-Gründers, die ihr frisch geborenes Baby an sich presst, als wollte sie die Mutter-Kind-Symbiose für immer fortführen.

Auf derartige Leute hat man in diesem brandenburgischen Dorf natürlich gewartet. Es ist eine kleine, fast archaisch an-

Juli Zeh: „Unterleuten“. Luchterhand, München; 640 Seiten; 24,99 Euro.

## Autorin Zeh

Frauen, die ihre Männer schrumpfen

sie miteinander natürlich unendlich viel mehr als mit diesen Freaks vom Planeten Berlin, die hier im Dorf eingefallen sind. Der eine Typ, der Grüne, hat natürlich sofort irgendeine wahnsinnig seltene Vogelart vor Ort entdeckt, die er jetzt mit aller Macht schützen und gegen die Dorfbewohner und ihren Lebensstil verteidigen will. Oder die Pferdeverrückte, die eine ganze Pferdezucht aufbauen und Manager zum Pferdeverstehen ins Dorf laden will.

Trotzdem hätte das vielleicht alles noch irgendwie gut gehen können, diese Vereinigung zweier Welten in diesem unbeugsamen Dorf – wenn nicht etwas geschehen wäre. Und zwar: Politik. Bundespolitik. Umweltpolitik. Zukunftspolitik. Oder auch einfach: die Energiewende. Ein Mann kommt ins Dorfgasthaus, versammelt die Einheimischen und die Zugezogenen um sich. Er redet, stellt sachlich und kühl den Windpark vor, der hier auf den Hügeln um Unterleuten herum errichtet werden soll. Die Zuhörer schäumen, alte und neue Bewohner sind sofort im Protest vereint. Der Windparkkürder bleibt ganz ruhig. Er weiß: „Er brauchte keine Zustimmung. Er brauchte nur Resignation.“

Und die wird er bekommen. Sie kommt ganz von selbst. Sie sind sowieso machtlos, hier in Unterleuten. Sie wissen das eigentlich schon immer. Sie sind es gewohnt, regiert zu werden, von irgendwem. Nie jedenfalls kam von den Regierenden irgendetwas Gutes. Politik ist Quasseln ohne Zweck, eine feindliche Macht. „Kein Mensch braucht eine Partei, die nicht weiß, wie man es regnen lässt“, das war zu DDR-Zeiten Gombrowskis Mantra. Als die verrückten Vogelschützer aus Berlin kamen, lautete es: Politik ist, „wenn sich gelangweilte Westdeutsche mehr für Vögel als für Menschen interessierten“. Und jetzt, im Angesicht des Windplauderers aus der Hauptstadt, der hier seine Monsterflügel aufstellen will, sind sich Neu- und Altbewohner einig: „So etwas wird in den Städten beschlossen und auf dem Land gebaut.“

Das ist das große Thema dieses mehr als 600 Seiten dicken Gesellschaftsromans mit all diesen so unterschiedlichen Menschen: Resignation. Austritt aus der Politik. Leiden unter Politik. Verachtung der Politik. Misstrauen. Rückzug in die kleinste mögliche Gemeinschaft bei gleichzeitiger maximaler moralischer Selbstgewissheit. Draußen, in Berlin, Brüssel, den Regierungszentralen der Welt, herrscht der Gegner. Wir in Unterleuten, wir, die Regierten, müssen unsere Moral, unsere Art zu leben und Lösungen zu finden vor der feindlichen Außenwelt schützen. Das ist die Brexit-, die Pegida-, die AfD-Stimmung. Raus aus allem! Die Moral sind wir.

Die politische Autorin Juli Zeh hat den postpolitischen Roman unserer Zeit geschrieben. Hier, in diesem Buch, in ihrem

Unterleuten in Brandenburg, kommen die alten Grünen, die neuen Kapitalisten, die alten Kommunisten und die neuen Privatglücksucher zusammen, um sich zu wehren gegen die Zumutungen der Politik und der Moderne und sich zurechtzufinden in einer Welt ohne Visionen. Rückzug und Rechthaben. Ein Untergangsbuch.

In einem Interview nach dem Brexit-Votum hat Juli Zeh gesagt: „Das ist doch unsere Aufgabe als Künstler, dass wir die Vision von Europa lebendig halten.“ Und jetzt sitzt sie hier, im Havelland, der Defender ist geparkt, sitzt im prachtvoll restaurierten Landgut Stober, das heute als Tagungshotel dient, in einem Korbsessel und sagt: „Ist ja auch so. Das ist eine meiner Aufgaben als Künstlerin. Aber doch nicht im Roman.“ Das sei ja immer das Missverständnis, das sie seit Jahren schon begleite. Dass sie recht haben wolle in ihren Büchern, dass sie Botschaften verbreiten wolle in ihren Romanen. Nur weil sie in Talkshows sitze und Aufrufe gegen die NSA verfasse und eine politische Agenda verfolge. „Das sind zwei verschiedene Jobs.“

Was sie hier versucht habe in ihrem Roman, das sei, ein Deutschlandbild einzufangen, etwas aus der Luft zu filtern, den Zeitgeist, Stimmungen, und die spiegeln sich dann in den Unterleuten, die sie erfunden habe. Kann sein, dass dabei ein destruktives Bild ohne viel Hoffnung entstanden sei. Sie sagt: „Ich kann es nicht ändern.“

Ist das schon das Erfolgsgeheimnis dieses Buchs? Die Kunst, unsere visionsfreie Abschottungs- und Rückzugswelt in ein Brandenburger Soziotop übertragen zu haben? Ein kleines Modell Deutschlands in Romanform?

Was Juli Zeh mit „Unterleuten“ zunächst einmal gelungen ist, ist eine gute Story. Dieses Gesellschaftsdrama zwischen alter und neuer Welt, dieser Kampf um die Windmühlen liest sich vor allem erst mal enorm spannend. Weil die Leute, die sie in ihrem Unterleuten findet, zwar einerseits alle irgendeinen Typus unserer Zeit repräsentieren, zugleich aber beinahe lebenswerte, unbedingt lebendige, leidende Menschen sind. Man hat den Eindruck, je ferner ihr die Menschen sind, desto liebevoller und lebendiger kann Juli Zeh sie beschreiben. Dieser Gombrowski ist eine unvergessliche Romanfigur. Er ist gewalttätig, rücksichtslos, gewinnsüchtig. Und doch ist es der Mensch, mit dem man als Leser am meisten mitfühlt. Er lebt auch die schönste Liebesgeschichte dieses Romans. Er liebt eine unansehnliche Zwergin namens Hilde, Witwe jenes Mannes, den Gombrowski vor Urzeiten aus Gewinnsucht womöglich umbringen ließ. Die Zartheit, mit der Zeh diese unmögliche Liebe zwischen einem monströsen, Frau und Kind schlagenden Superkapitalisten und



HERMANN BREDEHORST / DER SPIEGEL

mutende, ostdeutsche Gemeinschaft, deren Bewohner über viele Jahrzehnte miteinander unlösbar verbunden sind, durch Feindschaften, Gefälligkeiten, Abhängigkeiten, Heiraten, Affären, Jobs und einen ungeklärten Mordfall. Beherrscht wird das Dorf von Gombrowski, Sohn der alten, zu DDR-Zeiten enteigneten Großgrundbesitzerfamilie von hier, der es immer geschafft hat, Chef zu sein. Chef der LPG und nach der Wende wieder Landbesitzer, Firmenchef und Arbeitgeber von beinahe allen hier im Dorf, wie einst sein Vater schon. Sein Gegenspieler heißt Kron, Kommunist, Weltdurchblicker voller Hass und Einsamkeit, der als Jugendlicher die Dorfbrigaden anführte, die das Elternhaus Gombrowskis in Schutt und Asche legten. Krons Blick von damals, in der Feuer- nacht, wird Gombrowski nie vergessen. So eine Feindschaft verbindet.

So groß der Hass der Dorfbewohner aber untereinander auch ist, so verbindet



Ortschaft in Brandenburg: Archaisch anmutende Gemeinschaft

HERMANN BREDEHÖRST / DER SPIEGEL

dieser katzenverrückten Einsiedlerin beschreibt, ist sehr wundervoll. Und auch den knorrigen, weltablehnenden, verbitterten, rechthaberischen Kron mag man als Leser augenblicklich gern und leidet mit ihm mit.

Komischerweise sind die Figuren, die Zeh am nächsten sein müssten, Linda, die erfolgsbegeisterte Pferdefrau, Jule, die Klammermutter, und ein irrer Schriftsteller, der seine Tage auf einem lärmenden Aufsitzmäher verbringt, statt zu schreiben, die unsympathischsten, fast karikaturhaft verzerrt und kalt beschriebenen Figuren des Buchs. Man hat das Gefühl, Juli Zeh habe sie sich mit aller Macht vom Leib gehalten. Es ist eine etwas irritierende Schwäche des Buchs. Weil diese Leute natürlich auch uns, die wahrscheinlichen Leser dieses Buchs, repräsentieren und uns eigentlich am nächsten sein müssten.

Auch die Paarbeziehungen werden kühl, unromantisch beschrieben. Auch da sind die Frauen die Unheilsverantwortlichen. „Ständig kämpften die jungen Frauen von heute darum, niemanden zu brauchen, weil ihnen der Zeitgeist auftrug, nach Jahrhunderten der Ausbeutung auf einmal Mann und Frau in einer Person zu sein“, stellt einer fest. Die Frauen sind grausam, und sie merken nicht, wie sie durch ihre Männerverkleinerung die Partnerschaften unmöglich machen. Die aus den Städten geflohenen Frauen des Buchs schrumpfen ihre Männer so lange mittels Dauervorfürfen zu Zwergen, bis sie sie verachten können. Und dann beklagen sie sich, was sie da für Würstchen geheiratet haben.

Wenn man Juli Zeh jetzt fragt, warum sie die Paarbeziehungen so kalt scheitern lässt, warum alle Frauen ihre Männer so schrumpfen, sagt sie: „Ach, aber Jule bewundert ihren Gerhard am Anfang in Berlin an der Uni doch sehr.“ Gerhard ist der Grünen-Gründer, der nun gegen Windräder kämpft und seltene Vögel schützt. Eine besonders jämmerliche Figur des Buchs, die sich von seiner Kind-an-sich-presstenden Frau zu einer grauenvollen Tat anstiften lässt, von der sie, sobald er sie verübt hat, natürlich nichts mehr wissen will. Ein

besonders plastischer Fall einer auf moderne Weise gescheiterten Paarbeziehung. Und also das Gegenteil dessen, was Juli Zeh hiermit im Gespräch eigentlich gerade eben beweisen wollte. Der Autor versteht sein Buch einfach am schlechtesten.

Was Zeh auch mit einem Nebenprodukt ihres Buchs feststellen musste. Die Pferdezüchterin im Roman folgt den Weisheiten eines kapitalistischen Erfolgspredigers, Manfred Gortz, den sie im Buch auftreten lässt. Die ersten Leser ihres Manuskripts fragten sie, wer das sei, was der so schreibe. Sie sagte: Den gebe es gar nicht, sie habe ihn erfunden. Da ihn aber die ersten Leser alle so interessant und plastisch fanden, hat sie das Buch, das im Roman immer wieder zitiert wird, einfach selbst geschrieben. Manfred Gortz: „Dein Erfolg“. Randomhouse hat es gedruckt und schon ein halbes Jahr vor dem Erscheinen von „Unterleuten“ veröffentlicht. Es stehen darin so Sätze wie „Jeder Mover muss lernen, seine Gefühle in nützliche und schädliche einzuteilen“. Guru-Trash. „Das Schreiben hat mir Spaß gemacht. Ich liebe Rollenprosa. Deshalb habe ich auch Jura studiert, die Wissenschaft der Rollenprosa“, sagt sie. Das Blöde ist nur, dass ihr das misslungen ist. Sie hat es zunächst an einige Freunde verschickt, das Buch traf dort meist auf Unverständnis. Einer meldete sich begeistert. Das Buch habe ihm enorm geholfen! Jeder Satz eine Wahrheit! Danke! Wer ist jetzt dieser weise Gortz?

Ähm. Ja. Ob sie jetzt eher diese Freundschaft überprüfen müsse oder ihr Buch, hat sich Zeh daraufhin gefragt. Entschied sich schließlich für Letzteres: „Das ist komplett gescheitert. Ich dachte, dass Gortz krasse Sachen sagt.“ Tut er ja auch. Krasse Sätze unserer Zeit.

Es ist schön, wenn ein Buch seinem Erfinder davonläuft und ein Eigenleben führt. Vielleicht ist Juli Zeh das mit dem ganzen Unterleuten-Projekt passiert. Dass ausgerechnet jene Frau, der man gemeinhin penetrante Rechthaberei vorwirft, einen Roman über den Terror des Rechthabens geschrieben hat. Das ist der zentrale Satz des Buchs: „Viel gefährlicher

waren die Leute, die sich im Recht glaubten. Sie waren ungeheuer zahlreich, und sie kannten keine Gnade.“

Unterleuten ist der deutsche Ort, an dem alte, starre, knorrige, ostdeutsche Antidemokraten mit der desillusionierten Demokratie-Avantgarde von einst zusammenkommen. In militanter Resignation stehen sich moralisch hochgerüstete deutsche Ein-Mann- beziehungsweise Ein-Frau-Armeen gegenüber. Im kleinen Brandenburger Soziotop herrscht genau jenes Klima der „großen Gereiztheit“ wie einst auf dem Zauberberg kurz vor der Explosion der Welt. Es gibt keinen Stolz auf das bislang Erreichte. Es gibt keine gemeinsame Vision eines besseren Lebens. Keine gemeinsamen Ziele. Kompromisse sind Schwäche, Demokratie eine Lüge der anderen. Es gibt nur Verachtung der Eliten und eine eiserne Privatmoral für jeden Einzelnen. „Wenn ich in Unterleuten eins gelernt habe“, lässt Juli Zeh die Journalistin, die das alles aufschreibt, am Ende sagen, „dass jeder ein Universum bewohnt, in dem er von morgens bis abends recht hat“.

Es gibt nur einen Ort im Buch, an dem das ganze Rechthaben einmal schweigt. Im Wald ist Ruhe. Im Wald herrscht reine Zweckmäßigkeit, Werden und Vergehen, alles hat einen Sinn. „Kooperation ohne Gesetz“, schreibt Zeh. Und: „Egal, was die Menschheit veranstaltete, der Wald stand daneben und schwieg.“ Das ist der utopische Ort in diesem antiutopischen Roman aus dem Deutschland von heute.

Wir gehen an den gleich neben dem Landgut gelegenen See, um Fotos zu machen. Der Fotograf erzählt, wie viel er gelacht habe beim Lesen, eigentlich ständig. Leider erinnert er sich nicht mehr an so viele Stellen. Nur an die sonderbar nach außen gebogenen Stämme der Alleebäume erinnert er sich. Eigentlich nicht so ganz komisch. Zeh sagt: „Ja, das konnte mir noch niemand erklären, warum die Bäume sich nach außen biegen. Bleibt rätselhaft.“

Wir gelangen an einen Steg, Wind kommt auf, dann plötzlicher Regen, wir eilen zurück, und schon kommt die Sonne wieder. Sie zeigt auf die andere Seite des Sees, auf den Wald. „Dahinter wohne ich.“ Seit einer Weile kommen erste literarische Touristen in ihren Ort, die Bewohner ansprechen, Fragen stellen. „Die finden das ein wenig kurios. Aber jetzt auch nicht so besonders. Ob das jetzt ein Bestseller ist und worum es da genau geht, das interessiert da eigentlich keinen.“ Eine andere Welt.

Um nach Hause zu kommen, fährt sie durch den Wald. Sie könnte auch außen herum, das dauert aber viel länger. Durch den Wald komme man nur mit so einem Defender, wie sie ihn fahre, sagt Juli Zeh. Und steigt ein. Volker Weidermann

# SPIEGELBESTSELLER

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom Fachmagazin „buchreport“; nähere Informationen und Auswahlkriterien finden Sie online unter: [www.spiegel.de/bestseller](http://www.spiegel.de/bestseller)

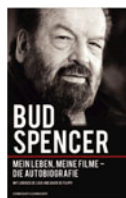
## Belletristik

- 1 (1) **Jojo Moyes** **Ein ganz neues Leben** Wunderlich; 19,95 Euro
- 2 (3) **Jonas Jonasson** **Mörder Anders und seine Freunde nebst dem einen oder anderen Feind** Carl's Books; 19,99 Euro
- 3 (2) **Juli Zeh** **Unterleuten** Luchterhand; 24,99 Euro
- 4 (4) **Donna Leon** **Ewige Jugend** Diogenes; 24 Euro
- 5 (6) **Elke Heidenreich** **Alles kein Zufall** Hanser; 19,90 Euro
- 6 (7) **Benedict Wells** **Vom Ende der Einsamkeit** Diogenes; 22 Euro
- 7 (5) **Victoria Aveyard** **Die Farben des Blutes – Gläsernes Schwert** Carlsen; 21,99 Euro
- 8 (9) **Dörte Hansen** **Altes Land** Knaus; 19,99 Euro
- 9 (16) **Jane Gardam** **Ein untadeliger Mann** Hanser; 22,90 Euro
- 10 (13) **Isabel Bogdan** **Der Pfau** Kiepenheuer & Witsch; 18,99 Euro
- 11 (-) **Ernest van der Kwast** **Die Eismacher** btb; 19,99 Euro  
  
 Familie, Ehre, Straciatella: Der Roman des niederländischen Autors van der Kwast erzählt aus dem Leben einer italienischen Speiseeis-Dynastie
- 12 (-) **Joy Fielding** **Die Schwester** Goldmann; 19,99 Euro
- 13 (10) **Hans Fallada** **Kleiner Mann – was nun?** Aufbau; 22,95 Euro
- 14 (11) **John Irving** **Straße der Wunder** Diogenes; 26 Euro
- 15 (18) **Siegfried Lenz** **Der Überläufer** Hoffmann und Campe; 25 Euro
- 16 (-) **Jane Gardam** **Eine treue Frau** Hanser; 21,90 Euro
- 17 (12) **Joachim Meyerhoff** **Ach, diese Lücke, diese entsetzliche Lücke** Kiepenheuer & Witsch; 21,99 Euro
- 18 (8) **Lee Child** **Die Gejagten** Blanvalet; 19,99 Euro
- 19 (15) **Karin Slaughter** **Schwarze Wut** Blanvalet; 19,99 Euro
- 20 (-) **Heinz Strunk** **Der goldene Handschuh** Rowohlt; 19,95 Euro

## Sachbuch

- 1 (1) **Peter Wohlleben** **Das Seelenleben der Tiere** Ludwig; 19,99 Euro
- 2 (2) **Peter Wohlleben** **Das geheime Leben der Bäume** Ludwig; 19,99 Euro
- 3 (3) **Dalai Lama** **Der Appell des Dalai Lama an die Welt** Benevento; 4,99 Euro
- 4 (6) **Rainer M. Schießler** **Himmel – Herrgott – Sakrament** Kösel; 19,99 Euro
- 5 (5) **Antoine Leiris** **Meinen Hass bekommt ihr nicht** Blanvalet; 12 Euro
- 6 (8) **Wilhelm Schmid** **Gelassenheit** Insel; 8 Euro
- 7 (4) **Deborah Feldman** **Unorthodox** Secessio Verlag für Literatur; 22 Euro
- 8 (13) **Alexander von Schönburg** **Weltgeschichte to go** Rowohlt; 18 Euro
- 9 (11) **Peter Hahne** **Finger weg von unserem Bargeld!** Quadriga; 10 Euro
- 10 (9) **Sahra Wagenknecht** **Reichtum ohne Gier** Campus; 19,95 Euro
- 11 (14) **Tim Marshall** **Die Macht der Geographie** dtv; 22,90 Euro
- 12 (16) **Bruno Preisendörfer** **Als unser Deutsch erfunden wurde** Galiani Berlin; 24,99 Euro
- 13 (12) **Thilo Sarrazin** **Wunschdenken** DVA; 24,99 Euro
- 14 (10) **Stefan Kruecken** **Sturmwarnung** Ankerherz; 29,90 Euro
- 15 (15) **Harald Welzer** **Die smarte Diktatur** S. Fischer; 19,99 Euro
- 16 (17) **Benjamin von Stuckrad-Barre** **Panikerherz** Kiepenheuer & Witsch; 22,99 Euro
- 17 (7) **Bud Spencer** **Was ich euch noch sagen wollte ...** Schwarzkopf & Schwarzkopf; 19,99 Euro
- 18 (-) **Ajahn Brahm** **Die Kuh, die weinte** Lotos; 15,99 Euro
- 19 (-) **Navid Kermani** **Ungläubiges Staunen** C. H. Beck; 24,95 Euro
- 20 (-) **Bud Spencer mit Lorenzo De Luca und David De Filippi** **Mein Leben, meine Filme – Die Autobiografie** Schwarzkopf & Schwarzkopf; 19,95 Euro

Früher Action-Star, nach dem Tod Bestsellerautor: Bud Spencer ist mit zwei autobiografischen Büchern in den Charts vertreten



## WEITWINKEL

### Armes Amerika

46 Millionen Menschen leben in den USA offiziell unterhalb der Armutsgrenze. Donald Trump möchte im Kampf für mehr Jobs vor allem Mauern bauen, Hillary Clinton verspricht im Designer-Hosenanzug bessere Aufstiegschancen – doch das Fabriksterben im Nordosten des Landes geht weiter, in vielen Gegenden sind Geisterstädte entstanden, in denen nur noch lebt, wer sich nichts anderes leisten kann. Der Magnum-Fotograf Matt Black hat den Armutsgürtel der USA bereist. Dreieinhalb Monate lang hat er kaputte Straßen, Heime und Hinterhöfe dokumentiert, er zeigt Orte ohne Zukunft und Menschen ohne Hoffnung. Black macht sie in seinen fotografischen Gemälden in Schwarz-Weiß sichtbar: „Meine Fotos sollen eine Brücke bauen“, sagt er. Sehen Sie die Visual Story im digitalen SPIEGEL, oder scannen Sie den QR-Code.



JETZT DIGITAL LESEN

# Nationalnarzissmus

**Debatte** Die Ich-Gesellschaft hat die Rechtspopulisten stark gemacht.

Es gibt Zeiten des Ich, und es gibt Zeiten des Wir. Phasen, in denen es um die Gemeinschaft geht, und Phasen, in denen der Glaube an das Individuum den Zeitgeist bestimmt. Die westlichen Gesellschaften erleben derzeit eine Epoche des Ich. Die kollektiven Zwänge haben an Macht verloren, am vorläufigen Ende der Entwicklung steht das freie Individuum, erhaben über Kategorien wie Ideologie, Herkunft und sogar Geschlecht. Die Extremform dieses Individuums ist der Narzisst. Ein strahlendes Ego, aber auch ein bisschen bemitleidenswert. Weil der Narzisst vor lauter Ich das Wir nicht mehr kennt. Dieses Wir kann ein großes Wort sein, das die ganze Gesellschaft umschließt, letztlich sogar die Menschheit. Manchmal aber ist das Wir auch nur ein Wörtchen.

Wenn nun bei den Wahlen in Österreich und dem Referendum zum Brexit Populisten in einem Ausmaß Erfolge feiern, wie es das in der europäischen Geschichte seit dem Zweiten Weltkrieg nicht gegeben hat, scheint es, als würde sich in unserem Zeitalter des Ich wieder ein Wir herauskristallisieren. Das wäre nicht nur politisch, sondern auch mentalitätsgeschichtlich eine Zeitenwende.

Für dieses populistische Wir steht in Deutschland die AfD. Alexander Gauland hat es benutzt, um seinen Parteifreunden in einer E-Mail seinen berühmten Satz über Jérôme Boateng zu erklären: „Mir ging es um eine Beschreibung von Gefühlen, die wir alle überall in unserer Nachbarschaft wahrnehmen.“ Es scheint die Allgemeinheit zu sein, die Gauland mit den Worten „wir alle überall“ beschwört. Doch dieses „wir alle“ kann es so gar nicht geben – dafür reicht der Einspruch eines Einzelnen. Ein Ich, das sich dem Wir entgegenstellt.

„Ich nicht“ ist der Titel eines Buchs von Joachim Fest, lange Herausgeber der „FAZ“. In dem geht es um den individuellen Widerstand gegen den Nationalsozialismus

und seine Volksgemeinschaft. Die totalitären Ideologien des 20. Jahrhunderts, auch der Kommunismus, haben das Wir missbraucht und zum Staatsziel erhoben: „Du bist nichts, dein Volk ist alles“, war eine Parole der Nazis. Aber auch die soziale Marktwirtschaft der alten Bundesrepublik war so austariert, dass sich ein Wirgefühl entwickelte, das alle Schichten einschloss, weil das, was der Allgemeinheit nutzte, in der Regel auch für den Einzelnen gut war.

Das Wir, vorgegeben durch eine höhere Idee, hat die europäischen Gesellschaften auf ihrem Weg vom Feudalismus hin zur Demokratie getragen. Unter absolutistischen Herrschern galt der Satz Ludwigs XIV.: „L'État, c'est moi“, der Staat bin ich. Dem setzten die Reformer und Revolutionäre ihre Ideen vom Kollektiv entgegen, vereint durch Rasse, Klasse oder Utopie. Diese kollektiven Einheiten haben die Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts im Guten wie im Schlechten bestimmt, bis sich die Masse in den Achtzigern ein vorerst letztes Mal erhob: gegen das Diktat des Wir im Sozialismus.

In dieser Zeit war Europa einem „Individualisierungsschub von bislang unerkannter Reichweite“ ausgesetzt, so die Diagnose des Soziologen Ulrich Beck. Maggie Thatchers berühmte These „There is no such thing as society“ schien sich zu bewahrheiten. Wo keine Gesellschaft ist, da ist auch kein Wir. Es waren die Jahre der Privatisierungen, des Outsourcings, des Neoliberalismus. Das Wir, der Staat, war auf dem Rückzug. Und mit ihm die gesellschaftlichen Institutionen. In Deutschland brachte dieser Umbruch Gerhard Schröders „Ich-AG“, eine Wortkreation als Ausdruck des Zeitgeists. Heute hat sich der Individualismus derart durchgesetzt, dass das Ich manchmal sogar dort steht, wo eigentlich der Plural gemeint ist: „Je suis Charlie“, schrieben die Menschen nach dem Terroranschlag in Paris. Dabei waren sie so viele, dass es für ein „nous“, das französische

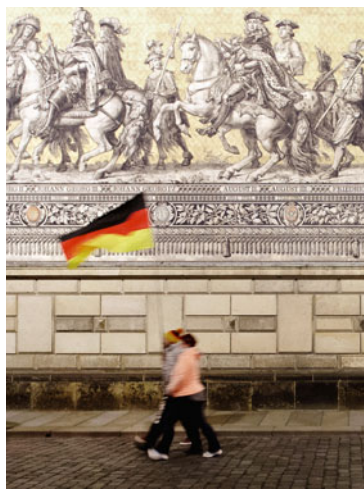


Wir, locker gereicht hätte. Die Selbstmordattentäter hingegen benutzen das eigene Ich als Waffe.

Sozialwissenschaftler beschreiben, wie sich die Gesellschaft mit dem Siegeszug des Ich verändert hat: Den „Zerfall des sozialen Zusammenhalts und die Schwäche kollektiver Akteure“ sieht Zygmunt Bauman in seiner Epochendiagnose „Flüchtige Moderne“. Und Colin Crouch erfand den einprägsamen, gern zitierten Slogan „Postdemokratie“: „Die Mehrheit der Bürger spielt dabei eine passive, schweigende, ja sogar apathische Rolle, sie reagieren nur auf die Signale, die man ihnen gibt. Im Schatten dieser politischen Inszenierung wird die reale Politik hinter verschlossenen Türen gemacht: von gewählten Regierungen und Eliten.“

Crouch ist ein Linker, aber es ist gut vorstellbar, dass er mit seiner These auch bei der AfD Applaus erzielte. Viele der neuen Populisten gelten als rechts, doch sie haben von der Linken die Kritik an der Herrschaft der Eliten übernommen. Wenn sich die Mehrheit der Briten gegen Brüssel wendet, wenn in Österreich Norbert Hofer Chancen hat, Präsident zu werden, und in den USA Donald Trump, wenn in Deutschland die Pegida-Anhänger bei ihren Märschen „Wir sind das Volk!“ rufen, dann wirkt das wie ein Feldzug gegen diese Eliten. Doch das rechtspopulistische Wir wendet sich nicht nur gegen die „Volksverräter“ in Regierung und „Lügenpresse“, sondern auch gegen Ausländer, Flüchtlinge, Muslime, Schwarze; gegen alle, die nicht so sind wie man selbst. In seinem Essay „Was ist Populismus?“ schreibt der Politikwissenschaftler Jan-Werner Müller: „Populisten behaupten: ‚Wir sind das Volk!‘ Sie meinen jedoch: Wir – und nur wir – repräsentieren das Volk.“

Nigel Farage hat einen bemerkenswerten Satz gesagt, als er kurz nach dem gewonnenen Brexit-Referendum vom Ukip-Vorsitz zurücktrat: „I want my life back.“ Ein ziemlich narzisstischer Satz für jemanden, der sein Land in eine Staatskrise gestürzt hat und das Machtgefüge eines ganzen Kontinents in Turbulenzen, deren historische Fol-



**Pegida-Demonstranten in Dresden**  
Völkisch überhöhter Egoismus

gen nicht abzusehen sind. Auch im AfD-Machtkampf zwischen Jörg Meuthen und Frauke Petry treten die Einzelinteressen hinter den Parteiinteressen deutlich hervor. Ob Boris Johnson, Donald Trump oder Alexander Gauland, der gesagt hat, dass es für die AfD gewinnbringender sei, nicht zu regieren, sondern in der Opposition Forderungen zu erheben – die Wortführer der Populisten haben zuletzt den Eindruck erweckt, dass es ihnen weniger um das Gemeinwesen geht als um sich selbst. Womit sie sich als typische Vertreter ihrer Zeit erwiesen hätten.

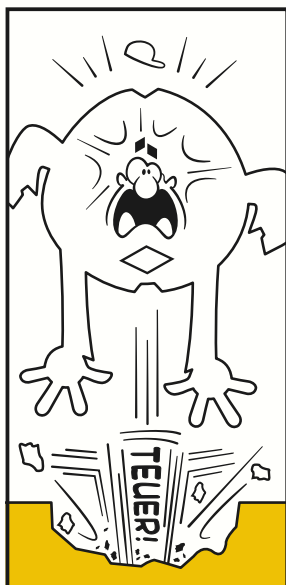
Erklärt wird der Erfolg der Populisten oft mit der These, deren Anhänger seien

die wirtschaftlich Abgehängten, die Globalisierungsverlierer. Auf einen Teil der Wählerschaft mag das zutreffen – und doch ist der Glaube, mit ein paar staatlichen Förderprogrammen gegen Arbeitslosigkeit oder für bessere Infrastruktur sei der Rechtspopulismus aus der Welt zu schaffen, ziemlich sozialromantisch. Wenn die AfD in einem florierenden Bundesland wie Baden-Württemberg drittstärkste Kraft wird, wenn an der Côte d’Azur der Front National siegt oder in der Schweiz die SVP, ist das weniger Zeichen des sozialen Elends als des kollektiven Egoismus. Eine fast logische Folge des „Individualisierungsschubs“ und des „Zerfalls des sozialen Zusammenhalts“, den Ulrich Beck und Zygmunt Bauman diagnostiziert haben.

Das Erstarken des Rechtspopulismus markiert lediglich die nächste Stufe dieser Entwicklung. Sie findet nicht auf der persönlichen Ebene statt, sondern auf der nationalen. Den Populisten geht es um einen völkisch überhöhten Egoismus, den Rückzug aus der internationalen Gemeinschaft. Es ist das verkrüppelte Wir einer Ich-Gesellschaft, die nur noch mit denjenigen Solidarität empfinden kann, in denen sie ihr eigenes Spiegelbild erkennt. Man könnte auch Nationalnarzissismus dazu sagen.

Das Wir der Populisten ist ein Wort, das sich größer macht, als es ist. Das Wir der Wagenburg. Es tut so, als spräche es für die Allgemeinheit. Aber jedes Wir ist eine Gruppe von Ichs.

Sebastian Hammelehle



# Maria in der Hängematte

**Deutsch** Die komplexe Welt überfordert auch die Sprachkompetenz vieler Menschen. Pädagogen verbreiten deswegen die Idee einer „Leichten Sprache“. Doch nicht allen sozial Abgehängten und Außenseitern wird damit wirklich geholfen.

Diese Geschichte geht um eine neue Sprache. Die Sprache heißt Leichte Sprache. Sie ist für jeden leicht zu verstehen. Sie hat ganz leichte Regeln. Man schreibt nur in Hauptsätzen. Man wiederholt Wörter immer wieder. Man drückt sich nur in deutschen Wörtern aus. Wörter aus mehreren Wörtern werden mit Bindestrichen getrennt. Es heißt zum Beispiel Sommer-Urlaub und Fabrik-Schornstein. Man verwendet auch möglichst den Wem-Fall. Der Wes-Fall ist zu schwierig.

Kluge Leute haben sich die Leichte Sprache für Menschen mit Lern-Schwierigkeiten ausgedacht. Aber auch andere Menschen können Leichte Sprache verwenden. Es gibt jetzt Bücher in Leichter Sprache und Büros für Leichte Sprache. Dort arbeiten die Übersetzer. Die Übersetzer übersetzen schwere Sprache in Leichte Sprache.

Seit März gibt es sogar schon ein Duden-Buch für Leichte Sprache. Das ist ganz dick und ziemlich teuer. Es hat viele Seiten. Aber es ist in schwerer Sprache geschrieben. Die Übersetzer lernen damit die Regeln von der Leichten Sprache. Die Regeln stammen vom Netzwerk Leichte Sprache.

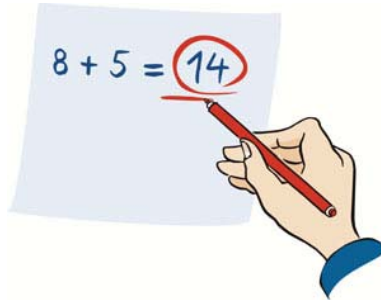
„Die Leichte Sprache war ursprünglich nur für Menschen mit Lernschwierigkeiten gedacht“, sagt Gisela Holtz aus Münster,



## Alltags-Sprache\*

Das Schild zeigt: Der Text ist keine Leichte Sprache. Er ist in schwerer Sprache geschrieben.

die Geschäftsführerin des Netzwerks, „aber sie hilft auch vielen anderen.“ Über 40 Prozent der Erwachsenen, berufstätige wie arbeitslose, gelten den Verfechtern der Leichten Sprache inzwischen als mögliche Adressaten; neben geistig Behinderten sind das Analphabeten und vor allem schriftentwöhnte Menschen, Deutsche mit Migrationshintergrund und – spätestens seit dem vergangenen Jahr – auch Flüchtlinge.



## Rechen-Fehler

**Kinder lernen in der Schule viele Sachen.**

**Zum Beispiel: Rechnen. Manchmal zählen die Kinder die Zahlen falsch zusammen.**

**Dann machen sie einen Rechen-Fehler.**

Über 40 Prozent der Erwachsenen in Deutschland? Mehr als 20 Millionen Menschen? Eine dramatisch hohe Zahl und ein Schreckensbild für jeden Bildungsbürger. Mehr als 20 Millionen sollen für immer auf den Genitiv verzichten und auf den Konjunktiv? Mehr als 20 Millionen sollen keine Nebensätze mehr bilden und Fremdwörter vermeiden? Kulturpessimisten sahen darin den Untergang des Abendlands. Nicht so die Anhänger der Leichten Sprache.

Die Zahl ist schon deswegen so hoch, weil die Zahl der Analphabeten, also der Menschen, die nicht einmal kleine Texte verstehen können, allein auf 7,5 Millionen geschätzt wird. Für sie, aber auch für alle übrigen Menschen, die sich mit dem Schreiben und Lesen schwertun, sei Leichte Sprache ein „ideales Angebot“, meint Gisela Holtz.

Tatsächlich verbreitet sich die neue Idee in rasantem Tempo. „Wir stehen am Anfang einer Welle“, glaubt Christiane Maaß, Professorin für Sprachwissenschaften an der Universität Hildesheim und Koautorin des neuen Dudens „Leichte Sprache“\*\*. Der 560 Seiten starke Wälzer liefert dieser pädagogischen Bewegung das theoretische Rüstzeug. Eine erste wissenschaftliche Konferenz zum Thema fand im April an der Universität Leipzig statt. Die Uni bildet zusammen mit der Hochschule in Hildesheim das akademische Zentrum der Kunstsprache in Deutschland.

\* Die Abbildungen zeigen Piktogramme, wie sie zur Illustration von Texten der Leichten Sprache verwendet werden.

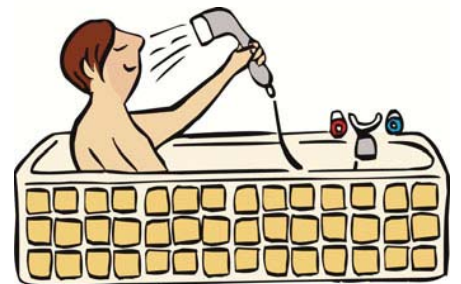
\*\* Ursula Bredel, Christiane Maaß: „Leichte Sprache. Theoretische Grundlagen, Orientierung für die Praxis“. Dudenverlag, Berlin; 560 Seiten; 39,99 Euro.

Entstanden ist das Konzept in der Praxis, und zwar in Finnland. Dort wurde in den Siebzigerjahren das Idiom „Selkokieli“ als leichte Variante der Standardsprache entwickelt. Andere europäische Länder folgten dem Modell. Auf dem Umweg von Schweden über die amerikanische „People First“-Bewegung gelangte die Idee schließlich nach Deutschland.

Behinderte und nicht behinderte Menschen einigten sich auf Regeln für eine möglichst leicht verständliche Sprache. Richtig in Fahrt kam das Projekt mit dem Inkrafttreten der Uno-Behindertenrechtskonvention im Jahr 2008. Inklusion ist das Leitbild dieser weltweit gültigen Vereinbarung, also die nahtlose Integration aller Lebensformen in die Gesellschaft. Die Konvention schreibt einen „barrierefreien Zugang“ zu wichtigen Informationen vor, nicht nur räumlich, sondern auch kommunikativ. Im englischen Original ist allerdings von „plain-language“ die Rede, also von einer einfachen Sprache. Demnach hätte eine zwar aufs Wesentliche reduzierte, aber nicht reglementierte Ausdrucksweise den Anforderungen der Uno-Konvention durchaus entsprochen.

Doch die Aktivisten des Netzwerks Leichte Sprache ließen sich diese Chance nicht entgehen. Viele von ihnen sind in den Einrichtungen der Lebenshilfe und der Arbeiterwohlfahrt engagiert. Und diese Verbände hatten einen entscheidenden Einfluss auf die Ausformulierung der „Barrierefreie-Informationstechnik-Verordnung“ aus dem Jahr 2011, die erstmals offiziell den Begriff der Leichten Sprache verwendete und zur neuen Norm erklärte: Ein Monopol war geboren.

Das Netzwerk – inzwischen gehören ihm etwa hundert Büros und Einrichtun-



## Duschen

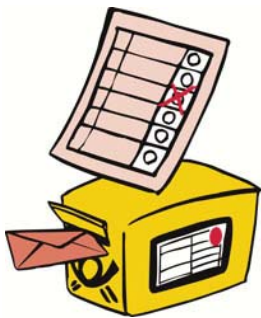
Ein Mann sitzt in Badewanne und braust sich ab.



gen in der Bundesrepublik, in Österreich und der Schweiz an – wurde zur maßgeblichen Instanz für den Regelkodex dieser Spezialsprache. Wann immer eine deutsche Institution, eine Behörde oder eine Partei einen Text in Leichter Sprache veröffentlichten will, sind nun die Übersetzer des Netzwerks gefragt.

Die Leichte Sprache ist eine reine Schriftsprache. Regelwidrig sind nach den aktuell gültigen Vorschriften nicht nur Genitiv und Konjunktiv, sondern auch Synonyme und Sonderzeichen, Verneinungen und Passivkonstruktionen. Nach jedem einzelnen Satz muss ein Absatz folgen, und der ganze Text soll mit kleinen Piktogrammen garniert werden. Präzise Angaben werden hingegen als störend empfunden. So darf es nicht „14 795 Menschen“ heißen, sondern nur „viele Menschen“. Und Jahreszahlen sind ganz verpönt: Bismarck wurde nicht 1871 zum Reichskanzler ernannt, sondern „vor langer Zeit“.

Einen ersten großen Erfolg erzielte die Bewegung im Vorfeld der Bundestagswahl 2013. Bis auf die FDP sahen sich sämtliche Parteien genötigt, ihre Programme auch



### Brief-Wahl

Bei einer Wahl kann man zuhause wählen. Den Wahl-Brief schickt man mit der Post.

in Leichter Sprache vorzustellen – was in Anbetracht der Komplexität der behandelten Themen nicht immer einfach war. So hieß es bei der SPD etwas erratisch zum Thema neue Energien: „Die Strom-Steuer ist ein Geld. Strom-Firmen müssen dieses Geld bezahlen.“ Besser verständlich waren da schon die Ausführungen der CDU zur Kanzlerfrage: „Jedes Land hat einen eigenen Chef. In Deutschland ist das Frau Angela Merkel. Das finden wir gut. Das soll so bleiben!“

Und es blieb ja auch so. Neben den Wahlprogrammen wurden bald Hunderte von Dokumenten in Leichter Sprache übertragen. Ob Brandschutzverordnungen oder Blanko-Mietverträge, ob Zeugenladungen vor Gericht oder Testamente – alles wird übersetzt. Per Gesetz sind inzwischen sämtliche Bundesbehörden gezwungen, wichtige Informationen alternativ in Leichter Sprache vorzuhalten.



### Arbeitsplatz-Behinderte

Diese Frau hat einen Arbeits-Platz für Schwer-Behinderte.

Auch öffentlich-rechtliche Medien folgen dem Trend. NDR und Deutschlandfunk bieten Nachrichten in Leichter Sprache auf ihren Internetseiten, meist allerdings nur bunte Themen. Sogar die Bibel wurde schon übersetzt. Textbeispiel: „Engel Gabriel sagt: Maria, du bekommst bald ein Kind. Maria wundert sich. Sie sagt. Wie kann ich ein Kind bekommen? Ich schlafe doch nicht mit Joseph.“

Das alles mag noch den Bedürfnissen der ursprünglich avisierten Zielgruppe entsprechen, denen der geistig Behinderten. Eine Ausweitung auf ein deutlich größeres Publikum gelang den Anhängern der Leichten Sprache jedoch im vergangenen Jahr bei der Bürgerschaftswahl in Bremen. Die Wahlunterlagen für alle Wählerinnen und Wähler waren in Leichter Sprache abgefasst. „In diesem Brief sind zwei Hefte“, hieß es im Begleitschreiben. „Das weiße Hefte ist für die Wahl von der Bürgerschaft. Das gelbe Hefte ist für die Wahl von dem Beirat.“

Die Reaktionen auf diesen grammatischen Großversuch fielen gespalten aus: Elisabeth Otto, die für den Text mitverantwortliche Leiterin des Bremer Büros für Leichte Sprache, erinnert sich an „Dankesbriefe ohne Ende“. Walter Krämer hingegen, der Vorsitzende des Vereins Deutsche Sprache, empört sich bis heute über das „Verhohnepipeln all der Menschen, die den Konjunktiv noch kennen und wissen, wie man Substantive richtig dekliniert“.

Krämer will partout nicht einsehen, warum die Zielgruppe der Leichten Sprache über den Kreis der geistig Behinderten hinaus ausgedehnt werden soll, zumal der Bremer Text missverständlich war. Der zitierte Satz kann auch bedeuten, dass die Bürgerschaft nur der Absender des Informationshefts ist – dass es sich um Informationen für die Wahl der Bürgerschaft handelt, wird nicht klar erkennbar.

Was auch immer mit dem Bremer Experiment bewiesen werden sollte: Das Er-

gebnis fiel enttäuschend aus, die Wahlbeteiligung sank erneut um 5,3 Punkte auf gerade noch 50,2 Prozent.

Dennoch setzt Elisabeth Otto große Hoffnungen auf eine Wiederholung des Bremer Versuchs. Derzeit planen bereits „vier bis fünf weitere Bundesländer“ die Versendung von Wahlinformationen in Leichter Sprache. Um welche Länder es sich handelt, will sie jedoch nicht verraten. Da auch ihr Bremer Büro entsprechende „Aufträge“ zur Formulierung der Wahlunterlagen erhalten habe, dürfe sie die „Auftraggeber nicht nennen“.

Die Idee der Sprachreformer, die Standards so weit zu senken, dass auch jene nicht behinderten Menschen für die Teilnahme an politischen Prozessen gewonnen werden können, die nur noch sehr selten lesen oder schreiben, führt inzwischen zu heftigen Abwehrreaktionen. „Wir leben in einer Welt, die immer komplizierter wird“, heißt es etwa im Internet-Blog Content.de. „Leichte Sprache hilft dabei gewiss nicht, sondern mehr und besserer Deutschunterricht.“ Für Behinderte sei eine solche Simplifizierung vielleicht noch sinnvoll. „Aber was ist mit den vielen Bequemen, den Trittbrettfahrern, denen alles zu schwierig, zu anstrengend und zu kompliziert ist und die sich jetzt in die Hängematte der Leichten Sprache legen?“

Auch die Hildesheimer Professorin Christiane Maaß hält von dem Bremer Modell wenig: „Da hat man den allgemeinen Standard zu ersetzen versucht, das geht natürlich nicht.“ Unter den Anhängern der Leichten Sprache ist inzwischen ein Konflikt um die Deutungshoheit ausgebrochen. Und die Frontlinie verläuft klar zwischen den Praktikern vor Ort, also den Büros für Leichte Sprache, die ihr Geschäftsmodell



### Müll-Tonnen

Für den Müll gibt es vier verschiedene Tonnen: gelb für Verpackungen, blau für Papier, grün für Gemüse-Abfälle. Grau für den Rest-Müll.

aktiv vermarkten wollen, und den akademischen Experten, die eine solche Inflationierung mit Skepsis betrachten.

Die Bielefelder Soziologin Bettina Zurstrassen fürchtet sogar, dass die gewünschte Inklusion sozial Abgehängter und Behinderter mit dieser künstlichen „Sprachwelt“ eher blockiert als befördert wird. Wer nur noch den „normierten Schreib-

und Sprachstil der Leichten Sprache“ erlerne, verliere womöglich den Anschluss an die allgemein üblichen Formen der Kommunikation. Es drohe eine Gettoisierung.

Zurstrassen und andere Kritiker der Leichten Sprache zweifeln zudem an der wissenschaftlichen Begründung für das umfangreiche Regelwerk. So sei die propagierte Trennung von zusammengesetzten Begriffen häufig irreführend. Bei der Schreibweise „Bundes-Tag“ zum Beispiel sei das deutsche Parlament nicht mehr eindeutig erkennbar, es könne auch von einem Tag des Bundes die Rede sein. Und schließlich werde auch keine Rücksicht auf die unterschiedlichen Sprachniveaus der Zielgruppen genommen. Die neuerdings grassierende Idee, Migranten mit den Regeln der Leichten Sprache vertraut zu machen, führe zu einer verheerenden „Förderpädagogisierung“ von Flüchtlingen, beklagt Bettina Zurstrassen. Immerhin befänden sich unter diesen Menschen nicht wenige Akademiker, die viel höheren Anforderungen gewachsen seien.

Zuweilen erinnert die Propaganda für die Leichte Sprache an die Praxis der Pharmaindustrie: Immer mehr Menschen werden für krank erklärt, damit immer neue Medikamente verkauft werden können. Und wer sich gegen den vermeintlichen Fortschritt stellt, wird als Reaktionär gebrandmarkt.

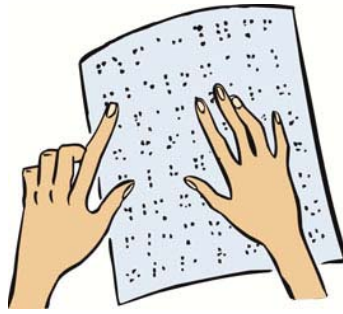
Noch ist der Widerstand unter Pädagogen gegen den Einsatz der Leichten Sprache im Deutschunterricht für Migranten erheblich. Die Bremerin Elisabeth Otto hält es aber nur für eine Frage der Zeit, bis sich dieses Instrument auch an den Schulen durchsetzt: „Leichte Sprache kann für Flüchtlinge eine Brücke in die normale Sprache sein“, sagt Otto. Niemand weiß allerdings, ob diese Brücke betreten wird.

Doch welche Motive stecken hinter der Ausweitung der Klientel? Die Soziologin Zurstrassen spricht von einer „Ökonomisierung sozialer Dienstleistungen“, die sich besonders gut am Beispiel der Leichten Sprache aufzeigen lasse. Mit anderen Worten: Immer mehr Menschen verdienen immer mehr Geld mit dieser Idee.



**Lüften**

**Durch das Fenster kommt frische Luft in ein Zimmer.**



**Blinden-Schrift**

**Das ist eine besondere Schrift für blinde Menschen. Die Schrift wird mit den Fingern gelesen. Blinde Menschen können die Buchstaben fühlen.**

Die Akteure bestreiten das nicht. „Leichte Sprache ist mittlerweile eine Ware“, erklärt Elisabeth Otto. Ihr Büro beschäftigt bereits zehn Mitarbeiter. In den ersten Jahren sei es noch von der Aktion Mensch unterstützt worden. Heute müsse man sich selbst finanzieren, vor allem durch Weiterbildungsangebote und Übersetzungsaufträge.

Und die Liste der Auftraggeber ist lang: Vom Bundestag in Berlin, vom Bundesrat und der Partei Bündnis 90/Die Grünen bis hin zum Landratsamt in München, zur IHK Braunschweig und zum Bundesverband Windenergie – diese und viele weitere Institutionen haben in Bremen Komplizierten in Leichte Sprache übersetzen lassen. Über die Preise für diese Dienstleistung hüllen sich die Auftragnehmer in Schweigen. Feste Tarife existieren nicht, alles muss ausgehandelt werden.

Texte, die den Kriterien der Leichten Sprache entsprechen, dürfen mit einem besonderen Gütesiegel versehen werden, schon um sie von konkurrierenden Angeboten zu unterscheiden. Inzwischen nämlich wollen auch andere Anbieter von dem Geschäft profitieren, zum Beispiel die Firma Capito in Berlin, die Branchenneulinge in die Grundzüge der sogenannten Einfachen Sprache einführt, aktueller Preis für einen 110 Schulstunden umfassenden Lehrgang: 1790 Euro plus Mehrwertsteuer.

Im Prospekt für diesen Kurs heißt es: „Die Schulung berechtigt Sie, unternehmensinterne Produkte nach Prüfung mit dem LL-Gütesymbol zu kennzeichnen.“ Mit anderen Worten: Auch mit solchen Zertifizierungen lässt sich Geld verdienen.

Jetzt allerdings wird es etwas kompliziert: Denn „LL“ ist nicht dasselbe wie „LS“. Die Abkürzung „LL“ steht für „Leichtes Lesen“ und damit für ein Sprachsystem, das die Regeln der Einfachen Sprache befolgt, und die sind andere als die Regeln der Leichten Sprache. Die Einfache Sprache ist eigentlich nichts anderes als normale Sprache in möglichst leicht verständlicher Form. Sie duldet auch Nebensätze, Fremdwörter und andere No-Gos der Leichten Sprache.

Diese ideologisch nicht ganz so aufgeladene Version verbreitet sich derzeit ebenfalls mit großer Geschwindigkeit. Eine, wie es in der Kopfzeile heißt, „leicht lesbare Zeitung“ namens „Klar und Deutlich“ erscheint alle zwei Monate mit kurzen, eher unterhaltsamen Artikeln. Der 2009 in Münster gegründete „Spaß am Lesen Verlag“ hat bereits 40 Bücher in Einfacher Sprache veröffentlicht, darunter „Tschick“ von Wolfgang Herrndorf, „Das Wunder von Bern“ und „Romeo und Julia“. Die Hamburger Stiftung Alsterdorf präsentierte in diesem Frühjahr eine ganze Reihe mit Lesungen aus diesen Werken, vorgelesen von prominenten Schauspielern und Musikern.

Die Titel dieser Bücher erwecken zwar den Eindruck, es handle sich um sprachlich nur vereinfachte Fassungen, tatsächlich geht es um frei formulierte Nacherzählungen. Während Shakespeare beispielsweise in seinem Drama nur den Morgen nach der ersten und einzigen gemeinsamen Nacht von Romeo und Julia schildert und alles andere diskret verschweigt, wird in der Version des „Spaß am Lesen Verlags“ Klartext geredet: „Sanft streichelt Romeo Julias Körper. ‚Du bist so schön‘, sagt er leise ... Er küsst ihren Hals und ihre Brüste.“

Die Szene ist komplett erfunden, in „Romeo und Julia“ existiert sie jedenfalls nicht. Puristen werden einwenden, dass die Geschichte damit nur noch den Plot des Dramas benutzt, aber mit Shakespeares Kunstwerk, mit dessen vielschichtiger Sprache nichts mehr gemein hat. Der Sänger Stefan Gwildis, der den Text im Mai in der Hamburger Stiftung Alsterdorf vorgetragen hat, argumentiert jedoch ganz anders: „Das ist eine geile Geschichte. Warum soll man sie diesen Menschen nicht mit einfachen Worten erzählen?“

Der Siegeszug der Einfachen Sprache macht inzwischen auch vor den Bastionen der Leichten Sprache nicht mehr halt. So findet sich auf der Homepage des Grünen-Fraktionsvorsitzenden im Deutschen Bundestag, Anton Hofreiter, zwar ein entsprechendes Logo, aber wo Leichte Sprache draufsteht, ist nicht immer Leichte Sprache drin: „Mein Name ist Toni Hofreiter. Ich bin ein Politiker von den Grünen“, heißt es dort zunächst noch ganz regelkonform. Dann aber ist von „Solaranlagen und Umweltschutz“ die Rede, es folgen Nebensätze und Negationen.

Die Erklärung: Hofreiters Seite wird regelmäßig aktualisiert – freilich nicht von den professionellen Übersetzern des Netzwerks Leichte Sprache, sondern von einem Mitarbeiter des Politikers, der das nebenbei erledigt. „Einfache Sprache reicht da vollkommen aus“, meint Hofreiter, „wichtig ist vor allem, dass die Menschen uns verstehen.“

Martin Doerry



## Pfau im Spiegel

**Starkritik** *Cristiano Ronaldo war der unbeliebteste Fußballer der Welt. Dann setzte er sich auf den Rasen und weinte.*

Am Ende, als sie sich dann alle unter diesem blauen Triumphbogen der Uefa zum offiziellen Foto versammelt hatten und die Fotografen schon wie wild fotografierten, kam ein Herr in Blau von der Seite ins Bild, er forderte die Spieler mit wirbelnden Händen zum Aufhören auf und schien zu sagen: „Seid ihr verrückt? Was feiert ihr denn schon? Die Bilder könnt ihr alle vergessen! Habt ihr nichts gemerkt? Die Lücke in der Mitte? Habt ihr wirklich nichts gemerkt?“

Und dann kam er, der Humpelnde. Der Versehrte. Cristiano Ronaldo, der Mann, der, solange wir ihn kennen, der Welt stolz seinen makellosen, seinen perfekten Körper präsentiert hatte. Dies aber war der Tag, an dem dieser Körper nicht mehr funktioniert hat. Schließlich war er im Bild, warf sich auf den Boden, flog in die Mitte, lag dort mit gespreizten Beinen, den Kopf in die Höhe, ins Bild, gereckt. Sein Triumph. Sein Moment.

Wie leicht war es immer, ihn zu hassen. Eine Selbstverständlichkeit unter seriösen Fußballbetrachtern. Wer sich so fanatisch selbst liebt, dass er seinen Sohn (scheinbar mit sich selbst gezeugt, eine Mutter jedenfalls braucht ein Ronaldo dazu offenbar nicht) Cristiano nennt, braucht unsere Liebe nicht, ja der verdient unsere Verachtung, unseren Hass. Wollen wir doch mal sehen, was stärker ist am Ende. Seine Selbstliebe oder unser Hass.

Es hatte sich vielleicht schon angedeutet, wer siegen würde. In der Szene mit dem Flitzer, fünf Spiele zuvor, nach dem Spiel gegen Österreich. Als die geballte Ordnermacht den jungen Mann mit dem Handy vom Superstar entfernen wollte und Ronaldo immer wieder beschwichtigte und in das emporgereckte Telefon lächelte, während der Handyman hektisch und verzweifelt bemüht war, den Moment seines Lebens festzuhalten. Aber das verdammte Handy ... die verdammten Schweißhände ... dieses verfluchte Zittern ... Ronaldo, der milliardenfach Fotografierte, beruhigte ihn so lange, bis das Foto gemacht war. Dass Cristiano Ronaldo auch diesen Moment nicht für den einen Fan auf dem Platz, sondern für die Millionen Zuschauer zu Hause inszeniert: schon klar. Aber es war schon ziemlich perfekt. Er hat es vor dem Halbfinale gegen Wales dann noch mal wiederholt. Jedes Mal war anders rührend und schön.

Und dann dieses Finale. Natürlich würde es sein Spiel werden, es musste ja sein Spiel werden. Dass es aber auf

diese überraschende, irre Weise dazu werden würde, das war verrückt und bescherte diesem Turnier ohne Magie den einen großen magischen Moment.

Einer der größten Stars der Welt setzt sich, während die Männer um ihn herum Fußball spielen, auf den Rasen und weint. Er tut das zweimal. Er steht wieder auf, humpelt, läuft, schaut hinunter auf sein Knie und setzt sich wieder, um zu weinen. Er saß ja da, der große Ronaldo, der unbedingt der Größte sein will, wie ein kleiner Junge. Saß da wie sein eigener verzweifelter Fan. Kleine Jungs und Mädchen sind ja immer schon seine treuesten Anhänger gewesen. Haben es nie verstanden, was die Alten ihm da ständig vorwerfen: „Selbstinzenierung“, „Gockeltum“, „Eitelkeit“. Was soll der Quatsch? „Super Schuhe. Super Frisur. Super Tricks. Super Tore. Liebt sich selbst. Hat er doch recht. Wir lieben ihn auch.“

Und jetzt, nach zwei angekündigten Abgängen, verlässt er die Bühne. Er lässt sich tragen, natürlich hätte er auch noch laufen können, aber er lässt sich tragen, auf einer orangefarbenen Trage, seiner Sänfte, die Augen bedeckt, hinunter in die Unsichtbarkeit. Von nun an beherrscht er als abwesender Held das Spiel. Es geschieht nichts, natürlich nichts, kein Tor, 90 Minuten lang.



Europameister Portugal: Als der perfekte Körper versagte

Schließlich ist er wieder da, aus der Unsichtbarkeit zurückgekehrt, das Spiel zu entscheiden. Er übernimmt die Regie, dirigiert, herrscht, ist König, flüstert Éder den Auftrag zum Tor ins Ohr, dann der Jubel, die Tränen. Und wie er scherzhaft den Trainer beinahe aus dem Bild stößt, dem ewig Starrgesichtigen ein Lachen ins Gesicht schubsen will.

Sein Spiel, für uns inszeniert. Es war ganz leicht, manchmal muss man nur verkehrt herum denken. Der perfekte Körper wird erst im Moment seiner Versehrung wirklich perfekt. Der Möchtegerngrößte wird erst wirklich groß, wenn er ganz klein ist. Der Pfau, der sich selbst so liebt, wird erst im Leiden unser Held. Das hält komischerweise auch im Moment des Triumphs noch an. Wir haben ihn einmal aus vollem Herzen leiden sehen. Das Foto am Ende ohne ihn, es wäre wirklich ohne Wert. Oder: Es erzählt die ganze große Geschichte dieses Mannes, dieses Abends.

Volker Weidermann

## Impressum

Ericusspitze 1, 20457 Hamburg, Telefon 040 3007-0 · Fax -2246 (Verlag), -2247 (Redaktion) E-Mail [spiegel@spiegel.de](mailto:spiegel@spiegel.de)

**HERAUSGEBER** Rudolf Augstein  
(1923 – 2002)

**CHEFREDAKTEUR**  
Klaus Brinkbauer (V. i. S. d. P.)

**STELLV. CHEFREDAKTEUR**  
Susanne Beyer, Dirk Kurbyjuweit,  
Alfred Weinzierl

**HAUPTSTADTBÜRO** *Leitung:* René Pfister,  
Michael Sauga, Christiane Hoffmann  
(stellv.). *Redaktion Politik und Wirtschaft:*  
Dr. Melanie Amann, Sven Böll, Markus  
Dettmer, Horand Knap, Ann-Katrin Müll-  
ler, Ralf Neukirch, Cornelia Schmecker,  
Christoph Schult, Anne Seith, Britta Staff,  
Gerald Trauffetter, Wolf Wiedmann-  
Schmidt. *Autoren, Reporter:* Markus  
Feldenkirchen, Konstantin von Hammer-  
stein, Marc Hujer, Alexander Neubacher,  
Christian Reiermann, Marcel Rosenbach

**DEUTSCHLAND** *Leitung:* Cordula Meyer,  
Dr. Markus Verbeet, Annette Großbon-  
gardt (stellv.); Hans-Ulrich Stoldt (Meldun-  
gen). *Redaktion:* Laura Backes, Michael  
Fröhlingdorf, Hubert Gude, Charlotte  
Klein, Petra Kleinau, Guido Kleinhubert,  
Gunther Latsch, Udo Ludwig, Miriam Ol-  
brisch, Andreas Ulrich, Antje Windmann.  
*Autoren, Reporter:* Jürgen Dahlkamp, Jan  
Fleischhauer, Gisela Friedrichsen, Julia  
Jüttner, Beate Lakotta, Bruno Schrep,  
Katja Thimm, Dr. Klaus Wiegrefe

*Berliner Büro* *Leitung:* Frank Hornig.  
*Redaktion:* Sven Becker, Markus Desge-  
rich, Maximilian Popp, Sven Röbel, Micha-  
el Sontheimer, Andreas Wassermann, Pe-  
ter Wensierski. *Autoren, Reporter:* Stefan  
Berg, Martin Knobbe, Jörg Schindler

**WIRTSCHAFT** *Leitung:* Armin Mahler,  
Susanne Amann (stellv.), Markus Brauck  
(stellv.). *Redaktion:* Simon Hage, Isabell  
Hülßen, Alexander Jung, Nils Kläwiter,  
Alexander Kühn, Martin U. Müller, Ann-  
Kathrin Nezik, Simone Salden, Jörg  
Schmitt. *Autoren, Reporter:* Dietmar  
Hawranek, Michaela Schießl

**AUSLAND** *Leitung:* Britta Sandberg,  
Juliane von Mittelstaedt (stellv.), Mathieu  
von Rohr (stellv.). *Redaktion:* Dieter  
Bednarz, Katrin Kuntz, Jan Puhl, Sandra  
Schulz, Samiha Shafy, Helene Zuber.  
*Autoren, Reporter:* Marian Blasberg,  
Clemens Höges, Ralf Hoppe, Susanne Koelbl,  
Christoph Reuter

**WISSENSCHAFT UND TECHNIK** *Leitung:*  
Rafaela von Bredow, Olaf Stampf.  
*Redaktion:* Dr. Philip Bethge, Manfred  
Dworschak, Katrin Elger, Marco Evers, Dr.  
Veronika Hackenbroch, Laura Höflinger,  
Julia Koch, Kerstin Kullmann, Hilmar  
Schmundt, Matthias Schulz, Frank Thea-  
deusz, Christian Wüst. *Autor:* Jörg Blech

**KULTUR** *Leitung:* Lothar Gorriss, Sebastian  
Hammelehle (stellv.). *Redaktion:* Tobias  
Becker, Lars-Olav Beier, Anke Dürr, Ulrike  
Knöfel, Tobias Rapp, Daniel Sander, Katha-  
rina Stegelmann, Claudia Voigt, Martin  
Wolf. *Autoren, Reporter:* Georg Diez, Dr.  
Martin Dörny, Wolfgang Höbel, Thomas  
Hüetlin, Dr. Joachim Kronsbien, Dr. Nils  
Minkmar, Elke Schmitter, Volker Weiden-  
mann, Marianne Wellershoff

**GESELLSCHAFT** *Leitung:* Matthias Geyer,  
Guido Mingels (stellv.). *Redaktion:* Fiona  
Ehlers, Ozlem Gezer, Hauke Goos, Maik  
Großekathofer, Barbara Hardinghaus, Ma-  
ren Keller, Ansbert Kneip, Dialika Neufeld,  
Bettina Stiebel, Jonathan Stock, Takis Wür-  
ger. *Autoren, Reporter:* Uwe Buse, Ullrich  
Fichtner, Jochen-Martin Gutsch, Alexan-  
der Osang, Cordt Schimmben, Alexander  
Smolczyk, Barbara Supp

**SPORT** *Leitung:* Gerhard Pfeil, Michael  
Wulzinger. *Redaktion:* Rafael Buschmann,  
Lukas Eberle, Detlef Hacke, Jörg Kramer

**SONDERTHEMEN** *Leitung:* Dietmar Pieper,  
Dr. Susanne Weingarten (stellv.); *Redakti-  
on:* Annette Bruhns, Angela Gatterbug,  
Uwe Klufmann, Joachim Mohr, Bettina  
Musall, Dr. Johannes Saltzwedel, Dr. Eva-  
Maria Schnurr

Ein Impressum mit dem Verzeichnis der Namenskürzel aller Redakteure finden Sie unter [www.spiegel.de/kuerzel](http://www.spiegel.de/kuerzel)

**INTERNET** [www.spiegel.de](http://www.spiegel.de)  
**REDAKTIONSBLOG** [spiegel.de/spiegelblog](http://spiegel.de/spiegelblog)  
**TWITTER** @derspiegel  
**FACEBOOK** [facebook.com/derspiegel](http://facebook.com/derspiegel)

**KOORDINATION INVESTIGATIV** Jürgen  
Dahlkamp ([juergen.dahlkamp@spiegel.de](mailto:juergen.dahlkamp@spiegel.de)),  
Jörg Schmitt ([joerg.schmitt@spiegel.de](mailto:joerg.schmitt@spiegel.de))

**KOORDINATION MEINUNG** Markus Felden-  
kirchen, Christiane Hoffmann

**MULTIMEDIA** Jens Radü; Alexander Epp,  
Roman Höfner, Marco Kasang, Bernhard  
Riedmann

**CHEF VOM DIENST** Thomas Schäfer, Anke  
Jensen (stellv.)

**SCHLUSSREDAKTION** Gesine Block;  
Christian Albrecht, Regine Brandt, Lutz  
Diedrichs, Bianca Hunekuhl, Ursula Junger,  
Sylke Kruse, Maika Kunze, Katharina  
Lütken, Stefan Moos, Reimer Nagel, Manfred  
Petersen, Fred Schlotterbeck, Sebastian  
Schulin, Tapio Sirikka, Ulrike Wallenfels

**PRODUKTION** Solveig Binroth, Christiane  
Stauder, Petra Thormann, Christel Basillon,  
Petra Gronau, Martina Treumann

**BILDREDAKTION** Michaela Herold (Ltg.),  
Claudia Jeczawitz, Claus-Dieter Schmidt;  
Sabine Döttling, Torsten Feldstein, Thors-  
ten Gerke, Andrea Huss, Antje Klein,  
Elisabeth Kolb, Matthias Krug, Parvin  
Nazemi, Peer Peters, Anke Wellnitz

E-Mail: [bildred@spiegel.de](mailto:bildred@spiegel.de)

**SPIEGEL Foto USA:** Susan Wirth,  
Tel. +1 212 3075948

**GRAFIK** Martin Brinker, Johannes Unsehl  
(stellv.); Cornelia Baumermann, Ludger  
Bollen, Thomas Hammer, Anna-Lena  
Kornfeld, Gernot Matzke, Cornelia  
Pfauter, Julia Saur, Michael Walter

**LAYOUT** Wolfgang Busching, Jens Kuppi,  
Reinhilde Wurst (stellv.); Michael Abke,  
Katrin Bollmann, Claudia Franke, Bettina  
Fuhrmann, Ralf Geilhufe, Kristian Heuer,  
Louise Jessen, Nils Küppers, Sebastian  
Raulf, Barbara Rödiger, Doris Wilhelm  
*Sonderhefte:* Rainer Sennewald

**TITELBILD** Suze Barrett, Arne Vogt;  
Svenja Kruse, Iris Kuhlmann, Gershom  
Schwalfenberg

### REDAKTIONSVERTRETUNGEN

**DEUTSCHLAND**  
**BERLIN** Alexanderufer 5, 10117 Berlin;  
Deutsche Politik, Wirtschaft  
Tel. 030 886688-100, Fax 886688-111;  
Deutschland, Wissenschaft, Kultur,  
Gesellschaft Tel. 030 886688-200,  
Fax 886688-222

**DRESDEN** Steffen Winter, Wallgäßen 4,  
01097 Dresden, Tel. 0351 26620-0,  
Fax 26620-20

**DÜSSELDORF** Frank Dohmen, Barbara  
Schmid, Fidelius Schmid, Benrather Straße  
8, 40213 Düsseldorf, Tel. 0211 86679-01,  
Fax 86679-11

**FRANKFURT AM MAIN** Matthias Bartsch,  
Martin Hesse, An der Welle 5, 60322  
Frankfurt am Main, Tel. 069 9712680, Fax  
97126820

**KARLSRUHE** Dietmar Hipp, Waldstraße 36,  
76133 Karlsruhe, Tel. 0721 22737,  
Fax 9204449

**MÜNCHEN** Dinah Deckstein, Anna Clauß,  
Conny Neumann, Rosental 10, 80331 Mün-  
chen, Tel. 089 4545950, Fax 45459525

**STUTTGART** Jan Friedmann, Büchsen-  
straße 8/10, 70173 Stuttgart,  
Tel. 0711 664749-20, Fax 664749-22

**REDAKTIONSVERTRETUNGEN AUSLAND**  
**BOSTON** Johann Grolle, 25 Gray Street,  
02138 Cambridge, Massachusetts,  
Tel. +1 617 9452531

**BRÜSSEL** Peter Müller, Christoph Pauly,  
rue Le Titien 28, 1000 Brüssel, Tel. +32 2  
2306108, Fax 2311436

**KAPSTADT** Bartholomäus Grill,  
P. O. Box 15614, Vloeberg 8018, Kapstadt,  
Tel. +27 21 4261191

**KIEW** Luteranska wul. 3, kw. 63, 01001  
Kiew, Tel. +38 050 3839135

**LONDON** Christoph Scheuermann,  
26 Hanbury Street, London E1 6QR, Tel.  
+44 203 4180610, Fax +44 207 0929055

**MADRID** Apartado Postal Número 100 64,  
28080 Madrid, Tel. +34 650652889

**MOSKAU** Dr. Christian Neef, Glasowskij  
Pereulok Haus 7, Office 6, 119002 Moskau,  
Tel. +7 495 22849-61, Fax 22849-62

**NEW YORK** Philipp Oehmke, 10 E 40th  
Street, Suite 3400, New York, NY 10016,  
Tel. +1 212 2217583, Fax 3026258

**PARIS** Julia Amalia Heyer, 12 Rue de  
Castiglione, 75001 Paris, Tel. +33 1  
58625120, Fax 42960822

**PEKING** Bernhard Zand, P.O. Box 170,  
Peking 100101, Tel. +86 10 65323541,  
Fax 65325453

**RIO DE JANEIRO** Jens Glüsing, Caixa  
Postal 56071, AC Urca,  
22290-970 Rio de Janeiro-RJ,  
Tel. +55 21 2275-1204, Fax 2543-9011

**ROM** Walter Mayr, Largo Chigi 9, 00187  
Rom, Tel. +39 06 6797522, Fax 6797768

**SAN FRANCISCO** Thomas Schulz,  
1 Post Street, Suite 2750, San Francisco,  
CA 94104, Tel. +1 212 217583

**TEL AVIV** Nicola Abé, P.O. Box 8387,  
Peking Aviv-Jaffa 61083, Tel. / Fax +972 3  
6835339

**TOKIO** Dr. Wieland Wagner, Asagaya  
Minami 2-31-15 B, Suginami-ku,  
Tokio 166-0004, Tel. +81 3 6794 7828

**WARSCHAU** P.O. Box 31, ul. Waszyngtona  
26, 03-912 Warschau, Tel. +48 22 6179295,  
Fax 6179365

**WASHINGTON** Gordon Repinski, Holger  
Stark, 1202 National Press Building,  
Washington, D.C. 20045, Tel. +1 202  
3475222, Fax 3473194

**DOKUMENTATION** Dr. Hauke Janssen,  
Cordelia Freiwald (stellv.), Axel Pult  
(stellv.), Peter Wahle (stellv.); Jörg Hin-  
rich Ahrens, Dr. Susmita Arp, Dr. Anja  
Bednarz, Ulrich Booms, Viola Broecker,  
Dr. Heiko Buschke, Andrea Curtaz-Wil-  
kense, Johannes Eiltzschig, Klaus Falken-  
berg, Catrin Fandja, Dr. Andre Geicke,  
Silke Geister, Thorsten Hapke, Susanne  
Heitker, Carsten Hellberg, Stephanie  
Hoffmann, Bertolt Hunger, Kurt Jansson,  
Michael Jürgens, Tobias Kaiser, Renate  
Kemper-Gussek, Ulrich Klötzer, Ines Kö-  
ster, Anna Kovac, Peter Lakemeier, Dr.  
Walter Lehmann-Wiesner, Dr. Petra Lud-  
wig-Sidow, Rainer Lübbert, Sonja Maaß,  
Nadine Markwaldt-Buchhorn, Dr. Andre-  
as Meyhoff, Gerhard Minich, Cornelia  
Moormann, Tobias Mulot, Bernd Musa,  
Nicola Naber, Margret Nitsche, Sandra  
Öfner, Thorsten Oltmer, Dr. Vasilios Pa-  
padopoulos, Ulrike Preuß, Axel Rentsch,  
Thomas Riedel, Andrea Sauerbier, Maxi-  
milian Schäfer, Marko Scharlow, Rolf G.  
Schierhorn, Mirjam Schlossarek, Dr. Regi-  
na Schlüter-Ahrens, Mario Schmidt, Tho-  
mas Schmidt, Andrea Schumann-Eckert,  
Ulla Siegenthaler, Rainer Staudhammer,  
Tuisko Steinhoff, Dr. Claudia Stodiech,  
Stefan Storz, Rainer Szimms, Nina Ulrich,  
Ursula Wamser, Peter Wetter, Kirsten  
Wiedner, Holger Wilkop, Karl-Henning  
Windelbandt, Anika Zeller, Malte Zeller

**LESER-SERVICE** Dr. Michael Plassé  
**NACHRICHTENDIENSTE** AFP, AP, dpa,  
Los Angeles Times / Washington Post,  
New York Times, Reuters, sid

**SPIEGEL-VERLAG RUDOLF AUGSTEIN  
GMBH & CO. KG**  
Verantwortlich für Anzeigen:  
André Pätzold

Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 70 vom  
1. Januar 2016  
Mediaunterlagen und Tarife:  
Tel. 040 3007-2540, [www.spiegel-qc.de](http://www.spiegel-qc.de)  
Verantwortlich für Vertrieb:  
Stefan Buhr

Verantwortlich für Herstellung:  
Silke Kassuba

Druck:  
Stark Druck, Pforzheim

**MIX  
Papier**  
FSC FSC® C008208

**VERLAGSLEITUNG** Jesper Doub,  
Dr. Michael Plassé

**GESCHAFTSFÜHRUNG** Thomas Hass

## Service

### Leserbriefe

SPIEGEL-Verlag, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg  
Fax: 040 3007-2966 E-Mail: [leserbriefe@spiegel.de](mailto:leserbriefe@spiegel.de)

### Hinweise für Informanten

Falls Sie dem SPIEGEL vertrauliche Dokumente und Infor-  
mationen zukommen lassen wollen, stehen Ihnen folgende  
Wege zur Verfügung:  
Post: DER SPIEGEL, c/o Investigativ, Ericusspitze 1,  
20457 Hamburg  
Telefon: 040 3007-0, Stichwort „Investigativ“  
E-Mail (Kontakt über Website): [www.spiegel.de/investigativ](http://www.spiegel.de/investigativ)  
Unter dieser Adresse finden Sie auch eine Anleitung, wie  
Sie Ihre Informationen oder Dokumente durch eine  
PGP-Verschlüsselung geschützt an uns richten können.  
Der dazugehörende Fingerprint lautet:  
6177 6456 98CE 38EF 21DE AAAA AD69 75A1 27FF 8ADC

### Fragen zu SPIEGEL-Artikeln

Telefon: 040 3007-2687 Fax: 040 3007-2966  
E-Mail: [artikel@spiegel.de](mailto:artikel@spiegel.de)

### Nachdruckgenehmigungen für Texte, Fotos, Grafiken

Nachdruck und Angebot in Lesezirkeln nur mit schriftlicher  
Genehmigung des Verlags. Das gilt auch für die Aufnahme  
in elektronische Datenbanken und Mailboxen sowie für  
Vervielfältigungen auf CD-ROM.  
Deutschland, Österreich, Schweiz:  
Telefon: 040 3007-2869 Fax: 040 3007-2966  
E-Mail: [nachdrucke@spiegel.de](mailto:nachdrucke@spiegel.de)  
übriges Ausland: The New York Times Syndicate  
E-Mail: [zoe.tucker@nytimes.com](mailto:zoe.tucker@nytimes.com) Tel.: +1 212 556-5119

**Nachbestellungen** SPIEGEL-Ausgaben der letzten Jahre so-  
wie alle Ausgaben von SPIEGEL GESCHICHTE und SPIEGEL  
WISSEN können unter [www.amazon.de/spiegel](http://www.amazon.de/spiegel) versand-  
kostenfrei innerhalb Deutschlands nachbestellt werden.

**Historische Ausgaben** Historische Magazine Bonn  
[www.spiegel-antiquariat.de](http://www.spiegel-antiquariat.de) Telefon: 0228 9296984

**Abonnement für Blinde** Audio Version, Deutsche  
Blindenstudienanstalt e.V. Telefon: 06421 606265  
Elektronische Version, Frankfurter Stiftung für Blinde  
Telefon: 069 9551240

### Abonnementspreise

Inland: 52 Ausgaben € 228,80  
Studenten Inland: 52 Ausgaben € 153,40 inkl.  
sechsmal UNI SPIEGEL

Auslandspreise unter [www.spiegel.de/ausland](http://www.spiegel.de/ausland)  
Mengenpreise auf Anfrage.

Der digitale SPIEGEL: 52 Ausgaben € 202,80  
(der Anteil für das E-Paper beträgt € 171,60)  
Befristete Abonnements werden anteilig berechnet.

### Kundenservice

Persönlich erreichbar  
Mo. – Fr. 8.00 – 19.00 Uhr, Sa. 10.00 – 18.00 Uhr  
SPIEGEL-Verlag, Abonnement-Service, 20637 Hamburg  
Telefon: 040 3007-2700 Fax: 040 3007-3070  
E-Mail: [aboservice@spiegel.de](mailto:aboservice@spiegel.de)



### Abonnementsbestellung

bitte ausschneiden und im Briefumschlag senden an:  
SPIEGEL-Verlag, Abonnement-Service, 20637 Hamburg –  
oder per Fax: 040 3007-3070, [www.spiegel.de/abo](http://www.spiegel.de/abo)



Ich bestelle den SPIEGEL

für € 4,40 pro gedruckte Ausgabe  
 für € 3,90 pro digitale Ausgabe (der Anteil für das  
E-Paper beträgt € 3,30)

für € 0,50 pro digitale Ausgabe (der Anteil für das E-Paper  
beträgt € 0,48) zusätzlich zur gedruckten Ausgabe. Der Bezug  
ist zur nächsterreichbaren Ausgabe kündbar. Alle Preise inkl.  
MwSt. und Versand. Das Angebot gilt nur in Deutschland. Bitte  
liefern Sie den SPIEGEL an:

Name, Vorname des neuen Abonnenten

Straße, Hausnummer oder Postfach

PLZ, Ort

E-Mail (notwendig, falls digitaler SPIEGEL erwünscht)

Ich zahle nach Erhalt der Rechnung.  
Hinweise zu den AGB und meinem Widerrufsrecht finde ich  
unter [www.spiegel.de/agb](http://www.spiegel.de/agb)

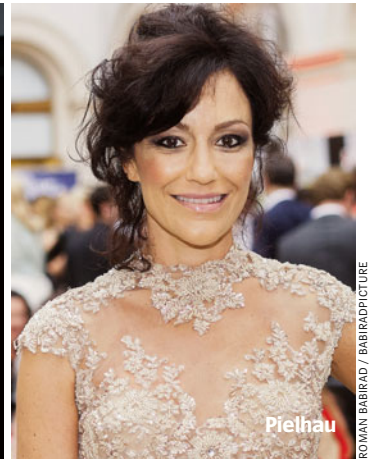
Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten SP16-003, SD16-006  
SD16-008 (Upgrade)

**JANA THIEL, 44**  
**MIRIAM PIELHAU, 41**

Sie hatten sich für gegensätzliche Wege entschieden, mit ihrer Krankheit umzugehen. Jana Thiel, die Ski-Expertin und Moderatorin der Sportredaktion des ZDF, die in „heute“ oder im „mittagsmagazin“ den Sport präsentierte und von mehreren Olympischen Spielen berichtete. Und Miriam Pielhau, die ihre Karriere 1998 als Moderatorin bei „NBC Giga“ begonnen hatte, später durch das ProSieben-Magazin „taff“ führte und für Sat.1 durch die RTL-II-Containershow „Big Brother“. Als Thiel vor zwei Jahren an Brustkrebs erkrankte, ließ sie davon nur einige Freunde und ihre Vorgesetzten beim ZDF wissen; im Mai dieses Jahres stand sie letztmals vor der Kamera, in einer „heute“-Sendung. Pielhau hingegen machte die Krankheit zu ihrem Lebensthema, 2008, als bei ihr Brustkrebs diagnostiziert wurde, wie auch 2015, als erneut Krebs auftrat, diesmal in der Leber. Pielhau nannte ihren Krebs „Herr K.“, schrieb zwei Bücher darüber und gab zahlreiche Interviews. Ihren letzten Auftritt hatte sie im Juni in Österreich. In Wien wurde ihr ein Preis verliehen, beim Leading Ladies Award in der Kategorie Gesundheit. Gemeinsam war den beiden Moderatorinnen, dass sie sich bis zum Ende hoffnungsfroh gaben, im Glauben, die Krankheit be-



PUBLIC ADDRESS / INTERTOPICS



ROMAN BABIRAD / BABIRADPICTURE

siegen zu können oder sie bereits niedergerungen zu haben. Pielhau sprach vor einigen Wochen sogar von einem „Wunder“. Jana Thiel starb am 11. Juli in Heidelberg, Miriam Pielhau am Tag darauf in Berlin. akü

**KATHARINA FOCKE, 93**

Erst mit 42 Jahren trat sie in die SPD ein, nur acht Jahre später war Katharina Focke Bundesministerin für Jugend, Familie und Gesundheit. Das



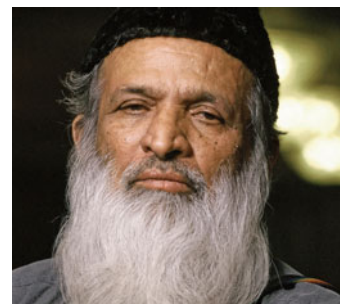
BRIGITTE FRIEDRICH / SZ PHOTO / LAIF

zuweilen geringgeschätzte Ressort nutzte sie für bedeutende gesellschaftliche Reformen. Mann und Frau wurden gleichgestellt, Ehepartner durften auch den Mädchenamen der Frau annehmen. Focke trat gegen Gewalt in der Familie ein, Familiengerichte wurden geschaffen und das Scheidungsrecht reformiert: Es ging am Ende einer Ehe nun nicht mehr um Schuld. Vor und nach diesen vier Jahren als Ministerin lag der Rheinländerin vor allem Europa am Herzen. Sie war Staatssekretärin für Europa im Kanzleramt unter Willy Brandt, später wurde sie Mitglied des Europaparlaments. In einem Gespräch sagte sie, dass sie „nie aus der Kirche und nie aus der SPD austre-

ten“ würde. So kam es auch. Katharina Focke starb am 10. Juli 2016 in Köln. bs

**ABDUL SATTAR EDHI, 88**

Menschen, die ihn nicht wirklich kannten, beschrieben ihn schon zu Lebzeiten als Pakistans „Mutter Teresa“. In seiner beispielhaften Demut und Opferbereitschaft war der Wohltäter – weit über die Landesgrenzen hinaus bekannt und verehrt – tatsächlich so nobelpreiswürdig wie die katholische Ordensschwester. Doch der Muslim Edhi verstand sich nie als Missionar, sondern galt als eher säkular. Geboren im britisch-indischen Gujarat, wanderte Edhi 1947 in das gerade gegründete Pakistan aus. Dort wurde er mit bitterer Armut



ALBERTO CRISTOFARI / CONTRASTO / LAIF

konfrontiert – und handelte. Früh schon gab er einen Teil der Rupien, die er mit dem Verkauf von Streichhölzern und Bleistiften verdiente, für Medikamente aus, die er an

Mittellose verteilte. Als geschickter Werber für Spenden baute er eine der größten Stiftungen Pakistans auf. Abdul Sattar Edhi starb am 8. Juli in Karatschi. db

**PÉTER ESTERHÁZY, 66**

Weltweite Bekanntheit erlangte der Schriftsteller mit seinem im Jahr 2000 erschienenen Geschichtsroman „Harmonia Cælestis“. Darin setzt er sich mit einem einst bedeutenden ungarischen Adelsgeschlecht auseinander – jenem, dem er selbst entstammt. Zahlreiche seiner Bücher wurden ins Deutsche übersetzt. 2004 erhielt er den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels. Über die weiblichen Figuren in seinem Roman „Eine Frau“ schrieb der SPIEGEL: „Sie sind dick und mager, zartfühlend und herrisch, treu und durchtrieben zugleich – und am Ende sind möglicherweise alle diese Frauen niemand anderes als Esterházy selbst.“ Péter Esterházy starb am 14. Juli in Budapest an Krebs. lot

**BERNARDO PROVENZANO, 83**

„Il Trattore“, der Traktor, so nannten sie ihn, weil er zuverlässig und unaufhaltsam Konkurrenten und Feinde aus dem Weg zu räumen verstand: Bernardo Provenzano, sizilianischer Mafiaboss. Aus der Kleinstadt Corleone stammend, wie auch „Der Pate“

im Film, stieg der echte Mafioso zum ebenso mächtigen wie brutalen „capo dei capi“ auf, zum Boss der Bosse. Er war gewalttätig, gleichzeitig aber intelligent, lernbereit, akribisch. Provenzano lenkte die Geschäfte und Verbrechen vornehmlich aus dem Hinter-



REUTERS

grund, organisierte die Geldwäsche für die Erlöse aus dem Drogenhandel, investierte in legale Firmen, betreute und versorgte korrupte Politiker – die im Gegenzug das organisierte Verbrechen zu schützen hatten. Provenzano galt nun als „Ragioniere“, als Buchhalter. Leicht oder angenehm wird das Leben, das er führte, nicht gewesen sein: Am Ende war seine Gesundheit verfallen, er lebte im Untergrund, zuletzt in einem schäbigen Häuschen, in dem er auf einer Schreibmaschine seine Botschaften schrieb und das Imperium lenkte. Im Jahr 2006 wurde er gefasst, nach 43 Jahren des Versteckspiels. Bernardo Provenzano starb am 13. Juli in Mailand. rho



KAY KIRCHWITZ / STAR PRESS

## X plus Sex gleich Y

Nationalspieler **Bastian Schweinsteiger**, 31, und die serbische Tennisspielerin **Ana Ivanović**, 28, feierten ihre Hochzeit mit über 300 Gästen in Venedig, das Paar strahlte, wie es sich gehört – aber wird ihr Glück auch Bestand haben? Wenn es nach dem Journalisten John Tierney und dem Wissenschaftler Garth Sundem geht, kann man die wahrscheinliche Dauer der Ehe von Prominenten voraussagen: mithilfe bestimmter Parameter. Berücksichtigt werden bei der nicht ganz ernst gemeinten Methode unter anderem die Summe der Lebensjahre der Protagonisten und der Sex-Appeal der Frau. Bei ihren Studien kamen die beiden Amerikaner zu dem Schluss, dass Jugend und vor

allem zu viel weibliche Erotik einer langen Ehe abträglich sind. Den Sex-Faktor ermittelt der Statistiker Sundem unter Einsatz von Google: Je mehr Treffer eine Suche nach der Frau in „libidoanregender Kleidung“ erzielt, desto höher ist der negative Einfluss auf die Beziehung. Füttert man die Suchmaschine der Einfachheit halber mit dem Namen und dem Adjektiv „sexy“, erhält man bei Ana Ivanović mehr als 800 000 Treffer, mit „Britney Spears sexy“ über 400 Millionen. Spears heiratete im Alter von 22 Jahren gleich zweimal: einmal einen gleichaltrigen Mann (macht 44 Jahre), dann einen 26-jährigen (48 Jahre). Die eine Ehe wurde nach 55 Stunden annulliert, die andere zerbrach nach 2 Jahren. Herr und Frau Schweinsteiger zählen zusammen 59 Jahre – herzlichen Glückwunsch! ks



JONATHAN HORDLE / REX / SHUTTERSTOCK / ACTION PRESS

## Star unterm Radar

Filme mit dem Hollywoodschauspieler **Chris Pine**, 35, („Unstoppable: Außer Kontrolle“ oder „Kill the Boss 2“) haben weltweit schon deutlich mehr als zwei Milliarden Dollar eingespielt und ihn zu einem hoch bezahlten Star gemacht. Dass ihn auf der Straße dennoch kaum jemand erkennt, findet er groß-

artig. Er sei sehr dankbar dafür, dass er auf der Skala des Ruhms noch ziemlich weit unten liege und nach wie vor ungestört durch Parks flanieren könne, sagte er der „Sunday Times“. Möglicherweise ändert sich das in den nächsten Tagen, denn kommenden Donnerstag läuft sein neuer Film „Star Trek Beyond“ an. Der in Los Angeles geborene Pine spielt zum dritten Mal

den jungen Captain Kirk, der mit der Crew seines Raumschiffs Enterprise am Rande des Universums Abenteuer besteht. Der „Sunday Times“ verriet Pine das Geheimnis seiner mangelnden Bekanntheit. Er meidet soziale Netzwerke wie Twitter oder Instagram. „Ich will nicht unnötig Aufmerksamkeit erregen. Diese Art von Nähe zu Menschen brauche ich nicht.“ 10b

## Opfer düpiert

Auf Dienstreise in Chile machte **Joachim Gauck**, 76, vergangene Woche keine glückliche Figur. Einzelgespräche mit Angehörigen verschwundener Opfer des berüchtigten Sektendorfs „Colonia Dignidad“ hatte er von vornherein abgelehnt. Doch es kam zu einer unfreiwilligen Begegnung mit einem ehemaligen „Colonia“-Täter beim

Empfang in der Residenz des deutschen Botschafters: mit Reinhard Zeitner. Zeitner war im Januar 2013 in einem Verfahren, bei dem es um systematischen sexuellen Missbrauch ging, wegen Kindesentziehung zu drei Jahren Haft verurteilt worden. Winfried Hempel, Rechtsanwalt der Opfer: „Mit uns will er nicht sprechen, mit den Tätern stößt er an. Wir sind geschockt.“ kn

## Kunst des Küssens

Die Zeremonie heißt seit Urzeiten im höfischen Jargon „kissing hands“ und soll die Ehrerbietung des Politikers gegenüber dem Monarchen ausdrücken. Königin **Elizabeth II.**, 90, hat darin langjährige Routine. 13 designierte Premierminister sind in ihrer Regierungszeit nun schon im Palast vorstellig geworden, um sich den Auftrag abzuholen, eine Regierung zu bilden. Erst danach, so ist es Brauch, sind sie im Amt. Allerdings muss seit vielen Jahren niemand mehr dem Souverän tatsächlich die Hände küssen. Und so ging **Theresa May**, 59, nur besonders tief ins Knie, um ihrer zierlichen Queen den gebühren-

den Respekt zu erweisen. Ein Handkuss unter Frauen ist heute ohnehin unüblich. Er ist eine intime Geste, die die Dame einem Herrn gewährt. Die Lady gibt durch ihre Handhaltung zu erkennen, ob sie den charmanten Anachronismus erwartet. Männer, die die Hand einer Dame ruckartig in Kinnhöhe reißen und mit einem Schmatzer befeuchten, machen sich eines Stilbruchs schuldig, sollten sie dabei die Einhaltung von Regeln des gehobenen gesellschaftlichen Verkehrs anstreben. Gutes Anschauungsmaterial für die Kunst des Küssens bietet Prinz **Charles**, 67, wenn er seiner Mutter die Hand küsst: lässig und beinahe alltäglich. kro



DOMINIC LIPNISKI / BETTY IMAGES



JOHN STILLWELL / AFP



CHRIS JACKSON / EMPICS / ACTION PRESS

Elizabeth II. mit May, mit Tony Blair 2005, mit Prinz Charles 2016



HARALD TITTEL / DER SPIEGEL

## Der Augenzeuge

### „21 Cent pro Liter“

Vor einigen Wochen protestierten die Milchbauern lautstark gegen Tiefpreise, nun ist's etwas ruhiger geworden – auch besser? Nein, sagt **David Engel**, 28, Landwirt in Hetzerath bei Trier. Er will die Sache jetzt selbst in die Hand nehmen.

„Wir sind ein reiner Familienbetrieb, das macht es einerseits leichter, andererseits auch schwerer. Leichter ist es, weil wir keine festen Löhne zahlen müssen. Wir schränken uns total ein, schieben Reparaturen auf, leisten uns nur noch das Allernotwendigste. So kommen wir irgendwie durch. Schwerer ist es, weil man so einen Mehrgenerationenhof ja nicht einfach zumachen will. Wenn ich so alt wäre wie mein Vater, der wird jetzt 59, dann hätte ich wahrscheinlich längst hingeschmissen, wenn keine Nachfolger da wären. Aber hier arbeiten auch meine Schwestern, die teilweise selbst schon Kinder haben. Ein großer Teil der Familie lebt davon. Im Moment haben wir 125 Kühe, die geben am Tag etwa 3000 Liter Milch. Die Molkerei zahlt einen Grundpreis von 21 Cent pro Liter, dazu gibt es noch 2, 3 Cent Zuschlag für gute Qualität. Da legen wir zwar noch nicht drauf, aber ewig können wir das nicht durchhalten. Irgendwann wird der Rückstau der aufgeschobenen Arbeiten und Reparaturen zu groß. Vor einiger Zeit haben wir überlegt, ob wir auf 200 Tiere ausbauen sollen. Heute bin ich heilfroh, dass wir das nicht gemacht haben. Das hätte uns das Genick gebrochen. Denn die Milchpreise werden in absehbarer Zeit sicher nicht wesentlich steigen. Dafür ist das Angebot einfach zu groß. Wir haben deshalb beschlossen, eine eigene Molkerei zu bauen. Damit können wir einen Teil unserer Milch selbst pasteurisieren und abfüllen, außerdem frische Joghurt herstellen und vermarkten. Meine Freundin ist Lebensmitteltechnikerin, sie wird die Produktion leiten. Die Verpackungen und Etiketten entwirft meine Schwester. Im Oktober wollen wir starten. Die Idee ist, dass wir die Produkte direkt zu den Kunden bringen, zuerst hier im Dorf und in den Nachbarorten, später vielleicht bis nach Trier. Für die Hofmolkerei müssen wir uns hoch verschulden. Aber regionale Produkte sind bei den Kunden gefragt, da kann ein Liter Milch schon 1,30 Euro kosten. Ich habe auch mit Einzelhändlern gesprochen, die unsere Milch gern in ihr Sortiment aufnehmen würden. Seitdem schlafe ich wieder etwas besser.“

Aufgezeichnet von Matthias Bartsch



## „Der moderne Reisende wird durch immer exzessivere Billigangebote vom Globetrotter zum Globaltrottel degradiert, Terrorgefahr inklusive.“

Raffaele Ferdinando Schacher, Goldach (Schweiz)

### Ach so aufgeklärt

Nr. 28/2016 Urlaub in Angst – Terror verändert das Reisen. Was also tun?

Ist das Ihr Ernst? Weil der deutsche Tourist aus Terrorangst fernbleibt, kommen mehr Flüchtlinge, und der „IS“ kann fleißig rekrutieren? So einfach ist die Welt dann auch wieder nicht. Der deutsche Tourist macht zunächst einmal Urlaub, wann und wo er will. Punkt! Jegliches Handeln hat natürlich irgendwo Auswirkungen, aber ihm diese Verantwortung zuzuschreiben erscheint mir zu banal.

Karsten Pagels, Hamburg

Ich teile die Auffassung von Herrn Trauboth, zur Sicherheit lieber in ein großes Hotel zu gehen, überhaupt nicht. Gerade dort sind Anschläge viel wahrscheinlicher als bei der kleinen charmanten Pension oder dem kleinen Hotel in der Seitengasse. Winfried Heyland, Holzgerlingen (Bad.-Württ.)

Besonders interessant war der Vergleich Ihrer farbigen Grafiken der Reisewarnungen Deutschlands und der USA. Einmal, weil da vor Europa „temporär“ gewarnt wird, wie die Anschläge bestätigen. Vor allem aber sind bei den Amerikanern Israel und die Türkei tiefrot, während unser Außenministerium dort gar keine Gefahr sieht. Ein Schelm, wer Böses dabei denkt!

Dirk Weiske, Stuttgart

Bitte klären Sie den Grafiker Ihres Titelblatts auf. Rotes Kreuz: rotes Kreuz auf weißem Grund. Weißes Kreuz auf rotem Grund: Schweiz.

Kurt Hörhager, Wettingen (Schweiz)

Mir ist es immer ein Rätsel, weshalb ein Erste-Hilfe-Set mit dem Schweizerkreuz gekennzeichnet wird.

Jakob Koster, Silenen (Schweiz)

**DER SPIEGEL** Grundsätzlich ist die Verwendung des „Roten Kreuzes“ nicht ohne Weiteres möglich, da es sich um ein völkerrechtlich und innerstaatlich geschütztes Zeichen handelt. Ähnliches gilt für das Schweizerkreuz. Deshalb findet sich im Bereich der Verbandskästen eine Vielzahl von Varianten – Rot mit Weiß, Weiß mit Rot, Rot mit Grün, Blau mit Rot und so weiter. International wird oft die Variante mit dem weißen Kreuz auf rotem Grund verwendet. Aus diesen Gründen hat sich unser Illustriator für diese entschieden.

Arne Vogt, Leiter des SPIEGEL-Titelbildressorts

Zu Hause die bitteren Wahrheiten in den Fernsehnachrichten ausblenden und an fremden Stränden eine pseudoheile Welt erleben – dies ist für die Herausforderungen der Zukunft zu wenig. Wir im ach so aufgeklärten Westen sollten Antworten finden auf den islamistischen Terror.

Erwin Chudaska, Leer (Nieders.)



Hotelstrand im ägyptischen Tabá

In nicht wenigen der Länder, die der deutsche Wohlstandsbürger bislang als Urlaubsziel wählte, gab es immer schon Terror – den Terror autokratischer oder diktatorischer Regierungen gegen Teile der eigenen Bevölkerung. Das hat den deutschen Michel nicht davon abgehalten, dort die „schönsten Wochen des Jahres“ zu genießen. Übrigens: Das Umweltbundesamt fordert, möglichst auf Flugreisen zu verzichten, da sie die am wenigsten nachhaltige Art des Reisens darstellen.

Uwe Tünnermann, Lemgo

### Wo ist der Aus-Knopf?

Nr. 27/2016 Der Ausbau der Windkraft geht rasant voran – obwohl die dafür notwendigen Stromleitungen noch fehlen

Sie erwähnen mit keiner Silbe das Einwirken der großen Energieunternehmen, die in den letzten Jahrzehnten eindimensional auf den Einsatz konventioneller Energieträger gesetzt haben und nun ihre Pfründen davonschwimmen sehen. Sie gehen nicht darauf ein, dass der Strompreis – für die Kunden – auch gerade deswegen gestiegen ist, weil zu viel Energie aus Kohle im Netz ist und so verhindert wird, dass die „überschüssige“ Windenergie einfließen kann. Auch findet die Kohlesubvention keine Erwähnung, ganz zu schweigen von der massiven staatlichen Unterstützung des Atomstroms in den letzten Jahrzehnten.

Oli Tiedje, Hamburg

Das Gleichgewicht zwischen dem Ausbau der Stromerzeugung aus erneuerbaren Energien und dem Ausbau von leistungs-

fähigen Netzen mit der Entwicklung von intelligenten Speichertechnologien ist in eine Schiefelage geraten. Umso kontraproduktiver ist es, in dieser Situation den Netzausbau zu vernachlässigen.

Dipl.-Ing. Walter Fuchsenberger, Berg (Bayern)

Fakt ist, dass die Verantwortung für den Netzausbau bei den Netzbetreibern liegt. Hier sind auch die Großkonzerne maßgeblich beteiligt, und dies sind dieselben Konzerne, die heute ihr Geld noch mit Kohlekraftwerken verdienen. Deshalb ist es für Eingeweihte nicht überraschend, dass diese Konzerne wenig Interesse an einem beschleunigten Netzausbau haben.

Dieter Fries, Hamburg

Befragt man Bürgermeister, Gemeinderäte, Amtsvertreter, wird häufig klar, dass es praktisch kein Grundwissen zum Beispiel über Lärm- und Lichtwechselbelastung und damit eine potenzielle Gesundheitsgefährdung gibt und dass man sich in den Dörfern zu oft Illusionen über künftige Steuereinnahmen hingibt. Ein Masterplan fehlt vollständig!

Sylvia Green-Meschke, Holzdorf (Schl.-Holst.)

Ein sehr guter Artikel zum Zustand der merkelschen Energiewende. Der Irrsinn wird mit dem neuen Gesetz zur Digitalisierung der Energiewende noch weiter auf die Spitze getrieben. Wo um Gottes willen ist der Aus-Knopf für diese Politik? Statt „aus“ steht bei mir „AfD“ drauf.

Sven Scherer, Rheinstetten (Bad.-Württ.)

Man möge mir zugestehen, dass ich es als persönliche Verunglimpfung auffasse, wenn ich in einem SPIEGEL-Beitrag mit dem Begriff „Korruption“ allein deshalb in Zusammenhang gebracht werde, weil ich in den Neunzigerjahren in Windkraftanlagen investiert habe und 20 Jahre später als Regierungspräsident in Kassel eine große Behörde leite, die unter anderem für die Regionalplanung und die Genehmigung von Windkraftanlagen in Nord- und Ostthessen zuständig ist. Zu mutmaßen, eine Behörde mit mehr als 1200 Bediensteten könnte mit dem Planungs- und Genehmigungsrecht so umgehen, wie es ein Behördenleiter gutsherrschaftlich wünsche, ist nicht nur absurd, es beleidigt auch die Menschen, die im Regierungspräsidium Kassel arbeiten. Und das wiegt schwerer als mein Empfinden der persönlichen Verunglimpfung.

Dr. Walter Lübcke, Regierungspräsident des Bezirks Kassel



## Pseudosozialistisch

**Nr. 27/2016** Die Wutwähler erobern die westliche Welt. Die Menschen, die jetzt eine Umkehr fordern, haben unsere offenen Gesellschaften erst erschaffen und es möglich gemacht, so zu leben, wie wir es als Europäer lieben. Dass die Globalisierung hauptsächlich Arbeitssklaven in Asien und billige Produkte für die ganze Welt produziert und die Umwelt nachhaltig schädigt, dass die Gewinne nur fünf Prozent der Menschheit erreichen, sollte auch dem Letzten aufgegangen sein. Es bedarf einer generellen Umkehr.  
Uwe Creutzmann, Krostitz (Sachsen)

Demokratie ergibt nur Sinn, wenn das Versprechen auf Teilhabe eingelöst wird. Wenn die Intelligenz aber nur noch den eigenen Vorteil durchsetzt, dann kann man verstehen, dass die Wutbürger mit der Demokratie nichts mehr anzufangen wissen. Da sie nicht an den Vorteilen der EU teilhaben können, sind sie bereit, die EU zu opfern. Wenn Linke rechte Politik machen, um an der Macht zu bleiben (Schröder, Blair, Clinton), und Konservative sozialdemokratische Politik betreiben (Kohl, Merkel), darf man sich nicht wundern, dass die demokratischen Parteien als Einheitsmasse gegen die einfachen Leute wahrgenommen werden. Da erscheinen populistische, national eingestellte pseudosozialistische Verkünder als Heilsbringer.

Dr. Klaus Dierlich, Düsseldorf

Sehr viele Bürger sind von der heutigen Politik maßlos enttäuscht, Demokratie scheint nur noch eine Illusion zu sein. Es geht nur noch um Geld und Macht. Ge-



**Brexit-Anhänger im englischen Sunderland**

meinwohl? Nicht profitabel genug. Das empfindet hauptsächlich die ältere Landbevölkerung oder der weniger gebildete Verlierer der Globalisierung so? Nein, das zu glauben ist ein fataler Fehler.

Sybille Weisser, Tengen (Bad.-Württ.)

Die Radikalisierung vieler Bürger entspringt der Tatsache, nicht dem Gefühl, dass die Politik keine Antworten hat. Sie hat sich jahrelang von Establishment und Großkapital kaufen lassen. Die Globalisierung ist kein gottgewolltes Ereignis, sondern die praktische Umsetzung der Ideo-

logie der absoluten Gewinnmaximierung. Der schwindende Wohlstand der Mittel- und Unterschicht ist nicht gefühlt, sondern real. Produktionsprozesse werden ohne jegliche Rücksicht auf irgendwelche Standards wo irgend möglich immer zu dem billigsten Arbeitssklaven verschoben, nur der Kapitalist wird immer reicher. Aber der Wind wird sich drehen.

Michael Heuberger, Markt Pyrbaum (Bayern)

## Giftiger Inhalt

**Nr. 27/2016** Kolumne: Der schwarze Kanal – War Hitler Antisemit?

Antisemitismus bezeichnet eine pauschale Ablehnung der Juden und des Judentums. Diesen Sachverhalt mit der Kritik an der – manch einer möge sagen: völkerrechtswidrigen – Politik des Staates Israel gleichzusetzen, wie Herr Fleischhauer dies in seiner Kolumne tut, erinnert in seiner kausalen Stümperhaftigkeit an die Argumentation eines Sarrazin. Sehr, sehr ärgerlich.

Katrin Durschang, Sulzbach am Main (Bayern)

Obama und Merkel haben Netanyahu bereits mehrfach kritisiert. Sind sie deshalb ebenfalls Antisemiten?

Kurt Reetz, Berlin

Was mich immer wieder erstaunt, ist die glatte und glitschige Art, mit der in einer Durchmischung von propagandistischen Elementen alles und jedes Vorkommnis, dessen zu bemächtigen der geschickte Schreiber sich in die Lage versetzt sieht, benutzt wird, um auf den persönlichen politischen Widersacher (SPD, Grüne) und Feind (Die Linke) einzudreschen und das Ganze als einen menschenfreundlichen und aufklärenden Beitrag zu verkaufen. Das Geschreibsel kommt daher wie ein Suppositorium mit giftigem Inhalt.

Hanspeter Sperzel, Hochheim am Main (Hessen)

## Respekt vor dieser Frau

**Nr. 27/2016** Eine Sprecherin der Linksjugend wird von Migranten vergewaltigt, sie verschweigt die Tat zunächst – aus Sorge, Fremdenfeindlichkeit zu schüren

Bedenklich erscheint mir an dem Verhalten Frau Görens, dass sie in einem überzogenen Verantwortungsgefühl die Wahrheit ihren politischen Überzeugungen opfert und damit letztlich ihrer Glaubhaftigkeit als politischer Aktivistin schadet.

Sven Heß, Berlin

Der Artikel hat mich persönlich, gerade als junge Frau, sehr überrascht. Eine Frau, die politisch so engagiert ist, steckt wahrlich in einem Zwiespalt? Respekt vor dieser Frau. Ich kann es verstehen – es ist schwer, darüber zu reden, gerade wenn man proklamierte Vorsprecherin der Linksjugend ist und Flüchtlinge, Ausländer



**Aktivistin Gören in Mannheim**

und so weiter befürwortet. Ich denke, ich hätte auch so gehandelt. Umso schöner, dass sie – wenn auch auf Drang – die Kraft fand, sich zu öffnen! Toller Artikel.

Anna Lana Röver, Oldenburg (Nieders.)

## Rückfall ins Mittelalter

**Nr. 27/2016** Der Siegeszug des Populismus

Endlich ein emotionsloser Erklärungsversuch zum Brexit und zu sonstigen Demokratieproblemen weltweit!

Kurt Axtmann, Oberkirch (Bad.-Württ.)

In dem Beitrag Romain Leicks, der gründlich in geistesgeschichtlichen und philosophischen Tiefen nach einer Begründung der europäischen Krise sucht, wird die Idee eines Europas der Vaterländer angeboten – ein alter Hut von de Gaulle. Er zählt aber nicht die Nachteile eines renationalisierten Europas auf: keine gemeinsame Außen-, Wirtschafts- und Finanzpolitik. Zu fürchten ist, dass auch die Mehrheit der Franzosen in Fragen der europäischen Integration noch immer gaullistisch denkt und Europa in das politische Mittelalter zurückfällt.

Klaus Reisdorf, Wolfsburg

Der Vertrag von Lissabon sieht einen geordneten Austritt eines Landes vor. Großbritannien hat sich mehrheitlich für seinen Austritt ausgesprochen. Den Demokraten zeichnet aus, auch ein Votum zu respektieren, das er selbst für falsch hält. Wir kennen die Zukunft nicht und wissen nicht, ob die Entscheidung gut oder schlecht war. Wir bemerken aber, dass viele Menschen unsicher sind. Es wird Veränderungen geben, und was gut oder schlecht ist, wird auch künftig jeden Tag von Millionen Menschen immer wieder neu bewertet und individuell festgestellt. Mehr ist es doch eigentlich nicht, oder?

Thomas von der Mühlen, Küsten (Nieders.)

Das Beste, was ich in den letzten zehn Jahren im SPIEGEL gelesen habe.

Dr. Hergen Heinemann, Rastede (Nieders.)

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe ([leserbriefe@spiegel.de](mailto:leserbriefe@spiegel.de)) gekürzt sowie digital zu veröffentlichen und unter [www.spiegel.de](http://www.spiegel.de) zu archivieren.

Aus der „Welt“: „Der Mensch besteht nicht nur aus Essen und Sex. Warum sollte das bei Eiche und Fichte anders sein, fragt Förster Peter Wohlleben.“

## Wilde Verfolgungsjagd

Pkw prallt gegen Friedhofsmauer und flieht zu Fuß

Aus der „Deister- und Weserzeitung“

Aus dem „Tagesspiegel“: „Da auch niemand eine Hand als ‚vermisst‘ oder ‚verloren‘ gemeldet habe, müsse man wohl davon ausgehen, dass derjenige, dem sie gehöre, tot sei.“

## Friedhöfe feiern mit beim Sommerfest

Aus der „Bild“

Aus dem „Südkurier“: „So unterstützt der Club mit der Übernahme einer Patenschaft die vierjährige Ausbildung einer indischen Nonne zu einer tibetanischen Ärztin.“

Zitat eines Jägers in der „Schwetzinger Zeitung“: „Das Problem ist, dass Kaninchen Höhlenbrüter sind.“

## Füller wird zum Auslaufmodell

Bildung Privatgymnasium Altdiez ließ die Schüler entscheiden - Klare Mehrheit für Abschaffung

Aus der Koblenzer „Rhein-Zeitung“

Bildunterschrift aus der Lokalbeilage „Leutkirch hat was!“, „Ältere Aufzeichnungen sind kaum mehr entzifferbar. Eine Syphillisarbeit beginnt.“

## Kühlschrank gesucht zum Grillen, ☎ 0 180 123 456 789

Kleinanzeige aus der „Mittelbadischen Presse“

Aus der „Bild“: „Seine Distanzschüsse haben eine Geschwindigkeit, die selbst in Zeitlupe kaum zu erkennen sind.“



## „Dein SPIEGEL“ 2 x gratis testen!

„Dein SPIEGEL“ – das Nachrichten-Magazin für Kinder und Jugendliche ab 8 Jahren.

Bestellen unter:

 [www.deinspiegel.de/gratis](http://www.deinspiegel.de/gratis)

 040 3007-2700

Bitte Aktionsnummer angeben: DS16-091



## Zitate

Das „Handelsblatt“ zur SPIEGEL-Meldung „Schwarzers Steuergeheimnis“ (Nr. 6/2014):

Alice Schwarzer teilt nun das Schicksal etlicher Deutscher mit einem Konto in der Schweiz: Sie ist als Steuerhinterzieherin vorbestraft. Ja, es stimmt, das gegen sie laufende Steuerverfahren sei abgeschlossen, räumte Schwarzer am Wochenende ein. „Wie zu erwarten via Strafbefehl“, ergänzte sie, ohne etwas über dessen Höhe verlauten zu lassen. Die Rede ist von einer Strafzahlung in sechsstelliger Höhe. Für die stets kämpferisch und mit höchstem moralischem Anspruch auftretende Chefredakteurin und Verlegerin der Zeitschrift „Emma“ war es eine mittlere Katastrophe, als der SPIEGEL Anfang 2014 berichtete, Schwarzer habe schon im Jahr 2013 Selbstanzeige erstattet, um einem Strafverfahren wegen Steuerhinterziehung zu entgehen. Schwarzer, Jahrgang 1942, besaß seit den 1980er-Jahren ein Konto in der Schweiz. Konto und Erträge hatte sie allerdings den Finanzbehörden verschwiegen. Später zahlte sie in Deutschland insgesamt 200 000 Euro Steuern nach.

Die „Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung“ zum SPIEGEL-Bericht „Das Phantom“ über den Ehemann der Kanzlerin, Joachim Sauer (Nr. 1/2006):

Zumindest was ihren Rotwein-Bestand anbelangt, darf das Ehepaar Merkel/Sauer auf Dauer über seine Verhältnisse leben. Nachdem die „Bunte“ über deren Wein-Vorlieben geschrieben hatte, soll sich ihr Ehemann mokiert haben: „Wir trinken doch keinen deutschen Rotwein.“ So zitierte ihn jedenfalls der SPIEGEL hinterher. Seit dieser Zeit wird die Bundeskanzlerin von deutschen Winzern mit Rotwein regelrecht zugeschüttet.

## Der SPIEGEL berichtete ...

... in Heft 28/2016 „Regionales Gschmäckle“ über ein umstrittenes Signet für Produkte aus Baden-Württemberg:

Die Landtagsfraktionen von SPD und FDP haben nach den Berichten des SPIEGEL und der „Stuttgarter Zeitung“ jeweils eine parlamentarische Anfrage angekündigt oder eingereicht. Sie wollen wissen, warum die Kaufland-Supermärkte in Baden-Württemberg das Signet mit den drei Löwen benutzen durften, obwohl es dem offiziellen Herkunftszeichen für Agrarprodukte aus dem Südwesten stark ähnelt. Andere Handelsketten hatten darauf verzichtet.



## WILDE ZEITEN AUF ARTE

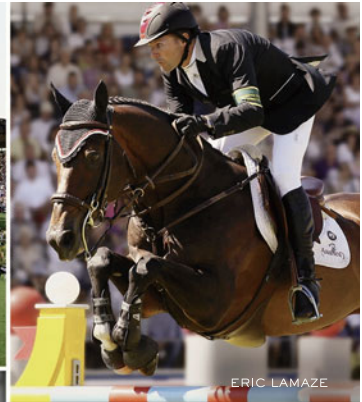
„Summer of Scandals“. Mit Punkrock-Legende Iggy Pop. Ab 16. Juli immer am Wochenende.



NOCH MEHR ARTE - MIT DER ARTE APP  
UND AUF ARTE.TV/SUMMER



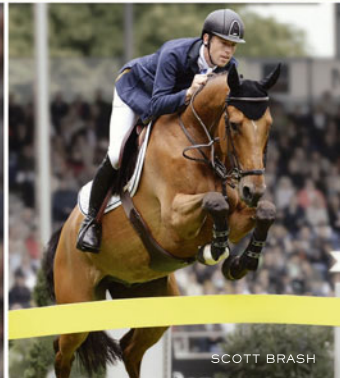
CHIO AACHEN



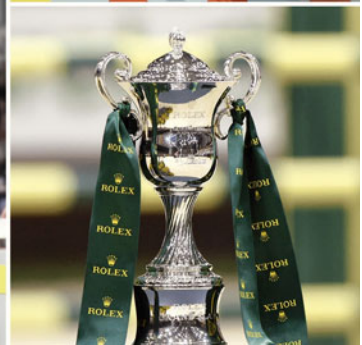
ERIC LAMAZE



MEREDITH MICHAELS-BEERBAUM



SCOTT BRASH



WENN  
WELTWEITES  
PRESTIGE  
ERREICHT WIRD,  
WURDE GESCHICHTE  
GESCHRIEBEN.

Diese Uhr ist eine Zeitzeugin. Sie hat die Traditionen und das Prestige des CHIO Aachen erlebt. An den Handgelenken derer, die bei einem der begehrtesten Majors des Pferdesports siegen wollen – auf der ultimativen Jagd nach dem Rolex Grand Slam of Show Jumping. Sie zählt nicht nur die Zeit. Sie erzählt Zeitgeschichte.



OYSTER PERPETUAL DATEJUST 41



WELTFEST DES PFERDESSPORTS, CHIO AACHEN  
AACHEN, DEUTSCHLAND  
8. BIS 17. JULI 2016

